40

379/1

F. I. Bertuch.

B. S. B.
MÜNCHEN

<36640851360018

<36640851360018

0
33

Bayer. Staatsbibliothek

LE MARÉCHAL DE RICHELIEU

à l'âge de 80 ans.

Vanloo pinx. *C. Müller Sc:*

Memoiren

des Marschals

Herzogs von Richelieu,

Pairs von Frankreich und Ober-Kammerherrn des Königs;

als Enthüllung der Geschichte des Französischen Hofes unter Ludwig XIV, der Regentschaft des Herzogs von Orleans, Ludwig XV, und der vierzehn ersten Jahre der Regierung Ludwigs XVI, Königs der Franzosen, und des Wiederbringers der Freyheit; in der Bibliothek und unter den Augen des verstorbenen Herrn Marschals zusammengetragen, und der Französischen Nation gewidmet.

Erster Theil.

Mit Churfürstl. Sächsisch. gnädigstem Privilegio.

Jena,

bey Johann Michael Mauke, 1790.

Staats-Bibliothek
München

Vorrede.*)

Diese Memoiren verdanken ihre Entstehung einer merkwürdigen und wenig bekannten Anekdote, die einstmahl (1778) in einer ansehnlichen Gesellschaft erzählt wurde.

*) Diese Vorrede steht zwar im Original vor dem vierten Bande: allein sie gehört eigentlich hierher, weil sie die Geschichte des Werks enthält, die noch einiger Zusätze bedarf.

Sobald die gegenwärtigen Memoiren des Marschals Richelieu angekündigt waren, widersprach ein Sohn des Verstorbenen im Iournal de Paris, und ließ selbst Memoiren ankündigen, die unter seiner unmittelbaren Aufsicht, aus den Papieren seines Vaters geschrieben werden sollten. Auf diesen Angriff, der augenscheinlich nur eine Rechtfertigung des Sohns gegen

den

Man sagte nehmlich, der Herzog de la Vrilliere habe das Manuskript von einer Geschichte Ludwigs

den jetzigen Hof seyn sollte, folgte eine Vertheidigung unsers Herausgebers, wie sie vielleicht vor dem vierzehnten Julius des verflossenen Jahres nicht erfolgt seyn würde. Diese Schutzrede mag hier eine Stelle finden, weil sie etwas mehr ist, als Antwort auf einen literarischen Fehdebrief.

„An die Herausgeber des Iournal de Paris."

„Da das Publikum glauben könnte, es gebe keine andern Memoiren des Marschals von Richelieu, als diejenigen, die sein Herr Sohn, laut der Ankündigung in Ihrem Journale, schreiben lassen will, so sey es mir erlaubt, die Quellen anzugeben, aus welchen ich die bey Buisson angekündigten Memoiren geschöpft habe, und mich zugleich gegen seine Vorwürfe zu verantworten."

„An den Herrn Herzog von Richelieu."

„Bey der Herausgabe der Memoiren Ihres Herrn Vaters würde mir allerdings Ihre Zustimmung sehr willkommen gewesen seyn. Indessen auch jetzt, da Sie mir dieselbe so auffallend verweigern, werden Sie mir wenigstens vergönnen öffentlich die Versicherung zu wiederhohlen, daß ich die bey Buisson angekündigten Memoiren würklich unter den Augen Ihres Herrn Vaters, in seiner Bibliothek, wo ich drey Jahre lange, nebst fünf bekannten Kopisten, die ich zu Zeugen darstellen kann, damit beschäfftigt war, geschrieben habe.

Wenn es daher Ihnen auch freysteht, seine noch übrigen Papiere dem Herrn Intendanten von B***,

zur

wigs XV, welche Duclos auf Befehl der Regierung geschrieben habe, wegnehmen lassen.

zur Ausarbeitung ähnlicher Memoiren, zu übergeben, so können Sie ihm dennoch weder mein Werk geben, das unter den Augen des verstorbenen Herrn Marschals entstand, noch die Thatsachen die er mir in die Feder diktirt hat, noch auch seine besondern und geheimen Memoiren, unter dem Titel: Chronique scandaleuse et politique, wovon das Original einem seiner Freunde anvertrauet war, und die Ihnen, nach Ihrem eigenen Geständnisse, gar nicht bekannt sind; noch endlich seine Handschriften, die ich zum Theil aus seiner Bücherversteigerung habe erstehen lassen, so wenig als die Memoiren verschiedener vornehmer Herren seiner Zeit, die ich zu Rathe gezogen habe.

Hierzu kömmt, daß die Geschichte, als eine strenge und sogar unerbittliche Richterin, auf keine Familie, auf keine Kinder Rücksicht nehmen darf. Der verstorbene Herr Marschal hatte selbst gewünscht daß seine Memoiren in England gedruckt werden mögten, und mir die Erlaubniß gegeben, sie mit eben der Freymüthigkeit zu schreiben, wie man in Londen, nach einer langen Reihe von Jahren, schreiben darf. Da ich aber nun in Frankreich selbst Fug und Recht dazu habe; da seit dem Umsturze der Bastille, der Zeitpunkt, da sich Geschichte schreiben läßt, seinen Anfang genommen hat; da auch, mit dem Todestage des Herrn Marschals, seine Erlaubniß, die Thatsachen, die er mir offenbart hatte, bekannt zu machen, vollkommen gültig geworden ist: so werden Sie wohl zugeben müssen, daß ich mich dieser Erlaubniß in meinem eigenen Vaterlande bediene. Schmeichelnde Academiciens

Es kam mir seltsam vor, daß die Regierung ihr eigenes Werk wieder vernichtet haben sollte; und diese Betrachtung führte mich auf den Gedanken, die Geschichte Ludwigs XV genauer zu untersuchen.

Ich

miciens und pansionirte Historiographen haben uns lange genug mit Komplimenten, Elogen und Mährchen heimgesucht: Aber nun ist in Frankreich die Zeit solcher Armseligkeiten vorüber; und ich würde mich selbst zu entehren glauben, wofern ich nicht die Thatsachen, die der verst. Herr Marschal von Richelieu mir anvertraute, vorzüglich die Vergehungen des Weßirats gegen die Majestät der Nation und unserer Könige, in seinen Memoiren vor den Augen der ganzen Welt enthüllte.

„Der Verf. der Mem. des Marschals von Richelieu."

Nach einer solchen Vertheidigung scheint die Fehde, die so lebhaft begann, bald wieder eingeschlummert zu seyn, denn der Herz. v. Richelieu antwortete hierauf nichts. Man zweifelt nun nicht mehr an der Aechtheit dieser Memoiren, in sofern hierunter nicht ein eigenes Werk des verst. Marschals, sondern die Bearbeitung seiner Materialien unter seinen Augen verstanden wird. In der letztern Rücksicht verdankt man sie dem Herrn Abbe Giraud-Soulavie, der sich schon als einer der besten Köpfe und Schriftsteller in Frankreich bekannt gemacht hat. Wer sollte nicht nach dieser Probe eine Geschichte von Frankreich, zu der er Hoffnung macht, von ihm wünschen?

A. d. Uebers.

Ich durfte weder lange noch mühsam nachforschen, so ward es mir schon einleuchtend, daß la Vrilliere sehr gute Gründe gehabt hätte die Regierungsgeschichte Ludwigs XV im Dunkel zu erhalten.

Um diese Zeit fiel mir eine gedruckte Sammlung von Anekdoten, die sich auf jene Geschichte bezogen, in die Hände. Meaupou, der damahlige Aufseher des Bücherwesens in Frankreich, ein denkender, feiner Kopf, hatte das Buch gänzlich verboten. Es enthielt zwar weiter nichts als Lobsprüche auf die Regierung: allein damahls erlaubte die Inquisition in Frankreich, so wie die in Venedig, weder Gutes noch Böses von der Staatsverwaltung zu sagen.

Diese Besorgnisse, dieses Schleichen im Dunkel reitzten meine Neugier immer mehr. Ich sammelte blos über die Geschichte Ludwigs XV, nach und nach, gegen zweyhundert Druckschriften, die auch noch in meiner Bibliothek sind. Ich las, oder vielmehr ich durchlief sie alle: sie enthielten keine Geschichte des achtzehnten Jahrhunderts. Ich nahm Voltaire's Siecle de Louis XIV dazu: aber hier waren die Begebenheiten blos angedeutet, nicht erzählt, wie in seiner Lobrede auf Ludwig XV, Staatsverfassung, fand ich bey ihm eben so wenig, als eine zusammenhängende Erzählung solcher Begebenheiten, wobey er doch selbst Beobachter gewesen war; er sagte mir weder von den Pflichten der Regenten, noch von den Versündigungen der Minister. Ich entdeckte in ihm

einen Gegner der Religion, einen Schmeichler des Ministeriums, aber keineswegs den Geschichtschreiber von Frankreichs Elend im achtzehnten Jahrhundert: kurz, er gab mir nur ein abgerissenes Stück vom Ganzen. Ich zog hieraus den Schluß: eben die Gründe, welche den Herzog de la Vrilliere bewogen hätten die Handschriften von Duclos zu unterdrücken, könnten wohl jeden Minister bestimmen, die handschriftlichen Memoiren seiner Zeit, die etwa in seinen Besitz kämen, für jedermann unsichtbar zu machen. Die Franzosen waren noch stumm und kriechend in Versailles, schüchtern in Paris, niedergeschlagen und muthlos in den Provinzen.

Aller dieser Rücksichten und Bedenklichkeiten und Gemächlichkeitsliebe ohnerachtet gewann ich dennoch den Zutritt in die Kabinette verschiedener Männer, die selbst, oder deren Vorfahren in Staatsgeschäfften gebraucht worden waren, und schrieb. Es währte nicht lange, so ward ich dem Marschal von Richelieu als Verfasser einer Regierungsgeschichte des verstorbenen Königs vorgestellt. Der Marschal erklärt' es geradezu für sehr zweifelhaft, ob sich eine solche Geschichte vollständig liefern lasse, ohne seine Papiere dabey zu Rath zu ziehen. In diesen, setzte er hinzu, müsse man unsere Geschichte suchen; und sogleich gab er Befehl sie mir vorzulegen.

Hier

Hier muß ich nun etwas von dem wiederhohlen, was ich vor einiger Zeit in den Mercure de France (No. 48, 1788. S. 195) einrücken ließ. „Es war nehmlich die ernstliche Absicht des Herrn „Marschals von R., daß mir nichts vorenthalten „werden sollte. Drey Jahre habe ich damit zugebracht, „die Originalurkunden auszuwählen, zu studieren und „auszuziehen. Ich hatte dabey einen fleißigen und einsichtsvollen Gehülfen an dem Bibliothekar des Marschals, Herrn Plocques, der mich in der Kenntniß und Auswahl der Handschriften auf das Freundschaftlichste unterstützt hat."

Der Marschal nahm selbst vielen Antheil an meinen Untersuchungen, an meiner Arbeit und an der Einrichtung meines Werks. Er bestand darauf, ich sollt' es seine Memoiren nennen, als ob er selbst der Erzähler sey. Er kam oft, wenn ich arbeitete, in seine Bibliothek; er half mir die Begebenheiten aufsuchen und auswählen; er setzte Anekdoten hinzu; er gab mir die Grundzüge zu meinen Schilderungen an, und sprach von berühmten Verstorbenen so lebhaft, als ob sie noch am Leben und an ihren Stellen wären.

Ich machte ihm einmahl den Einwurf, man würde, bey einer Vergleichung seiner persönlichen Grundsätze mit denen in seinen Memoiren die letztern nimmermehr für ächt gelten lassen. Es sey nehmlich meine Absicht, alles ohne Hülle darzustellen: die Un-

gerechtigkeit der Minister; die Habsucht und Niederträchtigkeit der Hofschranzen; die Schläfrigkeit des verstorbenen Königs; die Bedrückungen der Intendanten; das Schwankende der Ministerialverwaltung; die Unverschämtheit der Kommissionen; die ganze Verfahrungsart der Staatsräthe, Requetenmeister und anderer Minister vom zweyten Range, die das Verderben des Reichs sind. Würde die Geschichte, setzte ich hinzu, nach diesen Grundsätzen durchforscht und behandelt, so könnte sie nützlich werden: übrigens würde diese Darstellung gegen den Begriff, den man von den Grundsätzen des Herrn Marschals habe, sonderbar genug abstechen. Auf diesen Einwurf gab er mir zur Antwort: er sey mit einem gewissen vorzüglichen Schriftsteller, der seinen Oheim streng genug behandelt habe, sein ganzes Leben hindurch genau bekannt gewesen. Und dabey sagte er in Absicht auf die Minister, Intendanten und Requetenmeister so viel Wahres, Treffendes und Schönes, daß ich mehr Muth faßte, und ihm versprach mein Werk nach seinem Namen zu nennen. „Reden Sie, setzt' er noch „hinzu, in der ersten Person, wie in den Memoiren „des Marschals von Villars. Sehen Sie, wie unbefangen dieser erzählt, und wie er von seinen Thaten „und Fehlern in ebendemselben Tone spricht. So sollte man durchgängig schreiben! von mir wenigstens „gelte vollkommen die Freyheit, die man in London „hundert Jahre nach den Begebenheiten genießt."

Seine Theilnehmung an meiner Arbeit wurde immer lebhafter; und so schwach er schon war, so viel Mühe man sich auch gab mein gewagtes Unternehmen zu vereiteln, so standhaft blieb er doch dabey es öffentlich in Schutz zu nehmen.

Auf meine Vorstellung, daß Erzählung von Hofanekdoten oder Hofgalanterien sich nicht mit meinen Grundsätzen vertragen würde, und auf meinen Wunsch, alle diejenigen, die sich nicht auf Staatsgeschäffte bezögen, übergehen zu dürfen, übernahm es ein Freund von ihm, Herr de la B., *** den er eben umarmt hielt, sein Privatleben als Hofmann zu schreiben. Herr de la B*** war mit den Geheimnissen vom Hofe Ludwigs XV genau bekannt geworden, hatte sonst in vielen Stücken das Vertrauen seines Herrn besessen, und sich in einer Lage befunden, die ihm zur Beobachtung des verborgenen Ursprungs der Begebenheiten günstig gewesen war.

Dem Herrn Marschal, der sich immer mehr für mein Unternehmen interessirte, war es indessen eine Freude, wenn er sich von allem, was ihn umgab und beobachtete, losmachen, und in seine Bibliothek flüchten konnte. Er gab mir auch die Erlaubniß, mir von denjenigen Stücken, die ich zu behalten wünschte, durch fremde Kopisten Auszüge machen zu lassen. Die Grundsätze, nach welchen ich meinen Stoff wählte und bearbeitete, mißfielen ihm so wenig, daß er mich

viel-

vielmehr aufmunterte immer freymüthiger zu schreiben. Und noch kurz vor seinem Tode, als seine Geisteskräfte schon abnahmen, fragte er noch den Herrn Plocques nach der Ausarbeitung seiner Memoiren.

Ich habe bisher die ersten Quellen meines Werks angezeigt; nun glaube ich noch ferner angeben zu müssen, was ich ausserdem für gleichzeitige Memoiren gebraucht habe, um mein Buch mit neuen Thatsachen zu bereichern, und gleichsam die verschiedenen Parteyen gegen einander abzuhören.

Der Herzog von Luynes, Deputirter bey der Notionalversammlung, hat mir, ein ganzes Jahr lang, den Gebrauch seines Kabinets erlaubt, welches besonders einen reichen Vorrath von Papieren von Colbert und von schätzbaren Memoiren über die neueste Geschichte enthält.

Der Präsident von Ormesson, ebenfalls Deputierter bey der N. V. und königl. Bibliothekar, hat die Gefälligkeit gehabt, mir seine Handschriften in Betreff der häufigen Irrungen zwischen dem Ministerium und der Magistratur mitzutheilen.

Der Präsident von Mesuieres hatte eine ausserordentlich starke Sammlung von Angelegenheiten der Parlemente und Cours Souveraines hinterlassen. Diese, in ihrer Art einzige Sammlung ist, zum Vortheil der französischen Geschichte, an den königlichen Prokurator, Herrn von Brunville, übergegangen; und

und diesem verdanke ich die Erlaubniß, die Unterhandlungen der Minister mit den Parlementen excerpieren, und die geheimen Registraturen der Cours- und Chambres, die Verfahren der Kommissionen u. s. w. zu Rathe ziehen zu dürfen. Dieß waren meine Quellen in Absicht auf die politischen Angelegenheiten der Parlemente.

Ich gebe nun noch Nachricht von einigen Handschriften, die ich gebraucht habe.

I. Chronique scandaleuse et politique de la Regence et du regne de Louis XV, par M. *le Marechal de Richelieu.*

Der erste Theil, von 1715 bis zum Schlusse der Regentschaft, ist von des Marschals eigener Hand. Man findet darin sehr viel ausgestrichen; ein Beweis, daß dieses Werk gewiß von ihm herrührt.

II. Seconde Partie, depuis le commencement du Ministere de M. le Duc jusqu'à la fin de celui de M. de Choiseul.

Dieser zweyte Theil enthält Anekdoten und Aufschlüsse über die geheimen Ursachen verschiedener Begebenheiten. Die Schreibart ist weitschweifig, aber der Inhalt reich an Interesse. Wie es scheint, so ward es zur Unterhaltung des verstorbenen Königs in seinem Alter geschrieben. Verschieden davon ist ein anderes Manuscript, welches der Herr Marschal dem jetzigen König überreicht hat, und der Monarch vielleicht noch jetzt in seiner Bibliothek besitzt.

III. Recueil

III. Recueil de pieces originales et anecdotes du premier Miniſtere du Comte de Maurepas, Miniſtre de la Marine, 50 Bände in Reg. Fol.

Dieſes Manuſkript iſt (1) eine ganz umſtändliche Geſchichte des Hofs, ein reicher Vorrath von Anekdoten in Betreff der Prinzen, Prinzeſſinnen und Miniſter, von deren Verweiſungen die Urſachen zum Theil entwickelt ſind; (2) eine Regierungsgeſchichte der erſten Jahre Ludwigs XV, in Zeichnungen, die der Graf hatte entwerfen laſſen, ehe man noch Kupferſtiche von den Begebenheiten erhielt; (3) eine Geſchichte der Manufakturen, Moden und Handwerke, denn von jedem neuen Zeuche, von jedem neuen Handwerke und von jeder neuen Mode findet ſich hier eine Zeichnung nach der Ordnung der Zeiten; (4) eine Geſchichte des Seeweſens, indem hier alle Operationen bey einer Seeſchlacht, bey neuen Schiffen und in den Höfen mit einer Feinheit und Schönheit gezeichnet ſind, in welcher man die beſten damahligen Meiſter erkennt; (5) auch eine Geſchichte der Kunſt, denn man findet hier eine Beſchreibung von ihren Fortſchritten, und die beſten Stiche jener Zeit nach der Ordnung ihrer Erſcheinung, in dem Zeitraume von 1715 bis 1742.

IV. Memoires du premier Miniſtere du Comte *de Maurepas*, 6 Vol. in 4.

Dieſes Manuſkript enthält das Werk, zu welchem das vorhergehende die Belege liefert. Der Graf

von

von M. ist nichts weniger als ein gründlicher Geschichtschreiber; seine Memoiren tragen das Gepräge seines Charakters, das heißt, sie sind leicht hingeworfen, untermischt mit Pointen, flüchtigen Poesien und Bonmots, die er am Hofe fallen ließ, und die man in der Stadt nachsagte. Allein sie sind auch voll von Thatsachen, die größtentheils unbekannt sind. Von den Prinzen und Herren und Damen vom Hofe sagt er viel, von Geschäfften wenig. Er ist ein Wüstling, und eben nicht sehr religiös; hätte er sich aber zu einer Partey bekennen müssen, so wären es die Jansenisten gewesen.

V. Memoires du Preſident *Henault*; 1 Vol. in Fol.

Der Präsident Henault hat einen Band sehr anziehender Memoiren hinterlassen, in welchem die Geschichte der ersten Jahre des gegenwärtigen Jahrhunderts enthalten ist. Er hatte die politischen Angelegenheiten der Magistratur sehr genau untersucht, und zergliedert sie hier mit ungemeinem Scharfsinn. Er besuchte die Minister fleißig; er verstand den Hof und die Unterhandlung. Sein geschmeidiger, biegsamer, gefälliger, feiner Charakter erleichterte ihm sein Fortkommen am Hofe der verstorbenen Königin.

VI. Memoires *de Maſſillon*, Eveque de Clermont.

Der verstorbene König besaß in seiner Bibliothek die handschriftliche Geschichte seiner Minderjährigkeit, die ihm der Verfasser der heiligen Reden hatte

te

te schreiben müssen, um ihn von den Begebenheiten seiner Jugendjahre zu unterrichten.

So sehr die oben angeführte Chronik von der schönen Form der Geschichte abweicht, so vorzüglich ist in dieser die Kunst, sowohl in der Schönheit der Schilderungen, als in der Verbindung der Begebenheiten und in der Darstellung des Lasters, die getreu ist, ohne selbst gefährlich zu werden.

VII. Oeuvres et Memoires des freres *Paris et de Law* sur le Systeme, sur l'Administration des Finances; 8 Voll. in Gr. Fol.

VIII. Memoiren, Annalen, Sammlungen von Luynes, Breteuil und dem Marschal von Asfeld; die handschriftliche Fortsetzung von Torcy's Memoiren bis zur Quadrupel-Allianz; die bänderreichen, frostigen Annalen des Marquis d'Angeau.

Ich habe alle diese Memoiren gelesen, studiert und verglichen, um gewiß zu werden, daß es keine bekannte Handschriften aus den Zeiten des Marschals von Richelieu gebe, die ich nicht gegen einander gehalten hätte.

IX. Briefe der Frau von Maintenon, der Prinzessin Ursini, des Marschals von Villars, des Marquis von Silly, des Kardinals von Polignac, der Frau von Prie, der Frau von Tencin, des Kardinals Tencin, des Herzogs von Saint-Simon.

Dieser Letztere ist parteyisch, rauh, stolz, unversöhnlich; aber, wie ich gestehen muß, bey allen seinen Leidenschaften und Launen, einer der besten Köpfe seiner Zeit.

Ich bin auch in den Briefwechsel der Minister eingedrungen, die sie heimlich an die auswärtigen Höfe führten, um die dort öffentlich angestellten Minister zu beobachten, und öfters geheime, sehr mißliche Geschäffte zu betreiben. Zu seiner Zeit werde ich auch die Materialien zu meinen folgenden Bänden angeben, und die Kabinette nennen, die mir geöffnet wurden.

Vielleicht haben mich einige von diesen Handschriften in einzelnen Stücken irre geführt: aber in Absicht auf Interesse des Volks habe ich mich nie geirrt. Minister, Intendanten, ein Theil der Geistlichkeit und einige Mitglieder der Akademie mögen mich immer für einen parteyischen Schriftsteller halten; meine Partey ist keine andere, als die der Menschheit. Nur für diese sind Könige gewählt; nur für sie und nur zu ihrer Belehrung sind Prälaturen gestiftet; Stellen und Würden sind weiter nichts als menschliche Erfindungen zum Wohle des Volks.

Wenn Fürsten und Große die Gewalt mißbrauchen die ihnen von den Menschen anvertrauet ward, dann muß freylich der Akademicien ihre Fehler verschweigen, oder wohl gar schwülstige Lobreden halten. Der Geschichtschreiber hingegen spricht diesen Wortsvergessenen das Urtheil, und überliefert ihr Andenken dem strengen Tadel der Nachwelt. Es mögen mich

also Minister und einige Glieder der höhern Geistlichkeit, welche dieses Frankreich als ihr Eigenthum betrachteten und behandelten, immerhin für einen parteyischen Geschichtschreiber erklären, der sich weigere ihre Schutzrede zu übernehmen: die Menschheit bleibt dennoch die Partey, zu der ich mich bekenne, und nichts trennt mich von ihr, als der Tod.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Inhalt des ersten Bandes.

Seite

Einleitung über die historische Kunst. 7

1. Grundsätze und Charakter des vorliegenden Werks. Welche Klasse von Thatsachen in diese Memoiren gehört.
2. Die Geschichte ist ein redendes Gemählde von den Handlungen der Menschen; sie muß die Natur nachahmen. Allgemeine Regeln die den Geschichtschreiber bey der Zusammensetzung seiner Gemählde leiten müssen. 9.
3. Von der Einheit, oder Verbindung der Theile, die in allen Werken des Geistes seyn muß. 11.
4. Anwendung der Einheit des Plans auf die historische Kunst. 13.
5. Ihre Würkungen. 14.
6. Ihre Würkungen bey den Alten. 15.
7. Methode die Letztern nachzuahmen. 16.
8. Ihre Anwendung auf die französische Geschichte. 17.
9. Von der Wahrscheinlichkeit, als der zwoten Haupterforderniß bey Geisteswerken. Unterschied zwischen der historischen Wahrscheinlichkeit und der Wahrheitsliebe des Geschichtschreibers. 34.
10. Verzeichniß der jesuitischen, romanhaften oder leidenschaftlichen Schriftsteller. Berruyer, Marinan, Maimbourg, Strada, Bougeant, Orleans, Pallavicini, Vertot, Saint-Real, Moreau. 35.
11. Verzeichniß derjenigen Geschichtschreiber deren Ton natürlich ist. De Thou, Flaury, Rapin-Thoyras, Hume, Gibbon, Robertson, Watson, Giannone, Guicciardini, Devila ꝛc. 41.
12. Vom Geschmack; als dem dritten Haupterforderniß der Geschichte. 44.
13. Würkungen dieser Eigenschaft. 45.
14. Erstaunliche Menge und Mannigfaltigkeit der Geschichte von Frankreich, und Mangel an guten Geschichtschreibern. 47.

Seite

15. Ursachen dieses Mangels. Unterwürfigkeit der Geschichtschreiber unter das Ministerium, bey despotischen Nationen: erste Ursache. 48.
16. Unterwürfigkeit unter Akademien, die von den Ministern abhängen: zwote Ursache. 50.
17. Elogensucht. 52.
18. Züchtigungen die der ächte Geschichtschreiber von den Ministern zu erwarten hat. 56.
19. Merkwürdige Beyspiele dieser Art unter Ludwig XI, XIII, XIV, XV und XVI. 57.
20. In welchem Zeitraum eines Reichs man Geschichte schreiben könne? 60.
21. Von den persönlichen Eigenschaften eines guten Geschichtschreibers. 62.
22. Verzeichniß der vorzüglichsten Schriften über unsere Geschichte, und Charakterisirung unserer Geschichtschreiber; Mezeray, Daniel, Le Gendre, Henault, Bely, Desormenux. 63

Memoiren
des Marschals Herzogs von Richelieu.

I. Geburt des Herzogs von Fronsac, nachher Marschals und Herzogs von Richelieu, 1696. Vorstellung am Hofe Ludwigs XIV, 1710; Liebschaft mit der Herzogin von Burgund, nachherigen Dauphine; Vermählung mit Madem. von Noailles, im Febr. 1711; Anekdoten in Bezug auf jene Liebschaft; Schilderung der Dauphine. Gefangenschaft in der Bastille (22 Apr. 1711); Bemerkungen über die Letztere; Befreyung aus der Gefangenschaft und Abgang zur Armee, am 29 Jun. 1712. Wie Saint-Simon den jungen Herzog schildert. 69.
II. Uebersicht von Frankreich im J. 1712. England wird von den Alliirten, die Quesnoy belagern, abgezogen. Villars Belagerung und Einnahme von Marchienne. Villars verspricht den jungen französischen Herren die schöne Italiänerin des Prinzen Eugen zur Belohnung für die Einnahme der Stadt. Quesnoy wieder erobert. Friedensschluß zu Uetrecht; Fortsetzung des Kriegs zwischen Frankreich und dem Kayser. Belagerung von

Seite

von Freyburg. Der junge Herzog von Fronsac wird nach Fontainebleau geschickt, um dem König die Einnahme der drey Forts von Freyburg zu melden; Audienz beym König und dessen Antwort. 95.

III. Frankreichs Entwürfe gegen Oestreich, vom Kardinal von Richelieu angelegt. Wie Ludwigs XIV ganze Regierung dahin abzweckt, diesen Plan zur Würklichkeit zu bringen. 110.

IV. Friedensschluß zu Uetrecht, und Ausführung jener Entwürfe gegen Oestreich. Die Spanier bewegen ihren König ein Testament zum Besten eines französischen Prinzen zu machen. Europa verbindet sich gegen Ludwigs XIV Ehrgeitz und seine Universalmonarchie. Frankreichs erbärmlicher Zustand im J. 1709. Ludwig XIV schickt seinen Minister der auswärtigen Angelegenheiten nach Holland, um Frieden zu suchen. Demüthigende Conferenzen zu Gertruydenberg. Die Feinde des Monarchen lassen im Innern des Königreichs Schriften über die Ständeversammlung ausstreuen, um dadurch Unruhen unter dem Volke zu erregen. Der König versteht sich zu einer monatlichen Ablieferung von einer Million, um seinen Enkel wieder vom Thron zu stoßen. Begebenheiten, durch welche Europa, zum Vortheil Frankreichs, eine andere Gestalt gewinnt. Friedensschlüsse zu Uetrecht und Rastadt. Betrachtungen über Frankreichs Glück, und Uebersicht der Ursachen, die den Friedensschluß zu Uetrecht erleichterten. 114.

V. Ludwig XIV, seine Liebschaften und Frau von Maintenon. Charakter und Tod der Königin. Allgewalt der Frau von Maintenon. 135.

VI. Geschichte der königlichen Familie und des Hofs, vor dem Tode des Königs. Schilderung des Herzogs von Orleans, nachherigen Regenten von Frankreich, seiner Jugendjahre und Feldzüge. Er wird beschuldigt, daß er nach der Spanischen Krone strebe; Urtheil über ihn im Conseil zu Versailles. — Schilderung des sogenannten Großen

Seite

Dauphins; sein Tod und dessen Würkungen am Hofe. — Schilderung des Dauphins, vormahligen Herzogs von Burgund, Vaters von Ludwig XV; seine Tugenden und Talente; sein Tod, und das Absterben seiner Gemahlin, und ihres Sohns. Tod des Herzogs von Berry. Betrachtungen über diese unvermutheten Todesfälle der Nachkommenschaft Ludwigs XIV. Standhaftigkeit des Königs. Der Herzog von Orleans verbindet sich, auf künftige Fälle, mit dem Englischen Minister; dagegen schließen sich die königlichen legitimirten Söhne an den König und die Favoritin desto genauer an. Schilderung des Herzogs von Maine. Beschuldigungen gegen den Herzog von Orleans, als sey er der Mörder von Ludwigs XIV Nachkommenschaft, welches auch der König glaubt. Die Kabale der legitimirten Prinzen vereinigt sich mit der Frau von Maintenon, um den Herzog von Orleans von der Regentschaft auszuschließen, und sie vielmehr sich selbst zuzueignen. 146

VII. Feten und Ceremoniel am Hofe, vor dem Absterben Ludwigs XIV. Wie traurig es am Hofe war. Aufzug des Kapuzienergenerals zu Fontainebleau: dergleichen von dem General der Minimer. Audienz eines portugiesischen Jesuiten, der die Rolle eines Gesandten aus Persien spielt. 202

VIII. Ludwigs XIV, Grundsätze in Absicht auf Regentenmacht. Er saugt mit der Muttermilch die Grundsätze eines Unterdrückungssystems ein. In Absicht auf ihn selbst erniedrigt er zwar die Gewalt der Aristokraten, aber er läßt ihnen ihre volle Gewalt über das Volk. Er vergoldet die Ketten des Despotismus; er macht den Unterschied des Rangs und der hierarchischen Form bey der Geistlichkeit, bey dem Adel, bey der Robe und sogar in den Akademien immer fester; alle Republiken sind ihm verhaßt; er braucht Kommissionen anstatt der bisherigen Ministerialgewalt, die er den Aristokraten entzieht. Kommissionen der Intendanten für die Polizey und die Finanzen, oder auch der Kommendanten zur militärischen Vollziehung seiner Machtsprüche. Wie diese Kommissionen

Seite

nen sich wechselsweise belauschen müssen. Kommissionen von geheimen Kundschaftern, ausser den Ambassadeurs, an den Höfen. Postinquisition. Polizey in der Hauptstadt. Amoribilität der Parlementspräsidenten. Bücherkommission. Akademienkommission. Uebersicht der ganzen Regierung Ludwigs XIV, und aus welchem Grunde ihm seine Schmeichler den Beynamen des Großen gaben. 213.

IX. Ludwigs XIV Grundsätze in Absicht auf seine Unterthanen und die Rechte der Nation. Während seiner Minderjährigkeit bewilligt und beruft seine Mutter eine Ständeversammlung, unterdrückt sie aber wieder, ehe sie noch zusammenkömmt. Nach der Vorstellung des Königs ist jede Nationalversammlung nichts anders als ein erweitertes Conseil. Er behauptet die Nothwendigkeit der Bastille, wie er sagt, zum Besten seiner Unterthanen. Wahlfreyheit ist ihm verhaßt. Das Parlement sucht allemahl erst seine Einwilligung, wenn es gegen einen Großen verfahren soll. Er begünstigt die Irrungen des Adels mit dem Parlement, so wie die Irrungen der Pairie mit den Marschällen von Frankreich. Der Jesuitismus nimmt ihn ein. Wie die ersten Herren vom Hofe und vom Militär den Jesuiten schmeicheln. 231.

X. Ludwig XIV, nach jesuitischer Darstellung. Anmerkungen und Betrachtungen über den Glanz und Prunk seiner Regierung; über seine Ruhmsucht; über die Furcht, die seine Unterthanen vor ihm hatten; über seine Truppenvertheilung im Innern des Reichs, um sich Gehorsam zu verschaffen; über den Einfluß der Wissenschaften, die er in Schutz nahm, auf die Franzosen, die er seiner Größe aufopferte; über die Art von Talenten die er belohnte; über seine Liebschaften; über die geringe Festigkeit seiner Verträge; über den Haß von ganz Europa gegen ihn; über seine scheinbare Fassung in seinen letzten Unglücksfällen; über die Parallele, die seine Schmeichler zwischen ihm und Karl dem Großen gezogen haben. 251.

XI. Finanz-

Seite

XI. Finanzverwaltung unter ihm; die Grundsätze Colberts und Richelieu's. Verzeichniß der Impoſten, Steuern, Accisen u. ſ. w. Ludwigs XIV Aufwand auf Gebäude ꝛc. Heimliche Anleihen. Geheimniß der Finanzverwaltung. Vauban und Boisguilbert. Straflosigkeit der Minister, die seit der Untersuchung gegen Fouquet in Frankreich einreißt. 267.

XII. Ludwig XIV und seine Minister. Urkunden zu seiner Regierungsgeschichte. Colberts erster, dem König vorgelegter Plan von einer Reform in den Finanzen. Ebendesſelben zweyter Plan in Absicht auf die Staatsgefängnisse. Herr von Montespan gewissermaaßen exilirt. Colberts drittes Reformprojekt. Ebendesſelben viertes Projekt in Absicht auf die Geistlichkeit, den Adel und die Magistratur. Sein fünftes Memoire; Compte rendu; Uebersicht der Finanzen. Wie Ludwig XIV mit dem Parlementen umgieng, wenn neue Auflagen eingezeichnet werden sollten. Freude und Entzücken des Königs, wenn die Minister Geld auftreiben. Wie er seine Minister in Furcht erhielt, und sie ihm schmeichelten. 275

XIII. Umstände bey seinem Tode. Sein Gebet um Vergebung wegen des Unrechts das er dem Staate gethan habe. Täuschung des Herzogs von Orleans um die Regentschaft, die er ihm doch in seinem Testamente zugetheilt zu haben versichert. Alles verläßt ihn: sein Beichtvater, die Frau von Maintenon, sein Sohn, der Duc du Maine und die Höflinge. Jauchzen des Volks bey seinem Begräbniße. Urkunden. Erläuterungen über die Liebschaft des Marschals von R. mit der Herzogin von Burgund. 304

An

Bayerische
Staatsbibliothek
München

An die
Französische Nation.

Schüchtern verstummte sonst die Geschichte, wenn der Minister weiter nichts als Lobsprüche haben wollte: jetzt hat sie ihre Freyheit und ihre Rechte wieder erlangt.

Weßire werden nun nicht mehr ihr entehrendes Siegel auf die Werke des Geistes drücken; ihre Abgeordneten werden nicht mehr

unsere Schreibetische aufbrechen, unsere Brieftaschen plündern; die Polizeydiener werden sich nicht mehr an unsern Personen vergreifen dürfen. In keinem finstern Kerker wird künftig noch der hohe Schwung der Tugend und Vaterlandsliebe niedergeschlagen werden; und der Bürger, der frey denkt und Wahrheit liebt, wird nicht mehr gezwungen seyn, den Ausländer um eine Freystatt anzusprechen.

Eurem Muthe, Franzosen, verdankt die Geschichte diese Freyheit: nehmt diese Frucht meines Fleißes als meinen Dank dafür an. Ich schildre den Despotismus im höchsten Alter, eure neueste Knechtschaft, eure Demüthigungen und eure vieljährige Geduld. Ich schildere die Hofleute, die über Tugend und Freyheit spotteten; die unverschämten Wüstlinge, die eure Weiber raubten; die Minister die das Volk aussogen; die Tyrannen, die eure Magistratur einsperren ließen, zerstreuten, verbannten; die Ränkespieler, welche die Nation und den König an die Ausländer verhandelten; die Verletzungen der Majestät unserer Könige und der Französischen Nation; die wichtigern

Staats-

Staatsbegebenheiten, die euch endlich, im J. 1789, aus eurer langen Schlafsucht aufgeweckt haben.

Zugleich aber sehet ihr auch ein rührendes Gemählde von verfolgter Rechtschaffenheit; von Bürgern, deren einfache, strenge Sitten lächerlich gemacht wurden; von redlichen, menschenfreundlichen Ministern die in Ungnade fielen; von würdigen Officieren, die man vom Kommando zu entfernen wußte; von geschickten und redlichen Männern, die man von Diensten und Pfründen ausschloß; von jeder Art schüchterner Tugend, die erst bey der Nachwelt durch die Geschichte zu ihrem Vortheil erscheint.

Man findet hier ferner eine Schilderung von Männern, die sich in der Kriegskunst, in den Wissenschaften und Künsten ausgezeichnet haben. Man lernt hier die Selbstdenker kennen, deren Werk die Umbildung der allgemeinen Denkungsart ist; eine lange Reihe seit der Regierung des Sultans, der, noch im J. 1710, denken, reden, schreiben, Zusammenkünfte und Vorstellungen verbot:

Bis zu der ewig denkwürdigen Epoche, wo, unter der Regierung Ludwigs des Wiederbringers der Freyheit, anstatt ohnmächtiger Vorstellungen, das Gesetz für die Franzosen spricht.

Einlei-

Einleitung.

Ueber die historische Kunst.

Da das vorliegende Werk einer Geschichte von Frankreich, an welcher ich schon lange arbeite, zur Einleitung dienen soll, so bin ich verbunden die Grundsätze darzulegen, nach welchen ich meine Materialien aufgesucht und gewählt habe.

Man erwarte kein Buch, wie man es von einem besoldeten Historiographen oder Akademisten gewohnt ist. Auch erwarte man kein knechtisches Produkt unter der Hülle von Privilegium oder Approbation jener Censoren, durch die sonst das Ministerium in der Gelehrtenrepublik, wie in den Provinzen durch die Intendanten, ein förmliches Inquisitionsgericht halten ließ.

Ganz im Gegentheil werden hier gewisse Maximen, die seit Jahrhunderten in Frankreich vollen Werth hatten, laut getadelt werden; umgekehrt wird man Grundsätze, die von den Höfen, aus den Bureaux der Minister und aus den Zimmern der Großen verwiesen waren, in Schutz nehmen. Ich werde suchen, meinen Zeitgenossen und der Nachwelt mich dadurch zu empfehlen, daß ich die Sprache der Wahrheit und Freyheit

rede,

rede, und für die Französische Nation, an der sich so mancher Weßir vergangen hat, die Vertheidigung ihrer Rechte übernehme.

So galt z. B. der Krieg ehedem für ein ehrenvolles Gewerbe der Großen; dieses Verderben des Volks war eine reiche Aerndte für die Minister und für den Adel. Jetzt, da Frankreich die Ministerkriege verabscheuet; da es keine andern, als würkliche Nationalkriege führen will; da es in fruchtlosen Eroberungen weder Ruhm noch Vortheil sucht; da es sogar in jene blos kriegerische Zeiten mit Schaudern zurücksieht, und auf das Andenken solcher Könige, die weiter nichts waren als Soldaten, Verachtung fallen läßt: jetzt darf der Geschichtschreiber nicht mehr, wie im vorigen Jahrhunderte Daniel, reiflich überdachte Feldzüge oder Schlachten ausschließlich zu Gegenständen von Lobsprüchen erheben.

Unsere Zeiten der Intoleranz und Schwärmerey sind verschwunden, wie jene Zeiten, wo Krieg allein die Loosung war. Philosophie und Vernunft haben die Religion geläutert; durch sie bekamen wir die Ruhe wieder, die der Parteygeist, und die Folgen davon, ärgerliche Zänkereyen, so lange gestört hatten. Es wäre also unter der Würde der Geschichte, wenn sie, wie sonst, von jenen theologischen Spaltungen, von unsern veralteten Wortstreitigkeiten, wie von wichtigen Dingen reden wollte.

Die Aufklärung unsers Jahrhunderts hat dem forschenden Geiste eine andere Richtung nach der innern Staats-

Staatsverwaltung gegeben. Sie führte den Bürger auf Nachdenken über seinen wahren Vortheil, über die Staatsverfassung, über die Pflichten der Fürsten, über die Rechte des Volks, über den Adel der menschlichen Natur. Die Geschichte muß daher dem menschlichen Geiste auf seinem Wege folgen: sie muß solche Thatsachen sorgfältig aufsuchen und prüfen, die sich auf jene großen Gegenstände beziehen, und für die Rechte und Vorzüge des Bürgers von der äußersten Wichtigkeit sind. Da auch das Verderbniß und die Fehler der Regierungen darauf aufmerksam gemacht haben, daß man die Vorrechte des Volks von den Pflichten der Regenten sehr genau unterscheiden müsse: so wird es für den Geschichtschreiber zur Pflicht, den wahren Vortheil des Volks ins Licht zu setzen, den Gang zu verfolgen, den die Ehrsucht der Fürsten nimmt, und das Gemählde von den Bedrückungen seufzender Sklaverey vor den Augen der ganzen Welt aufzustellen.

Ich habe jetzt in wenig Worten bestimmt, welche Klassen von Begebenheiten in die Geschichte aufgenommen werden dürfen. Es folgen hierauf meine Grundsätze wie sie gestellt werden müssen; gewisse Regeln, nicht über die Eigenschaften der Geschichte, von welcher bekanntlich Wahrheit, Unpartheylichkeit u. s. w. verlangt wird; sondern über den historischen Vortrag und die Auswahl der Begebenheiten.

2.

Evidenz und Schönheit würken ganz verschieden auf unsere Seele.

Jene, das Unterscheidende solcher Wissenschaften wo genauer untersucht und schärfer bewiesen wird, die Evidenz, gefällt demjenigen Theile unsers Selbst, der beobachtet und urtheilt.

Das Schöne, der Gegenstand der gleichnamigen Wissenschaften und Künste, würkt mehr auf einen andern Theil unsers Wesens, der fühlt und genießt. Da man sich nun keinen Begriff vom Schönen bilden kann, wofern es nicht die Natur unsern Sinnen vorher sichtbar gemacht hat: so folgt hieraus, daß jedes Werk der Wissenschaft oder Kunst eine mehr oder minder ähnliche Nachahmung irgend einer Schönheit in der Natur seyn muß. Künstler, Gelehrte und Geschichtschreiber sind nichts anders als Mahler in verschiedenen Gattungen. Sie haben viel beobachtet, nachgedacht, verglichen: was sie nachher arbeiten, ist gleichsam ein Werk des Erinnerungsvermögens. Sie erneuern Eindrücke die sie sonst gehabt haben, stellen sie in äußerlichen Formen dar, und liefern uns Nachbildungen der Natur. Da auch diese selbst in allem was sie hervorbringt, gewisse allgemeine Gesetze befolgt, so muß der Künstler, der sie uns vors Auge rücken will, diese Gesetze studieren, und sich gewissen Grundsätzen unterwerfen.

Unter den lezztern mögen wohl diejenigen die wesentlichsten seyn, die der Geschichtschreiber der Jahrbücher eines großen Volks zu jener Einheit des Plans leiten, welche die verschiedenen Begebenheiten, nach ihren verschiedenen Beziehungen, zu einem Ganzen vereinigt. Ferner möchte wohl die Natur verlangen,

langen, daß jede große Begebenheit den Anstrich bekäme, der blos auf sie passen könnte: hierdurch würden die Schilderungen Treue und Wahrscheinlichkeit erhalten. Zuletzt würde der Geschmack, der vorsitzende Richter bey der Auswahl der Begebenheiten für das ganze Werk, nur solche wählen heißen, die allen Menschen zu allen Zeiten in allen Weltgegenden wichtig seyn müssen. Wir wollen nun diese Hauptfoderungen an die Geschichte umständlicher zergliedern.

3.

Die Einheit ist eine der ersten Grundursachen von jenem Reitze, der in allen Werken der Kunst liegt. Sie ist die Seele der Epopöe, die uns zeigen soll, welche Schicksale der Held erfuhr, welche Hindernisse er überwand, welche Gefahren er antraf, wodurch er glücklich zu werden verdiente. Alle einzelnen Theile des Werks müssen darauf hinzielen, daß es anschaulich werde, wie es ihm mit seinen Unternehmungen gelang: dieses große Ziel darf der Dichter nicht einen Augenblick aus den Augen lassen. Eben so gründet sich die Schönheit der dramatischen Vorstellung gleichfalls auf Einheit. Soll die Handlung eines Helden vorgestellt werden, so gebietet der gute Geschmack jeden Umstand wegzulassen der mit dem Ganzen zu wenig in Verbindung steht. Einfach muß die Handlung seyn; und nichts darf vorausgeschickt werden, als vorbereitende Umstände, die den Zuschauer in Erwartung erhalten, das Interesse stufenweise vermehren, und dadurch zu einer angenehmen Empfindung führen, die bey der Entwickelung für die bisherige Aufmerksamkeit belohnt.

Auf

Auf ebendemselben Grunde beruht auch das Gesetz der Einheit der Zeit und des Ortes. Jener Eindruck muß in dem möglich kürzesten Zeitraum bewürkt werden; man zerstreue nicht den Geist durch Erzählung von verschiedenen Begebenheiten, die an verschiedenen Orten, oder in entfernten Zeiträumen vorgefallen sind. Eine solche Vermischung von Ort und Zeit verträgt sich nicht mit dem Vergnügen weniger Stunden, das man hier genießen will. In Athen und Rom war das Schauspiel, wie in Paris, beständig der Versammlungsort eines Volks das vielen Sinn für die Freude hatte, das man zu bestimmten Zeiten, ohne den mindesten Schein von Beschäfftigung, angenehm unterhalten mußte. Kein Wunder also, wenn die tragischen Dichter, die zu allen Zeiten und bey allen Völkern den nehmlichen Zweck hatten, sich ähnlichen Regeln unterwerfen.

Alle Künste haben einen Theil ihres Reitzes der Einheit zu danken: am wenigsten aber kann ihrer die Mahlerey entbehren. Sie darf nur eine Handlung, nur einen Helden darstellen: Nebenumstände muß sie in den Hintergrund verweisen. Auch in der Baukunst ist die Einheit von großer Würksamkeit. Man sehe die Kolonnaden des Louvre und der Kirche St. Genevieve, wo die Einheit so genau beobachtet worden ist: hier überrascht ein weit höheres Gefühl von Erstaunen und Bewunderung als bey dem Anblick des Palais der Thuilerien oder der St. Sulpiz Kirche, die beyde blos aus einzelnen Stücken ohne Haltung bestehen. Die Einheit, die von der Natur allen nachbildenden Künsten zum Gesetz gemacht zu seyn scheint, von der sich auch überall

Muster

Muster finden, diese Einheit gehört mit zu den Grundursachen des Vergnügens, das der geschmackvolle Freund der Natur und Kunst empfindet.

4.

Man denke sich die Geschichte beständig als ein redendes Gemählde von den Handlungen der Menschen. Sie ist etwas ganz anderes als blos gelehrte Untersuchung über die Richtigkeit der Begebenheiten und die Zeit wenn sie geschehen sind. Sie ist auch etwas ganz anders als Streitschriften, wo eine Meinung widerlegt, und eine andere dafür geltend gemacht werden soll. Rühren, gefallen, belehren, ist ihr Zweck; die Schicksale der Staaten zu beschreiben, ihr Gegenstand. Von dieser Seite betrachtet, ist sie eine Schwester der schönen Künste, und gleichsam ihre Nebenbuhlerin. Die Poëtik der Geschichte verlangt also eine gewisse Einheit im allgemeinen Plane des Werks; das heißt, eine Verbindung zwischen Ursachen und Würkungen, die den Geist zu dem Anblick von Staatsveränderungen vorbereitet; eine Verbindung, wodurch die einzelnen Theile, die durch Ort und Zeit getrennt sind, zu einem großen, einzigen Ganzen zusammengefügt werden. Daher besteht auch der ächte historische Geist darin, daß man die natürliche Folge solcher Begebenheiten, aus welchen wichtige Resultate fließen, zu entdecken sucht; daß man im Gegentheil abgerissene Begebenheiten, in welchen keine Vorbereitung zu nachfolgenden liegt, aus dem Gebiete der Geschichte verweist; daß man jede umständliche Erzählung vermeidet, wodurch die natürliche Ordnung der Begebenheiten gestört werden könnte.

5. Eben

5.

Eben die Einheit des Plans, welche die schönen Künste so anziehend macht, bringt auch Leben in alle Theile einer Geschichte. Für einen Leser von richtigem Sinn und fühlendem Herzen muß es nothwendig ein geisterhebendes Schauspiel seyn, wenn er, wie von einem erhabenen Standort herab, die Revolutionen übersieht, durch die ein gewisses Volk glücklich wurde; wenn er die Ursachen entdeckt, warum es empor stieg und wieder fiel. Gleichsam mit einem Blicke überschaut er den Gang der menschlichen Dinge; er hält, so zu sagen, den Faden der Begebenheiten in der Hand. Sein Geist erweitert sich; er fühlt sich bewegt, wie bey der Vorstellung eines Schauspiels nach einem richtigen Plan und reich an Schönheiten der Kunst.

Es fehlt uns zwar an einer eigentlichen Entwickelung der meisten dieser Grundsätze; aber man glaube deswegen nicht, daß sie den Schriftstellern vom ersten Range unbekannt gewesen wären. „Wer in der Geschichte arbeiten will, sagt Fenelon, muß alle ihre Theile in seiner Gewalt haben, und sie ganz wie mit Einem Blicke übersehen; er muß ihre Einheit darstellen, und gleichsam aus einer einzigen Quelle die daraus fließenden Hauptbegebenheiten ableiten.“ So richtig jenes ist, so wenig läßt sich das Letztere ohne nähere Bestimmung zugeben. Nicht aus einer einzigen Quelle darf der Geschichtschreiber alle Begebenheiten ableiten wollen: er muß vielmehr die neueste Begebenheit, die Endepoche, die jedes Volk erreicht, völlig so betrachten, als ob ihr

Grund

Grund in mannichfachen Ursachen läge. Aus einer einzigen Ursache entsteht nie eine große Revolution: dazu gehört nothwendig ein Zusammenfluß von vielen Umständen. Daß die Römer einen großen Theil der Welt eroberten, war das Werk der Sitten, der Leidenschaften, der Gesetze und der Staatskunst dieses außerordentlichen Volks: fünf Jahrhunderte von Tugend, Klugheit, Ehrsucht und Sieg gaben endlich jenes Resultat.

6.

Livius, dessen Geist von Natur für das Schöne empfänglich war, Livius ist vielleicht unter den Alten der Einzige, der, wahrscheinlich ohne es zu wissen, das Gesetz der Einheit beobachtet hat. Er allein wagte zu sagen, was man als den Hauptinhalt seines Werks ansehen kann: ich will zeigen, was Rom bey seinem Entstehen war, und was es that um die Welt zu erobern. Ohne sich durch etwas abführen zu lassen, verfolgt er immer seinen Plan. Bey ihm ist alles verbunden, von dem ersten Entstehen Roms bis zu seinen Eroberungen. Er schrieb die Geschichte eines Volks, dessen Begebenheiten sich alle wie Ursachen und Würkungen verhalten: daher hat sein Werk die Anmuth eines schön verbundenen Ganzen, bey welchem das Interesse bis zu Ende sich immer vermehrt. Um dieser Methode treu bleiben zu können, nimmt er keine unbedeutenden Begebenheiten auf, wählt er blos die wichtigsten, nur solche, die den meisten Einfluß hatten, und am fruchtbarsten an Resultaten sind. Durch diese Methode ist es ihm gelungen, in einem Werke

von

von mäßigem Umfang das Beste aus den weitläufigen Jahrbüchern des Römischen Staats zu liefern.

Unter den Schriften der Neuern verdankt die Verschwörung wider Venedig, dieser schöne historische Roman von Saint-Real, ihren ausgebreiteten Ruf einzig der Beobachtung des Gesetzes der Einheit. Die gedrängte Erzählung von so mannichfaltigen Mitteln, die enge Verbindung der Begebenheiten, die ganze Anlage des Werks, alles spannt zur Erwartung von etwas Großem, und macht nach der Entwickelung begierig.

7.

Um das Gesetz der Einheit, wie Livius, zu befolgen, und der Geschichte jene Art von dramatischem Interesse zu geben, muß man nothwendig **Zeitordnung** und **Sachordnung** unterscheiden. Den gemeinen Geschichtschreibern, Annalisten und Chronikenschreibern ist es eigen, sich ängstlich an die Zeitfolge zu binden. Tacitus und Livius sehen mehr auf den Zusammenhang zwischen Ursache und Würkung, verbinden lieber Begebenheiten, wovon die einen aus den andern entstanden, als solche Begebenheiten, zu welchen blos die Zeitfolge den Uebergang macht. Will man also das Entstehen, die Gründung, den Flor, den Verfall und den Einsturz eines Staats, nach der Art der besten Geschichtschreiber ohne Lücken verbinden; will man ein Ganzes liefern, das Haltung in allen seinen Theilen haben soll; will man jene Revolutionen, auf welche Perioden von Größe oder Schwäche gefolgt sind, wie einen Stammbaum, bestimmt und deutlich darstellen, so

muß

muß man jede alltägliche Begebenheit abschneiden, wie eine Pflanze die den bessern ihre Nahrung entzieht; man muß ferner den chronologischen von dem philosophischen Charakter wohl unterscheiden; man muß endlich, jenen Beyspielen gemäß, die ganze Geschichte eines mächtigen Volks, selbst die Geschichte von Frankreich, in eine kleine Anzahl von Bänden zusammendrängen.

8.

Rousseau behauptet den paradoxen Satz, die französische Monarchie werde nie eine Geschichte bekommen. Ich gebe zu, daß die Geschichte der alten Welt einen Anstrich von Wunderbarem hat, der bezaubert. Eine ehrsüchtige Republik, die sich zuletzt alle Völker des Erdbodens unterwirft; ein Cyrus, ein Alexander, so viele andre Helden des Alterthums waren allerdings vermögend die Geschichtschreiber zu begeistern, ihren Geist durch die Größe der Thaten, durch den Glanz des Erfolgs zu erheben. Bey dem Anblick ihrer Seelengröße, ihrer unerschütterlichen Festigkeit, ihres immer gleichförmigen Strebens durfte der Geschichtschreiber nicht lange untersuchen; er durfte uns den Pinsel nehmen, und ins Große mahlen. Anders verhält es sich bey den neuern Völkern, besonders bey den Franzosen. Hier finden wir mehr Hang zu friedlichem Genuß des gesellschaftlichen Vergnügens; und hier erscheint das menschliche Gechlecht von andern Seiten, die gewiß eben so interessant als jene sind.

Betrachtet man zuerst das Verhältniß zwischen den heutigen europäischen Monarchen und ihren Un-

terthanen, so wird man gewahr, daß es keine Souverä-ne mehr giebt, die wie Domitian oder Nero, nach Menschenblut dürsten. Die Monarchen können nicht mehr ohne Einschränkung über Leben oder Eigenthum gebieten. Jene willkührliche Gewalt die der Römer über seine Frau, über seine Kinder und über seine Sklaven ausübte, nennen wir jetzt eine abgeschmackte, barbarische Anmaßung. Regenten, die billiger, friedliebender und mehr Freunde der Menschheit sind, erkennen das Gesetz über sich); alle müssen erst fragen, was das Volk dazu meynt. Die herrschende Meynung, das heißt, die Vereinigung aller Willen, ist die Gesetzgeberin in den Monarchien geworden. Die Sucht nach Eroberungen hat unmerklich abgenommen: ganz Europa würde sich jetzt gegen den Plan einer Universalmonarchie verbinden. Durch den langsamen, kaum merkbaren Einfluß einer geschickten, vorsichtigen Politik allmählig Revolutionen einzuleiten, blos diese Methode ist den Ministern und Regenten übrig geblieben. Eine Folge davon ist dieses, daß ihre Leidenschaften, ihre Laster, ihre Tugenden weniger Eigenthümliches als vormahls haben. Das Recht des Stärkern ist in ihren Händen nicht mehr so würksam; List vermag jetzt mehr als Gewalt. Die Regierungen haben gleichsam die Jahre des bedächtlichen, schüchternen Alters erreicht: in der Vorzeit hingegen herrschten die Fürsten mit der ungestümen Leidenschaft des feurigen Jünglings.

Indessen glaube ich doch, daß, ohnerachtet der geringern Eigenthümlichkeit des Charakters der europäischen Regenten, ohnerachtet des Mangels an jenem Heroismus des Alterthums, unsere Geschichte dennoch eines großen Interesse fähig sey; denn Feldzüge sind keineswegs der ausschließliche Gegenstand der Erzählung. Ich will einräumen, daß Frankreich keine Kriegsgeschichte hat, die eine Vergleichung mit der Militärgeschichte der alten Völker aushalten könnte. Rom hörte nicht eher auf zu erobern, als da es die ganze Welt besaß; Frankreich hat jetzt ohngefähr noch eben den Umfang, wie in seinen ältesten Zeiten: Rom hielt seine Eroberungen fest, legte den Ueberwundenen Fesseln an, vernichtete Nationen; Frankreich hat keine von seinen Eroberungen, weder im Orient, noch in Italien, noch in Deutschland behaupten können. Seine fruchtlose, lächerliche Eifersucht auf England, seine immerwährenden Kriege mit diesem Staate waren weiter nichts als Plage für das Volk, und Blutvergießen ohne allen Nutzen. Große und dauerhafte Eroberungen scheinen Frankreich nicht bestimmt zu seyn. Bestünde der Geist der Geschichte in Erzählung von militärischen Expeditionen, so würde die unsrige freylich etwas sehr unvollkommenes, geistloses seyn; oder vielmehr wir hätten alsdann gar keine Geschichte.

Wichtiger aber ist dem Philosophen, der die Schicksale der Nationen gründlich zu kennen wünscht, der Gang der innern Staatskunst: und in dieser Rücksicht verdient Frankreich gewiß einen würdigen Ge-

schichtschreiber. Man überdenke hier die Lage des Souveräns der niemals stirbt; der immer thätig bleibt; der allein bis jetzt alle Begebenheiten vorbereitet oder nothwendig herbeygeführt hat; der noch jetzt alles in Bewegung setzt, erwärmt, erleuchtet wie die Sonne aus dem Mittelpunkte ihrer Strahlenbahn. Gewiß! es gehörte mancher langsame, reifslich überdachte Schritt dazu, wenn der hohe Grad von Macht erreicht werden sollte, auf welchem wir zuletzt unsere Monarchen gesehen haben. Viel gehörte dazu, den Nachfolgern jenes Feldherrn, den bloße Soldaten in der ersten Märzversammlung auf einem Schild erhoben, den Thron zu versichern; oder die Nachkommen eines Anführers roher Menschen, der dem meyneidigen Soldaten den Kopf mit einer Streitaxt spaltete, zu einem Gegenstande der Majestät zu erheben. Laßt uns nun in das Labyrinth jener tiefliegenden Politik eindringen, durch welche in entfernten Zeiten der Grund zu so wichtigen Veränderungen gelegt wurde, und einen Entwurf zeichnen, wie die willkührliche Gewalt in Frankreich zuerst entstand, wie sie immer weiter fortschritt und zuletzt die Epoche des Jahrs 1789 erreichte.

Durch die Vertheilung der Ländereyen in der Eigenschaft von Beneficien auf Lebenszeit konnten die Könige den ersten Grund zur Unterwürfigkeit legen. Noch war ihnen der beständig mit Blut gefärbte Thron nicht versichert. Ihre Söhne theilten nach ihrem Tode, und verödeten den Staat durch Bürgerkriege. In Friedenszeiten hingegen schwangen sich

eini-

einige von ihren Großen zu jener Würde empor, die man Major Domus nannte, und erlangten eben so hohes Ansehen als die Könige selbst.

Die Verwandlung der Besitzungen auf Lebenszeit in Erblehen entfernte die Großen mehr von der Person des Königs. Dadurch daß die Lehnsverfassung und die Rechtspflege erblich wurden, bekamen sie mehr Beschäfftigung in den Provinzen: der Monarch konnte also sein Ansehn immer mehr befestigen. Allmählig verlor sich der Gebrauch den neuen König auf dem Schilde zu erheben: die Thronfolge beruhte nicht mehr auf militärischen Revolutionen. Die Söhne der Monarchen theilten nicht mehr: nur **Einer** erhielt die ganze Monarchie, obgleich jedesmahl **mit Einwilligung oder durch freye Wahl der Franzosen.** Nach und nach hörte jene Einwilligung oder Wahl nothwendig zu seyn auf. In der Folge, als das Gesetz, durch gemilderte Sitten unterstützt, mehr Gehör fand, verlangte man nicht weiter von dem regierenden Monarchen noch bey seinem Leben seinen Nachfolger anerkennen zu lassen: sein ältester Sohn bestieg den Thron ohne Widerrede. Die Erbfolgeordnung wurde frühzeitig zu einem Reichsgrundgesetz erhoben; aber wie weise dieses Gesetz war, das erkannten Frankreich und sein König nicht eher als nach blutigen Revolutionen.

Die Thronfolge war befestigt, die Würde eines Major Domus aufgehoben, der mächtigste Theil der Nation vom Hof entfernt: aber noch blieben die

mächtigen Großen in ihren festen, unzugänglichen Schlössern dem Königen furchtbar. Es war daher großer Vortheil für unsere Regenten, daß sie jene Herren durch weite Reisen oder Fehden von sich entfernt halten, und ihrer unruhigen Thätigkeit fremde Mächte zum Gegenstand darbieten konnten. Sie machten ihnen dadurch eine Zerstreuung, die ihre Aufmerksamkeit von den innern Angelegenheiten abzog; und das königliche Ansehen konnte unterdessen in allen Theilen der Staatsverwaltung mehr Festigkeit gewinnen. Mag gleich das Conseil unserer Könige nicht so tief gesehen haben: es ist wenigstens unverkennbarer Einfluß der Kreuzzüge. Die vornehmen französischen Herren fanden in Konstantinopel noch einen Ueberrest von einer Hauptstadt: sie verglichen das Angenehme des heitern Umgangs mit ihrer abgesonderten Lebensart, mit den rohen Vergnügungen auf ihren Schlössern. Es war also eine sehr natürliche Folge, daß sie den Luxus des Morgenlandes nach Frankreich mit zurückbrachten, und zugleich den Hang zur Pracht, zu Lustbarkeiten, wobey eine Menge von Menschen zusammenfließt. Eine solche Veränderung in der ganzen Lebensweise und in den Sitten mußte die Großen verfeinern, aber auch verderben, und zwar zum Vortheil des Monarchen. Nach und nach kehrten die vornehmen Herren an den Hof zurück; doch immer blieb in ihrem Charakter ein Ueberrest von Rohheit und Härte. Hieraus entstanden in der Folge innerliche Fehden, eine Ligue, eine Fronde. Während dieser Fehden erschienen die Großen von neuem unter den Waffen, um, wie sie sagten, die Religion

ligion oder den Staat zu beschützen; im Grunde, um das königliche Ansehen, den beständigen Gegenstand ihrer Eifersucht, zu schwächen, oder zu ihrem Eigenthum zu machen.

Das war aber auch das letzte Aufstreben der erlöschenden Nationalkraft, der letzte Seufzer der sterbenden Freyheit: von jetzt an wurde der Monarch überwiegend alles. Anstatt der Liguisten und Frondeurs behielt Frankreich endlich weiter nichts als Hofschranzen und Sklaven. Aus den fruchtlosen Erschütterungen der innerlichen Kriege stieg eine despotische Monarchie siegreich empor; das Werk unserer Könige, die mit aller Feinheit tiefsehender Politik die unumschränkte Macht eines Einzigen festzusetzen wußten.

Es kam eine Zeit, wo Frankreich unter der Regierung eines geschickten Alleinherrschers der ganzen Welt gebieten konnte. Sein Handel breitete sich auf allen Meeren aus; seine Marine gieng aus dem Nichts hervor; das erstaunte Europa war beynahe zu schwach gegen Ludwig XIV. Allein es brauchte erst manchen Umweg, ehe Frankreich diesen Punkt von Größe und Macht von aussen erreichte: zehn Monarchen hatten schon lange an Ludwigs XIV. Allmacht vorgearbeitet. Hingegen lag in seiner Prachtliebe und Galanterie der Keim zu der Lüsternheit, zu der Sinnlichkeit, zu den Lastern unsers Zeitalters. Endlich, nachdem die letzte Generation der Großen die alte Courtoisie der französischen Ritter und zugleich ih-

ren Ton von Wahrheit, von Biederkeit verlernt hatte, bekam Frankreich lange Zeit keine andern Geschäffts-führer als niedrige, schurkische Seelen. Diese Leute gebrauchten Gewalt und Ränke um Frankreich mit einem grausamen und schändlichen Despotismus zu drücken, den ein edles Volk, seines Leidens müde, vor kurzem mit dem Schwerte in der Hand zerstört hat.

Man sieht in diesem kurzen Auszuge aus unsern Jahrbüchern fünf Hauptgemählde oder Scenen, die unzertrennt zusammengehören; Darstellungen von fünf verschiedenen Lagen, in welchen sich Frankreich befunden hat. Ich verstehe hierunter den ursprünglichen rohen Zustand; die Lehnsverfassung; die Kreuzzüge; die Bürger- und Religionskriege; den Despotismus, und das Erwachen eines großen Volks. Diese fünf verschiedene Lagen scheinen sich gleichsam eine die andere erzeugt zu haben. Die gegenwärtige Revolution, gewiß auf ewig ein Gegenstand der Aufmerksamkeit für alle Nationen des Erdbodens, würde nicht erfolgt seyn, hätten sie nicht die Minister dadurch vorbereitet, daß sie den Unterthanen die Regiernng durch einen unerträglichen Despotismus verhaßt machten. Dieser Despotismus würde nie entstanden seyn, wären nicht die Monarchen in dem alten Kampfe mit dem Volke und in den Bürgerkriegen zuletzt Sieger geworden; denn dadurch wurden sie Herren des Staats. Jene blutigen Kriege waren nichts anders als Folgen von den Zusammenflusse der Großen an den Hof, da sie, nach

der

der Zurückkunft von den Kreuzzügen ihre alten Schlösser mit dem Hofleben vertauschten. Ihre unruhige Laune kehrte sich gegen den Monarchen selbst; denn sie waren ihm zu nahe, und das in Zeiten, die noch für den Adel eine Zeit der Unabhängigkeit war. In den Kreuzzügen erkennt man ganz das Gepräge der Lehnsverfassung; denn diese gab jedem Herrn ein Recht auf das Eigenthum und sogar auf die Person des Vasallen, der ihm in den Krieg folgen mußte. Die Lehnsverfassung endlich ist das Werk der Ehrsucht unserer Könige selbst, die den Gefährten ihrer Siege die vormahligen auf Lebenszeit eingeschränkten Beneficien als erbliche Lehen überliessen.

So ist denn unsere Geschichte, von Pharamund bis auf Ludwig XVI, nichts anders als Wiederhohlung von dem was die Leidenschaft der Minister that; eine zusammenhängende Reihe von Revolutionen, deren eine die andere erzeugt; eine treue Erzählung vom Uebergang zum Despotismus. Sie liefert uns die Schilderung einer rastlos thätigen Macht, welche Revolutionen vorbereitet, Befehle zu Feldzügen giebt, Subordination unmerklich einführt, die Freyheit und die Vorrechte der Nation vernichtet, sich in Gewölke verhüllt, und zuletzt, im Jahr 1789, in einen Abgrund stürzt.

Livius sagt im Eingang seiner Geschichte: ich will zeigen was Rom beym Entstehen war, und was es unternahm, um die Welt zu

erobern. Eben so kann der französische Geschichtschreiber sagen, und gewiß mit eben so viel Anspruch auf Theilnehmung des Lesers: „ich will die Kriege „beschreiben, die unsere Könige mit den Gefährten „ihrer Eroberungen zu führen hatten; ich will be„schreiben, wie sie diese Gefährten ihrer Siege durch „Erbgüter und Erbämter an gewisse Gegenden in Frank„reich knüpften; wie das Feudal System die Kreuz„züge begünstigte, und die Bekreuzten, nach ihrer Zu„rückkunft den Aufenthalt am Hofe vorzogen. Da„durch daß sie sich hier zu nahe waren, entstanden bür„gerliche Kriege, die Frankreich verödeten. Endlich „siegte das königliche Ansehen mit den Waffen in der „Hand über die unzufriedenen Großen; alle Stände „mußten sich unter ihm beugen; die Unterthanen „wurden gedruckt. Doch zuletzt hoben sich diese wie„der empor, und versetzten sich, im J. 1789, in ihre „ursprüngliche Freyheit."

Eine solche Behandlung der Geschichte, da man sorgfältig bemerkt, welche Begebenheiten unzertrennlich zu jeder Revolution gehören, hat überwiegende Vorzüge. Sie fesselt nicht nur die Aufmerksamkeit, sondern sie erhöht auch stufenweise das Interesse. Sie leidet nichts Alltägliches, nichts Abgerissenes, nichts von der Art was wenig Resultate giebt, und die natürliche Folge der Begebenheiten unterbricht. Blos durch eine solche Reihe von zusammenhängenden Schilderungen läßt sich der Gang der Sitten eines Volks darstellen, das erst Eroberungen machte, und dann Ketten trug; eines Volks, das in den

Kreuz-

Kreuzzügen und Bürgerfehden für Gottes Sache focht, und lange Zeit seinen Herren als Sklav gehorchte; das sich endlich aus seiner Erniedrigung emporhob, die Herrschaft der Minister, der Großen, der Geistlichkeit, und das angemaßte Recht des Königs mit dem Schwerte niederschlug, Ludwig XVI. gleichsam von neuem auf den Wahlschild setzte, und dem Staat eine neue Form gab. Keine unvermuthete Aufwalluug flüchtiger Laune hat das Volk so sehr in Widerspruch mit sich selbst gebracht: seine verschiedenen Lagen haben Mittelursachen, welche der Geschichtschreiber nothwendig entwickeln muß.

Wir haben also eine Geschichte! Diese könnte allenfalls beym Jahr 1787 aufhören, und folglich weiter nichts liefern, als die Beschreibung von der beständigen Einwürkung der Regierung auf das Volk: sie würde dennoch der Aufmerksamkeit unserer Nachkommen würdig seyn. Wir sähen dennoch das menschliche Geschlecht unter der Lenkung solcher Anführer, die mit ängstlicher Vorsichtigkeit an Systemen hiengen, aber wenig Sinn für große Thaten hatten. Es bliebe dennoch interessant, den Gang eines Volks zu beobachten, dem eine langsame, unsichtbare, kleinliche, zögernde Politik jeden Schritt vorzeichnet; gewiß eben so interessant, als die Uebersicht seines Schicksals, wenn es an das Glück eines Heers oder an die wilde Ehrsucht eines Eroberers gebunden ist. Hierin besteht das Interesse der neuern Geschichte in Rücksicht auf das Verhältniß der Regenten zu ihren Unterthanen.

Sehen wir nun auf das Verhalten der Letztern gegen ihre Oberherren, so erscheint unsere neuere Geschich-

schichte weit vorzüglicher als die Geschichte jedes andern Volks auf der Welt. So überlegt, so geheim, so fein die Fürsten in Frankreich, Spanien, Italien, Oestreich, Preußen, Schweden u. s. w. der willkührlichen Macht sich zu nähern scheinen, so erhaben zeigt sich dagegen der Muth, das ganze Benehmen der gekränkten Nationen; ein Gegenstand für die Kunst eines Sallusts, Livius oder Cäsars. Will das Haus Oestreich seine Unterthanen erniedrigen und sie wie Sclaven im Orient behandeln? Die Schweitz, Holland, die Niederlande zeigen ihm, jene im funfzehnten und sechzehnten Jahrhundert, diese im J. 1789, daß eben das Volk das die Könige wählt, das ihnen Krongüter anweißt, das ihnen Gewalt giebt, auch Scepter und Kronen wieder zerschlagen kan. Vergreift sich die Familie Stuart an den Rechten eines muthigen Volks? In einem Anfall von Schwärmerey, den freylich niemand billigen wird, reißt dieses Volk den König auf das Blutgerüst; seine Familie wird aus allen Besitzungen Englands verwiesen, und erlischt fern von ihrem Vaterlande. Wagt es England selbst Amerika zu unterjochen? Gereitzt stellt der Amerikaner die ursprüngliche Gleichheit der Menschen her, und verjagt seine Tyrannen. Und nun in Frankreich wer kennt hier nicht den Blutdurst der Minister unter Ludwig XIII, die soldatische, prahlerhafte Regierung des Sultans seines Nachfolgers, die Herabwürdigung aller Grundsätze unter Ludwig XV, die unsinnigen Verschwendungen, den Gegenstand der allgemeinen Klagen unter unserm guten Monarchen, der den Bürger liebt, und von uns allen gesegnet wird?

Wer

Wer weiß nicht, daß alles dieses zusammenkam, um dem Hause Bourbon die willkührliche Gewalt, die ihm die Franzosen, ein biederes, edles Volk, überlassen hatten, wieder aus den Händen zu winden?

Sollte wohl jemanden unbekannt seyn, daß jetzt bey allen Nationen die Geduld aufs Höchste gestiegen ist? Wird nicht der Spanier sein Inquisitionsgericht vertilgen, und seinen König an den Schwur in Arragonien erinnern? Wird nicht das Haus Oestreich dafür büßen, daß glühende Kugeln auf Bürger fielen? Werden nicht die Einöden in Sibirien ganz Europa sagen, was so mancher Mensch, so mancher Bürger dort erdulden mußte? Wird nicht die jüngste der Monarchien, die Preußische, die auf ihre glücklichen Unternehmungen so stolz ist, noch lernen, daß thörichte Eroberungssucht und Verschwendung von Menschenblut untrügliche Vorboten von dem Fall der Monarchenwillkühr sind? Gewiß bewundern einst die Menschen nach uns den Muth und die Thatkraft der Europäer gegen die Häuser Stuart, Oestreich und Bourbon, sobald als diese Häuser ihre Pflichten in Vorrechte verwandelten, und vergassen, daß nur das Volk dem König die Krone giebt oder wieder nimmt.

Man urtheile nun, ob Rousseau mit Recht sagen konnte: wir hätten keine Geschichte, wären nicht werth eine zu haben, würden niemals eine bekommen. Guter Rousseau! du warst der Zeitgenosse eines gedrückten Volks: könntest du

jetzt

jetzt auch Zeuge einer Staatsveränderung seyn, zu welcher deine Schriften beygetragen haben! Wärest du doch Zuschauer bey deinem eigenen Triumph über jene Tyrannen, die dich durch Verbannung und Verdammung entehren wollten, aber dein Andenken ruhmvoll und unsterblich machten! Nein! wir haben eine Geschichte! Sie besteht aus Revolutionen, die, so lange unsere Könige würkten, unmerklich und langsam sich entspannen; die aber mit Recht die Bewunderung aller Staaten auf sich zogen, als nun die Franzosen zum Gefühl der Menschenwürde erwachten. Wenn man also der Natur nachgeht, wenn man die Kette der Ursachen und Würkungen, die vor unsern Staatsveränderungen hergiengen, festhält, so läßt sich in der Zusammensetzung unserer Geschichte das große Gesetz der Einheit allerdings beobachten.

Doch hier setzt Herr von Calonne dieser Theorie Einwürfe entgegen. „Es ist etwas so Gewöhnliches, sagt er, (in seiner Requête au Roi) daß in „dem Vorhergehenden der Grund des Nachfolgenden „liegt, daß man eine Art von Sprüchwort daraus „gemacht hat. Nur zu häufig richten sich die Geschichtschreiber blindlings nach diesem unrichtigen „Spruche, suchen die Ursachen der Begebenheiten in „ihren Epochen auf, und verbinden diejenigen, die „zunächst grenzen; allein die Mittelumstände, die dazwischen liegen, bemerken sie nicht.“

Wahr

Wahr ist es allerdings in der Geschichte, daß nicht alles Nachfolgende die Wirkung des Nächstvorhergehenden ist: denn so hat z. B. die Zerrüttung der Finanzen zum Theil ihren Grund noch in dem Luxus der Zeiten Ludwigs XIV. Aber eben so wahr ist es auch, daß es keine Revolution, keine Regierungsoperation giebt, die nicht durch andere vorbereitet und eingeleitet worden wäre. Die historische Kunst besteht in der Verbindung, in der Darstellung solcher Operationen oder Revolutionen, auf die Art, wie Robertson und Ferguson den Gang der Staaten dargestellt haben. Hier ist die richtigste Anwendung dessen was Leibnitz sagt: **nichts geschieht in dieser Welt ohne zureichenden Grund.** Herr von Calonne, der die Ursachen der Verwirrung in dem französischen Finanzwesen kennt, weiß auch, daß das große Deficit vorhergehende Ursachen hatte; daß diese Ursachen in Ministerialoperationen bestanden; daß die letztern gewisse Absichten und ihr eigenes Interesse hatten; daß der Grund von diesen Absichten, von diesem Interesse wieder in vorhergehenden Umständen lag. Alle diese Absichten, Operationen und persönliche Rücksichten hängen zusammen, wie Glieder einer langen Kette. Die moralische Welt ist in allen ihren Theilen eben so verbunden, wie die physische Welt; jede ihrer Revolutionen hat ihren zureichenden Grund.

Das Gesetz der Einheit, wie ich es eben entwickelt habe, gilt auch für die **historischen Denkwürdigkeiten.** Vorzüglich gilt es in dem Fall,

wenn

wenn sie von einem Manne herrühren, der ein Beobachter seiner Zeitgenossen war, wie der verstorbene Marschall von Richelieu, der kurz vor dem Ausbruch der allerwichtigsten Staatsveränderung gestorben ist. Dieser ausserordentliche Mann, unter drey Regierungen dreymahl verheyrathet, ein Hofmann und der Vertraute eines unserer Könige, wurde Ludwig XIV zuerst im J. 1710. vorgestellt, und überlebte sieben unserer Regenten oder Thronerben. Erst sah er eine Regierung, unter welcher äusserlicher Schimmer und Ceremoniel alles galt, und wer auch nicht gut war, wenigstens gut scheinen mußte. Dann sah er, wie in den letzten Jahren Ludwigs XIV die Leidenschaften unter dem Druck gehalten wurden; wie sie unter der Regentschaft kühn emporstrebten; wie nach einer Inquisitionsregierung die Geistesfreyheit wieder ihren Schwung erhielt. Er sah, wie die Anbeterey der höchsten Gewalt unmerklich abnahm; wie der menschliche Geist, ohngefähr in der Mitte dieses Jahrhunderts, gleichsam in eine neue Welt übergieng; wie er, der Bastille, der Sorbonne und den Parlementen zum Troß, Menschenrechte, Menschenwürde und Menschenmacht kennen lernte. Er sah die Minister, die Ludwig XIV zu Halbgöttern erhoben hatte, der Nation verhaßt werden, weil sie nicht mehr errötheten Werkzeuge des öffentlichen Elends zu seyn, und die Last des Volks immer schwerer zu machen. Er sah, wie die Aristokraten, die Geistlichkeit, die Parlemente, die Provinzen während der Regierung Ludwigs XIV unaufhörlich die Macht der Minister zu untergraben suchten, wie sie das Volk belehrten die Hof-

launen

launen zu vereiteln, der willkührlichen Gewalt sich entgegen zu stemmen. Eine vieljährige Eifersucht herrschte zwischen den Engländern und Franzosen; Ludwig XIV und seine Minister haßten die englische Staatsverfassung; Ludwig XV konnte nichts leiden was englische Form trug; beyde Monarchen hatten Frankreich so lange mit dem Vorurtheil unterhalten, als wäre jene Verfassung gar nicht anwendbar auf unsern Staat; der Marschall von Richelieu hatte den Grundsatz vom blinden Gehorsam mit der Muttermilch eingesogen: und dennoch sah er noch, in seinen letzten Tagen, die allgemeine Verbreitung des Grundsatzes:

> Daß unsere Könige, wenn sie die Nation zum geheimen Rath und zu Ministern hätten, größer und mächtiger seyn würden, als jetzt, da sie von ehrsüchtigen Sklaven umringt sind, die blos für Selbstvortheil, niemahls für das allgemeine Beste arbeiten können.

Allerdings schien die Verbreitung dieses Grundsatzes den Ministern eine große Umänderung anzukündigen. Allein es war nun einmahl vom Schicksal beschlossen: noch an dem Tage vor dem Ausbruch der Revolution, die ihr politisches Daseyn vernichtete, ja, selbst an dem Tage, da sie ausbrach, sollten sie mit Blindheit geschlagen seyn.

Das wäre denn eine umständliche Entwickelung von dem was ich unter dem Gesetz der Einheit ver-

stehe. Will man es ohne Schwierigkeit befolgen lernen, so studire man die Natur. Sie belehrt uns über den Gang der Staatsveränderungen, über das Gewebe der allgemeinen Volksbegriffe, über die Gewalt der herrschenden Meynung, die sich über Könige und Minister schwingt, und zuletzt in allen Staaten die Hauptfeder wird.

9.

So wie die **Einheit des Plans** ein Gemählde machte, das in allen seinen Theilen vollendet ist: so stellt die **Wahrscheinlichkeit** das Gemählde mit seinen natürlichen Farben dar. **Wahrscheinlichkeit** ist hier diejenige Eigenschaft der Geschichte daß sie uns die Begebenheiten unverstellt erzählt, die verschiedenen Grade der Stärke andeutet, womit die Natur ihren Gang zu gehen pflegt, und diese schildert wie sie ist, ohne romantische Grillen, ohne Zusätze einer verdorbenen Einbildungskraft.

Unter **historischer Wahrscheinlichkeit** verstehe ich also nicht jene Wahrheitsliebe, die den Geschichtschreiber beseelen muß, und ihm keine Erdichtung, keine offenbare Lüge erlaubt, wodurch die Geschichte in Roman würde verwandelt werden. Ich verstehe darunter das Gepräge von Unbefangenheit, den Gegensatz des Tons und der Manier eines Leti, Siri, Maimbourg, Strada, Varillas und aller andern, die sich durch eine unordentliche Phantasie, oder durch einen verkehrten Geniedrang verleiten ließen so viel unrichtiges zu schreiben.

10.

So scheinen z. B. die Jesuiten, von welchen wir Geschichtsbücher aller Nationen auf dem Erdboden besitzen, mehr das besondere Urtheil ihres Ordens, als treue Schilderungen von den Schicksalen der Staaten geliefert zu haben. Unter ihren Händen wird die Geschichte gleichsam nur ein Werkzeug des Ehrgeizes zum Besten der Gesellschaft Jesu. Von jeher waren sie entschlossen, unternehmend, kühn, wenn es den Sieg für den römischen Hof oder für die Fürsten galt: die Rechte des Menschen hielten sie blos für Anmaßungen, die Monarchen hingegen für Abgesandte des Himmels, die wegen ihren Handlungen nur Gott Rechenschaft schuldig wären. Nach ihren Geschichtschreibern sind die Holländer nichts anders als Empörer, die erst Verräther wurden, ehe sie sich unabhängig machten. Die Engländer beschreiben sie als ein blutdürstiges Volk, das seinen Thron und seine Altäre umgestürzt hat, dessen Geschichte mit allen Arten von Verschwörung angefüllt ist. Das jesuitische Staatsrecht hatte nur einen einzigen Grundsatz, blinden Gehorsam gegen die Mächte der Erde. Diesem Grundsatz mußte sich jedes Mitglied ihres Ordens durch ein feyerliches Gelübde unterwerfen. Dazu bildeten sie die Zeitgenossen durch die Erziehung in ihren Kollegien; für die Nachkommen wurden ihre Lehren in ihren romanhaften Geschichtsbüchern, in ihren Werken über Literatur, Moral und Religion aufbewahrt. Das war der Geist jener berühmten Gesellschaft, welche die Geschichte eines jeden Volks, eines jeden Mannes von einigem Rufe schrieb,

und die mühsamen gründlichen Untersuchungen anspruchsloser Religiosen spottweise Benediktinergeschichten nennte. Ich will nun, meinem Plan gemäß, die vorzüglichsten Jesuitischen Geschichtsbücher beurtheilen; oder auch zuweilen die bewährtesten Kunstrichter unsers Jahrhunderts reden lassen.

So ist gleich die heilige Geschichte von Berruyer, mit unrichtigen Gemählden und idealischen Beschreibungen angefüllt. Ihr Verfasser besitzt ungemeines Talent, eine dichterische, oft erhabene Phantasie: und doch ist er nicht im Stande gewesen, eine gute Geschichte der Patriarchen zu liefern. Er gab seinen Helden Tugenden oder Fehler wie es ihm einfiel. Der römische Hof und die ganze französische Geistlichkeit wurden über sein Buch aufgebracht, so dreist war er gegen die Wahrheit angegangen.

Mariana, der noch weit mehr Talente besitzt als Berruyer, ist der erste gute spanische Geschichtsschreiber. Wie meisterhaft versteht er nicht die Kunst durch erhabene Beschreibungen den Geist des Lesers zu erhöhn! Allein bey diesem ausgezeichneten Vorzuge ist er unrichtig und untreu: Unwahrheiten zu sagen, kostet ihm nichts. Ausserdem ist er ein Anhänger einer der abscheulichsten Lehren: wie konnte er die Geschichte einer großen Monarchie würdig schreiben? er, ein Fanatiker, der Königsmord lehrt, und Heinrichs III Ermordung vertheidigt.

Maimburg, der, um nach dem Geschmack seiner Ordensbrüder schreiben zu können, die Einbildungskraft durch Wein erwärmte, hat vierzehn Quartbände geschrieben, in welchen sich die Würkung des geistigen Getränks deutlich genug verräth. Oefters nähert er sich Mariana's morgenländischer Manier; aber es fehlt ihm, eben so wie jenem, an Genauigkeit. Zuweilen lügt er sogar mit jesuitischer Unverschämtheit, wenn der Vortheil seines Ordens ins Spiel kömmt. Er war indessen ein Mann der sich leicht behandeln ließ; denn er schrieb, wiewohl er Jesuit war, wider den römischen Hof für Ludwig XIV, der doch seine Ausstoßung aus dem Orden nicht verhindern konnte.

Strada, der Geschichtschreiber der Niederlande, ist beyläufig von gleicher Art. Sein Werk ist, nach der Bemerkung seines Ordens Bruders, Bouhours, voll von scharfsinnigen und feinen Gedanken, ganz im Geschmack des Tacitus. Allein, sagt der scharfsinnige Mably, „er hat die Geschichte in Gift „verwandelt. Er opfert die Würde der Nie„derländer dem Stolz des Spanischen Hofes „auf. Die Unterthanen ladet er zur Knecht„schaft ein, und bricht dem Despotismus die „Bahn.... Nach seinen Grundsätzen darf „Philipp II alle alten Gesetze, alle Verträge, „alle Verabredungen mit den Unterthanen zu „Boden treten, weil er seine Krone von „Gott hat. Der knechtische Geschichtschrei„ber muthet den Niederländern zu, sich die Ver-

„nichtung ihrer Rechte und Bedrückung gefal-
„len zu lassen, weil sie sich sonst einer strafba-
„ren Widersetzlichkeit schuldig machen würden."
Ausser diesen Fehlern rügt Mably auch noch den, daß er, um nur sein Unterdrückungssystem aufrecht zu erhalten, die Vorsehung zur Theilnehmerin aller Grausamkeiten Philipps II, des Herzogs von Alba und des Kardinals Granvella machte.

Bougeant war ebenfalls nach Mably's Urtheil, „ein Mann von viel Geist. Nur die Jesuiter-
„kutte legt ihm Zwang an: sonst sieht man
„leicht, daß er vorzügliches Talent für die Ge-
„schichte besaß. Er kennte das menschliche
„Herz, die Launen und Schliche der Leiden-
„schaften. Bey vielen Veranlassungen zeigt
„es sich, daß er die Wahrheit einsieht, und
„sie mit Stärke gesagt haben würde, hätten
„ihn nicht seine Obern gezwungen zu schonen,
„wie es dem Orden vortheilhaft war. Er
„führt den Pinsel mit fester und kühner Hand;
„in seinen Schilderungen ist Leben; seine Be-
„trachtungen sind öfters gedrängt wie bey
„den Alten. Und doch ist alles verlornes Ta-
„lent! Niemahls wird man ihn zu den guten
„Geschichtschreibern rechnen. Er hat sich durch
„den Ruf des Grafen von Avaux und durch
„die Freundschaft des Präsidenten von Mes-
„mes fesseln lassen, der unschicklich genug aus
„seinem Verwandten den Helden einer wichti-
„ge Geschichte machen wollte." Anstatt der

Ver-

Verhandlungen eines Friedensschlusses, durch welchen Europa eine bestimmte Verfassung und seine Politik eine andere Gestalt bekam, finde ich blos das Werk eines feinen Schmeichlers, der einen Helden machen will; „eines Geschichtschreibers, wie Mably sagt, „der weder seine Würde, noch seine Pflichten „kennt, und mich blos mit den Künsten eines „Staatsklüglers unterhält.“

In dem Versuche des P. Orleans über die Geschichte von England findet man die ganze Fülle der Beredsamkeit, die ihm eigen ist. Allein anstatt die Staatsgeschichte jenes Volks von so großem und tiefem Charakter zu untersuchen und gründlich zu erzählen, wendet er sein Talent, nach Mably's Urtheil, blos dazu an, daß er die Kriege der Könige beschreibt. Von der Regierung Heinrichs VIII an verwandelt sich sogar seine Beredsamkeit in bloße Deklamation. „Man würde ihn, sagt Mably „weiter, für würdig erkennen Geschichte zu schrei„ben, hätten ihm seine Vorurtheile erlaubt die „Wahrheit einzusehen und zu sagen.“

Man nehme Fra-Paolo seinen Widerwillen gegen Rom, so wie Pallavicini seine Anhänglichkeit an den heiligen Stuhl, und man hat zwey der vorzüglichsten, über die Geschichte der tridentinischen Kirchenversammlung. Beyde behandeln die verwickeltesten Angelegenheiten der Kirche als Geübte in der Kunst; beyde dringen tief in die Intriguen der vornehmsten Unterhändler bey der Kirchenversammlung ein. Vor-

züglich weiß Fra-Paolo die schlauen Unterhandlungen des römischen Hofs mit großer Geschicklichkeit zu entwickeln. Uebrigens erzählen beyde, so sehr die Begebenheiten sich durchkreuzen, dennoch mit Deutlichkeit und Interesse. Der Jesuit, der eine Lobschrift auf den päbstlichen Hof, nach Befehl geschrieben hatte, bekam den Kardinalshut zum Lohn: der gute Bruder Servit, der jenen Hof mit zu viel Bitterkeit geschildert hatte, wurde von Schwärmern ermordet.

Man sieht aus dieser Notiz von den vornehmsten jesuitischen Geschichtsbüchern, daß es ihren Verfassern keineswegs an Geist und Talenten fehlt, und daß sie vorzüglich den Alten nachzuahmen suchen. Alle unterscheiden sich durch eine Form, durch einen Styl, durch gewisse Eigenheiten die mehr oder weniger orientalisch sind; auch überladen sie ihre Schriften nicht durch gelehrte Untersuchungen. Alle aber schmiegten sich unter den Despotismus eines Ordens, der seinen Geschichtschreibern zwar anmuthige Schilderungen erlaubte, dreiste Meynungen aber streng ahndete. Schriften dieser Art könnte man mit jungen Leuten vergleichen, deren Figur interessant, deren Herz aber verdorben ist und deren Verstand eine falsche Richtung bekommen hat.

Die jesuitische Manier fand zu viel Anhänger, als daß sie nicht auch Nachahmer hätte finden sollen. An die Spitze der Letztern gehören Vertot und Saint real; beydes romanhafte Geschichtschreiber, deren Zaubererzählungen blos in den eben beurtheilten Schrift-

stellern

stellern ihre Muster finden. Jener bekümmerte sich so wenig um Richtigkeit, daß man in vielen seiner glänzenden Beschreibungen blos die Geschöpfe seiner Einbildungskraft erkennt. Auch verdienen beyde wenig Glauben, ohnerachtet man ihre Schriften als Lehrbücher bey dem Unterrichte der Jugend brauchen zu müssen glaubt. Ihre rasche Manier, ihr gedrängter Styl nehmen freylich ein: will aber der Mann von richtigem Sinn über Menschenschicksale belehrt seyn, dann vermeidet er den Roman, und sucht die Wahrheit in der Geschichte. Indessen ist Vertot doch ein guter Mahler: und in seiner Römischen Geschichte eben so treu als gut unterrichtet. Hier bequemte sich der Stoff mehr zu seiner Manier: nur ein solches Volk, das zu großen Unternehmungen geneigt ist, kann den Stoff zu einer Geschichte geben, die sich dem Gang der dramatischen Vorstellung nähert.

II.

Wir haben bisher gesehen, wie Ordensgeist, Parteygeist, Geist der Sklaverey und Geist des Fanatismus, diese Geisseln der Geschichte, solche Werke hervorgebracht haben, denen man wenig Glauben beymessen kan. Umgekehrt findet man nur eine sehr geringe Anzahl von Geschichtschreibern, welche die Kunst verstanden, Schönheit mit Treue zu verbinden.

An die Stelle dieser Wenigen stelle ich de Thou, dem die Geschichtschreiber den Beynamen des Wahrheitsfreundes geben. Er hatte von seinen Vorfahren, die sich in der Magistratur auszeichneten, ihre

strenge Tugend geerbt. Sein Gönner war der gute König Heinrich, dieser Freund und Beschützer alles Biedern und Edeln, der ihn auch gegen alle Feinde schützte, die seine Redlichkeit ihm zuzog. Er schreibt als guter Bürger, und hält seine Erzählung mit einer Würde, die ihm ganz eigen ist. Daß er die Zerrüttungen seines Vaterlandes aufmerksam beobachtet hatte; daß er von Heinrich IV. in schweren Geschäften gebraucht worden war; daß er die königliche Bibliothek unter seiner Aufsicht gehabt und die höchste obrigkeitliche Stelle bekleidet hatte; daß ihm die Angelegenheiten der Protestanten durch die Hände gegangen waren; daß er im Staatsrecht, in der Politik, in der Moral, in den Wissenschaften und Künsten vorzügliche Kenntnisse besaß: Dieses alles setzte ihn in den Stand, durch alle Theile seines Werks Leben zu verbreiten. Bey jeder Partey, bey jedem Stande war er beliebt, bey allen Menschen; ausgenommen, wie ein Zeitgenosse von ihm sagt, bey den Schwärmern und Religionsmarktschreyern, die gern sein Werk hätten unterdrücken mögen, wenn es nicht der König so ausgezeichnet in Schutz genommen hätte.

Nicht so viel Würde besaß der Abbe Fleury, aber doch ebendieselbe Freymüthigkeit. Seiner Wahrheitsliebe verdanken wir die einzige Kirchengeschichte die wir haben. Mag er immer gegen die Richtigkeit der Begebenheiten und der Zeitrechnung verstoßen: es sind keine Fehler des Herzens, keine Unwahrheiten die der Parteygeist eingab: es sind unwillkührliche

Mer-

Versehen, die er mit jedem Geschichtschreiber gemein hat. Ohnerachtet der in seinen Schriften herrschenden Simplicität, verrathen dennoch seine Discours sur le Gouvernement de l'Eglise den Mann von Kopf und Redlichkeit.

Viel Aehnlichkeit mit ihm hat Rapin-Thoyras, der Engländer erster Lehrer in der Kunst ihre Geschichte zu schreiben. Auch ihm scheint die Wahrheit auf jedem Schritte zur Seite zu gehn. Interessant ist die Manier wie er die abwechselnden Revolutionen Englands beschreibt. Er besitzt das seltene Talent in die tiefsten Falten des menschlichen Herzens zu blicken, und die Ursachen der verschiedenen Lagen der englischen Nation aufzusuchen. So gut man zu seiner Zeit nur immer Philosoph seyn konnte, ist er es auch. Indessen muß man doch mißtrauisch gegen ihn seyn, wenn er von den neuesten Revolutionen in Frankreich spricht, welches er zu der Zeit verließ, als Ludwig XIV die Protestanten verfolgte.

Hume, ein besserer Philosoph und tieferer Denker als Rapin, beurtheilt sein Vaterland unparteyisch genug. Vertraut mit der Politik, und als Rechtsgelehrter, untersucht er, als Staatsmann, die Fortschritte der königlichen Macht auf seiner Insel, und zeigt sich als einen vorzüglichen Darsteller. Die Republikaner in London machen ihm den Vorwurf er sey ein Hofmann.

Gibbon und Robertson, noch bessere philosophische Köpfe als jene, haben sich nicht damit begnügt,

ganz einfach Wahrheit zu sagen. Sie haben auch die Ursachen der wichtigern Begebenheiten ergründet, ihre Einflüsse untersucht, über die Bewegungen der Politik tief nachgedacht, und immer nur die folgereichsten Begebenheiten zusammengestellt.

Die Italiener, diese Meister in so mancher Wissenschaft und Künsten, haben sich auch in der Geschichte hervorgethan. Giannone, einer von den Märtyrern der Wahrheit, hat den Gang der Gesetzgebung zum Leitfaden gewählt. Es ist ein gelehrter, tiefer Denker: aber er affektirt zu sehr die Gegenpartey des Römischen Hofs zu halten. Guicciardini, kein sonderlicher Freund der Franzosen, hat die Kriege in Italien gut beschrieben. Seine Schreibart ist rein, zierlich und der Geschichte würdig. Davila, der Verfasser der Bürgerkriege in Frankreich, ist vielleicht zu ängstlich in der Entwickelung der Hofintriguen, vortrefflich aber in der Darstellung. Seine Gemählde sind voll Leben und Feuer; seine Beschreibungen vollkommen genau. Denina ist der einzige Italiener, der sich an eine Universalgeschichte gewagt hat, wo die Begebenheiten philosophisch verbunden sind. Nur hat er den Fehler den man so manchem Geschichtsschreiber seiner Nation vorwirft, zu wenig Achtung gegen alles diesseits der Alpen.

12.

Der Geschmack, ein gewisser Instinkt der in jedem gut organisirten Menschen liegt, damit er die Natur geniessen und ihre Eindrücke auf ihn Andern wieder mittheilen könne, der Geschmack ist für die Geschichte

schichte was der gute Styl für die Baukunst ist. Er verwirft gemeine Bilder, und alles Schlechte oder Niedrige, wodurch das Gefühl beleidigt werden könnte. Er erlaubt nur solche Gemählde, deren ungezwungene Zeichnung, frisches Kolorit und richtige Zusammensetzung angehme Empfindungen erzeugen. Ist der Geschmack mit Genie vereint, so entsteht das Erhabene, der höchste Grad des Schönen, die höchste Vollkommenheit in jeder Gattung, deren Zweck in Nachahmung der Natur besteht.

13.

Die Geschichte hat den Geschmack eben so nöthig als jedes andere Werk der Kunst. Dichter, Mahler, alle Künstler suchen überall, in allen Zeitaltern, in der ganzen Natur schöne Züge auf, um das Ideal des Schönen zusammenzusetzen, das bey den Alten so berühmt war. Eben so muß der Geschichtschreiber die am meisten hervorstechenden Züge aufsuchen, sie mögen Lob oder Tadel verdienen. Das historische Schöne besteht nicht darin daß man einer Nation eine Lobrede hält, sondern darin daß man ihr Laster oder ihre edle Thaten schildert. So macht es der unsterbliche Tacitus: er fand unförmliche Nachrichten, dachte darüber nach, und bildete aus einem rohen Stoff ein erhabenes Meisterwerck.

Die französische Geschichte läßt sich eben so gut als die Römische aus Begebenheiten zusammensetzen, die anziehend genug sind, um das historische Schöne, nach der Analogie des idealischen Schönen aller

Künste

Künſte, zu geben. Schon der thätige, rohe Charakter unſerer erſten Vorfahren iſt geroiß eben ſo ausgezeichnet, als der Charakter jener Räuber, die ſich zur Gründung der Stadt Rom vereinigten. Das Naife der franzöſiſchen Sitten in den Ritterzeiten hat eine gewiſſe Natur, die man bey keinem andern Volke antrifft. Unſere Kreuzzüge aber und unſere innerlichen Kriege über Meynungen zeigen uns wieder den Menſchen unter ganz andern Geſichtspunkten, wo der Philoſoph bekennen muß, es gebe keine grauſame That, zu welcher nicht Fanatiſmus oder Wahn den Menſchen hinreiſſen könnten. Will man Auftritte von Eroberungen oder Glücksveränderungen; will man die Schilderung von einer Monarchie, deren Bau zu zertrümmern anfängt, und von einem großen König, der gedemüthigt wurde; will man ſehen wie Miniſter ihr Wort brechen, wie Menſchen andere Menſchen verachten, wie gleichgültig es dem Großen iſt, ob Andere unter ihm glücklich, und die Nationen geehrt ſind: ſo leſe man die Geſchichte des verſtorbenen Königs. Welch eine Fühlloſigkeit an dieſem zweyten Louis le Debonnaire, der Frankreichs Schickſal unredlichen, ehrloſen Miniſtern oder weggeworfenen Dirnen überläßt! Will man endlich ſehen, wie ſchrecklich ein lang gereiztes Volk ſich an ſeinen Tyrannen rächt, ſo überblicke man die Begebenheiten der zwoten Hälfte dieſes Jahrs. Die Situationen des franzöſiſchen Volks waren alſo abwechſelnd genug; die menſchlichen Leidenſchaften haben auch bey uns mit ſo viel Kraft und Erfolg gewürkt, daß es für alle Zeiten und Völker anziehend und belehrend ſeyn kan. Gleichwohl haben wir noch keine Geſchichte,

auf

auf welche Frankreich stolz seyn dürfte. Woher dieser Mangel? Warum gelangt die historische Kunst bey uns zuletzt zur Vollkommenheit? Die Wahrheit fodert uns auf, die Ursachen dieser Verzögerung zu zergliedern.

14.

Gleich beym Anfang dieser Untersuchung hat man Mühe sich zu überreden, daß man im J. 1775 nicht weniger als 48223 Schriften über die Geschichte von Frankreich, wie sie in der Bibliotheque historique de la France in fünf starken Folianten verzeichnet sind, gerechnet haben sollte.

Aus diesem ungeheuern Verzeichniß erhellet, daß wir blos über die vorläufige Einleitung zu unserer Geschichte 1366 Schriften besitzen. Rechnet man zu dieser Klasse die allgemeinen Reichsgeschichten und die Lebensbeschreibungen der Könige, so bekömmt man 34133 Schriften. Nimmt man endlich noch die Provinz- und Städtgeschichten, die Lebensbeschreibungen berühmter Männer im Kriege, in der Magistratur, in den Wissenschaften und Künsten, so kömmt die obige Summe von 48000 Schriften heraus.

Warum haben wir nun bey diesem Ueberflusse keine Geschichte die der Nation würdig wäre? Wir haben so treffliche Kunstwerke aller Art: warum besitzen wir noch keine französischen Jahrbücher, die wir unsern Nachbaren oder der Nachwelt überliefern dürften? Um alle diese Fragen zu beantworten, wollen wir

ein

ein Verzeichniß von allen den Bedrückungen herschreiben, unter welchen unsere Geschichte klagt. Nur vergesse man nicht, daß auch in Rom und England die historische Kunst sehr spät zur Vollkommenheit gedieh.

15.

Die Regierung, sonst in den neuern Staaten die Beschützerin aller Arten von Kenntnissen, hat der Kunst die Geschichte zu schreiben solche Fesseln angelegt, daß keine Nation in Europa, die Englische ausgenommen, sich noch zur Zeit rühmen darf, Annalen zu besitzen, die des Uebergangs auf die Nachwelt würdig wären. Hier liegt das erste Uebel, das die Kunst drückt. Eben diese Ministergewalt erfand das Projekt die Gelehrten durch Titel oder Belohnungen zu binden. Eben sie beschränkte auch die Freymüthigkeit der Geschichte bald durch Verbote, bald durch Ahndungen. Durch beydes wurde manches Werk unterdrückt, das der Nation würde Ehre gemacht haben. Die Schriften eines Montesquieu, Mably, Rousseau, Voltaire, Kardinals von Retz, de Thou u. a. die französischen Uebersetzungen von den Schriften eines Gibbon, Hume, Fra-Paolo, Robertson u. a. sind immer nur im Auslande gedruckt worden. In Frankreich selbst geschah es nicht anders, als verstohlen, ohne Approbation, ohne Privilegium, als ob es Pasquille oder verrätherische Schriften wären. Von den seltsamen, unmännlichen Grundsätzen der Minister, über die Publicität, besonders in Absicht auf den Druck historischer Denkwürdigkeiten, verdient wenigstens ein Beyspiel gerügt zu werden. Man wird daraus sehen,

wie

wie das Publikum mit dem Abdruck der Memoiren des Herzogs von Saint-Simon hintergangen worden ist.

Im J. 1784 machte ein gewisser Gelehrter einige Anekdoten aus diesem Werke bekannt, in welchem man über die Kühnheit der Erzählungen und Schilderungen erstaunt. Damahls war die Freyheit noch so schüchtern, daß der Verfasser der piéces intéressantes et peu connues blos einige abgerissene Anekdoten aus jenen berühmten Memoiren zu geben wagte.

Im J. 1786 hatte die Geistesfreyheit schon einige Fortschritte gemacht: es erschien la galerie de l'ancine Cour. Hier nehmen die Memoires de Saint-Simon, die bisher ein bloßer Embryo waren, schon eine bestimmte Form und Wachsthum an. Aber noch war der Verfasser selbst ein Geheimniß; sein eigentlicher Name wurde verschwiegen. Das Ministerium wollte nicht erlauben, daß das Buch Memoires de Saint Simon genannt werden sollte; und ein unbarmherziger Censor verkürzte und zerstückte das Werk dergestalt, daß blos ein Gerippe davon übrig blieb.

Im J. 1788 that die Freyheit noch einige Schritte weiter: die Memoiren durften unter dem Namen ihres Verfassers erscheinen. Weil sie aber Wahrheit enthielten und anziehend waren, so ernannte man abermahl einen furchtbaren Censor. Dieser nahm noch vier Herren vom Hof zu Hülfe; und so wurden sieben Quartanten in drey Bändchen zusammengezo-

gen, die man gleichwohl Memoires de Saint-Simon zu nennen wagt. Auf solche Art bediente sich die Ministergewalt noch des Beystandes von Höflingen um die Stimme der Geschichte zum Schweigen zu bringen; obgleich seit jenen Begebenheiten und seit dem Tode des Verfassers über ein Jahrhundert verflossen war.

Endlich im J. 1789, als die Ständeversammlung zusammenkam; als ganz Frankreich laut nach Preßfreyheit rief; als ein gütiger Monarch die Wünsche seines Volks günstig aufnahm: da erlaubte das Ministerium, daß einige Anekdoten mehr bekannt gemacht werden durften. Indessen sind doch die Memoires de Saint-Simon noch immer verstümmelt.

So kämpft denn die willkührliche Macht, wie ein wildes Thier, das unter seinen Wunden erliegt, bis zum letzten Hauche, nicht nur gegen die Preßfreyheit, sondern auch gegen die Wahrheit der Geschichte selbst, und gegen den redlichen Patriotismus der vor hundert Jahren schrieb. Spotten wir nun noch über die Staatsinquisition in Venedig? Unsere Nachbarn spotten dagegen über die Ministerialinquisition, die so lange das Genie der Franzosen unter dem Druck erhielt.

16.

Mit solchen Verbotgesetzen gegen Wahrheitsliebe und Talent verband das Ministerium noch Aufmunterungen oder Belohnungen für Lobreden, Elogen, jesuitische

itische Geschichten, Memoiren ohne Saft und Kraft, wie z. B. die vom Abbe Millot. Ferner verfiel der Ministergeist darauf die Geschichte unter die Gewalt von Kommissionen zu geben, indem er besoldete Historiographen schuf. Eben dieser Ministergeist erfand auch die eigenen Stellen der Akademisten, die von nun an durch Amt, Interesse und Wohlstand an die Willkühr des Ministeriums gebunden sind. Er war es auch, der den gelehrten Gesellschaften vorschrieb, mit welchen Gattungen von Arbeit sie sich beschäfftigen sollten. Von ihm erhielten sie den Befehl, nicht etwa die Verfassung der Monarchie zu untersuchen, sondern ihre Sprache zu verfeinern; nicht die Geschichte der Könige, der Minister, der Großen im Volke zu schreiben, sondern sie nach ihrem Tode zu panegyrisiren; nicht etwa darüber nachzudenken, wie man die Menschen glücklich machen könne, sondern die Bewegung der Himmelskörper, den Lauf der Flüsse, die Natur der Steinarten, Pflanzen und Thiere zu studiren. Nach dem Willen des Ministeriums mußten sich die Akademien vorzüglich mit Grabschriften, Inschriften, Schaumünzen, Alterthümern abgeben; mit einer Art von Literatur, die so flüchtig war wie der Charakter der Nation, die sonst lieber sang als dachte, lieber angenehme Eindrücke verlangte, als Gedankengehalt. Staatsrecht, Regierungskunst, Reichsverfassung, kurz, alle Gegenstände, die Nachdenken und Forschen über die Rechte des Bürgers erfodern, waren durch die Satzungen jener Akademien ausgeschlossen. Wollte Montesquieu die Sprache der Philosophie reden, so folgte auf seinen muthvollen Entschluß

die Ausschließung von jenen königlichen Gesellschaften. Warf der Abbe Saint-Pierre einen Blick auf die Staatsverwaltung, schrieb er jene menschenfreundlichen Werke, die ein schändlicher Minister, Dubois, **Träume eines guten Mannes** nennte, so verwies ihn die Academie Francaise, die besoldete Sklavin des Ministeriums, aus ihren Versammlungen.

So entstanden zahllose akademische Geschichtsbücher, sämmtlich fabelhaft und kleinlich, deren Verfasser es niemahls wagt die Wahrheit im hellen Mittagslicht zu zeigen. So entstanden jene lügenhaften Geschichtsbücher, die, noch vor der Errichtung der königlichen Akademien der Geist der Schmeicheley und Sklaverey besoldeten Historiographen eingab. Hier findet man z. B. die Nachricht, daß unsere Könige vom König Priamus, oder gar von Adam, in gerader Linie abstammen. So entstanden auch jene Geschichtbücher voll Aberglaubens, wo behauptet wird, unsere Könige hätten ihre Gewalt von Gott; ohngefähr wie die Weltweisen im Morgenlande, die noch jetzt ihre Fürsten für Brüder der Sonne und des Mondes ausgeben; oder wie die Mönche bey allen Nationen, die in völligen Ernst erzählen, Engel hätten ihnen ihre Ordensregel vom Himmel gebracht.

17.

Die schlaue Ministerpolitik, die dergleichen lächerliche Schriften begünstigte, die unaufhörlich den Einfluß denkender Köpfe auf die allgemeine Denkungsart scheute, diese Politik trifft auch der Vorwurf, daß

sie

sie manchen freymüthigen Schriftsteller, der gegen ihre Lockungen zu fest gewesen war, ihre schwere Hand grausam genug fühlen ließ.

An der Spitze des Verzeichnisses der Wahrheitsmärtyrer sehe ich den redlichen Commines, der wegen einiger historischen Briefe auf dem Schloße Loches eingekerkert wurde. D'aubigne, ein Freund Heinrichs IV, wurde von der Wittwe des Monarchen aus seinem Vaterlande vertrieben. Der Sohn des unsterblichen de Thou empfand die Rache eines Ministers der gegen das Geschichtsbuch des Vaters aufgebracht war. Fra-Paolo und le Popeliniere, ein protestantischer Geschichtschreiber, wurden ermordet, jener von Katholiken, dieser von Hugonotten, und beyde wegen ihrer Freymüthigkeit. Der unglückliche Giannone verließ sein Vaterland, um seine Freyheit zu retten; verlor sie aber doch, und selbst das Leben, in einem fremden Himmelsstrich. Dupleix schrieb über die Vorrechte der gallikanischen Kirche; Aubery für die Rechte unserer Könige gegen Deutschland; Maimbourg für die französische Kirche wider den heiligen Stuhl: alle drey wurden von eben der Hand bestraft, die sie gebraucht hatte. Maimbourg wurde aus dem Orden gestoßen; Aubery wurde eingesperrt; Dupleix wußte schon, daß seine Schriften, an welchen er funfzehn Jahre gearbeitet hatte, auf Befehl des Kanzlers Sequier verbrannt wurden, und starb vor Gram.

Unter Ludewig XIV, unter diesem Beschützer der Wissenschaften und Künste, wurde Buossi-Rabu-

tin in die Bastille gesetzt, weil er die Liebschaften des Königs, der sie selbst gar nicht geheim hielt, in einen Roman verwebt hatte. Racine mußte auf Verlangen der Favoritin eine Schilderung von Frankreich entwerfen, und fiel deswegen in Ungnade. Vauban, der so viel für die Sicherheit der Grenzen und dadurch für den Ruhm des Monarchen gethan hatte, schlug, in Gesellschaft mit Boisguilbert einen Finanzplan vor: Boisguilbert wurde nach Auvergne verwiesen, Vauban in Ungnaden entlassen; beyde gab man dem Groll der erzürnten Finanzpächter preis. Um sich bey der Frau von Maintenon, die ihren geliebten Zögling für rechtmäßig und thronfähig erklärt haben wollte, in Gunst zu setzen, läßt Daniel verschiedenes zum Vortheil der natürlichen Söhne in seine Geschichte einfließen: der patriotische Mezeray hingegen verliert seine Pension, weil er beweist, daß Frankreich zu keinen andern als zu bestimmten und freywilligen Abgaben verbunden sey. Der würdige Fenelon wird wegen seiner Grundsätze von der Staatsverwaltung, von Ludwig XIV als ein schwärmerischer, träumerischer Kopf behandelt; der Abdruck seines Telemachs wird untersagt, die übrigen Handschriften des Prälaten verbrennt der König, nach dem Tode seines Enkels, mit eigener Hand. Levassor flüchtet wegen seiner Geschichte Ludwigs XIII in den Schooß der Freyheit, nach London; aber auch hier verliert er seine Versorgung durch den Einfluß des französischen Ministeriums. Courtilz wird zwölfmahl in die Bastille gesetzt. Baluze verliert seine Stelle, weil er alte Urkunden aus dem Archiv hervorgezogen

hat,

hat, und wird verwiesen. La Beaumelle muß wegen der Memoires de Maintenon ins Gefängniß. Langlet du Fresnoy wird zwanzigmahl eingesperrt, weil er sich gewisse Ausdrücke erlaubt, und die Legende eines schändlichen Kardinals bekannt gemacht hatte, der über hundert Jahr tod war, und jetzt auf die Bühne gebracht wird. Fleury, Pfarrer von St. Victor zu Orleans, stirbt eines langsamen und quaalvollen Todes in der Bastille, weil er einen Brief über das Ministerium geschrieben haben soll, dessen wahrer Verfasser erst nachher entdeckt wird. Der handschriftliche Nachlaß von Duclos wird nach seinem Tode weggenommen. Raynal trägt noch jetzt (1790) das Urtheil der Verbannung, weil er wider einen alten Minister geschrieben hat. Diderot bekömmt wegen seiner kühnen, wiewohl nicht sehr gefährlichen Einbildungskraft zu Vincennes eine Warnung, die ihre Lebhaftigkeit zu mäßigen fähig ist. Mirabeau, der Vater, wird wegen seiner patriotischen Schriften eingesperrt: Mirabeau, der Sohn, verliert seinen Muth in der Gefangenschaft nicht; im Gegentheil, er scheint da neue Kraft zu schöpfen, und schildert eben da mit starken die Greuel der Staatsgefängnisse. Endlich unter der Staatsverwaltung des friedliebenden Kardinals Fleury, unter einem guten und sanften Monarchen, werden die Verfasser unbedeutender Schriften durch Tausende von Lettres de Cachet, durch Einsperren, durch Verweisung bestraft.

Freylich werden die Minister antworten, daß es doch einen Lagrange-Chancel gab, der einer solchen

Züchtigung werth war. Das mag seyn: aber in den Augen der Minister war jede patriotische Schrift, die ihre Fehler aufdeckte, eine Philippica: aber Fenelon, Saint-Pierre, Vauban, Baluze, Mezeray, Racine u. s. w. mußten sich Gefängniß, Ungnade, Verbannung so gut als der strafwürdigste Schriftsteller gefallen lassen. Man urtheile nun, ob bey solchen grausamen Ministerialgrundsätzen bisher französische Geschichte geschrieben werden konnte. Unsere Minister machten es mit den Geschichtsschreibern wie die Könige von Juda mit den Propheten: loquere nobis placentia, sagten sie zu ihnen. Schande falle künftig auf die Namen solcher Minister, welche die Geschichtschreiber verfolgten, wenn sie die Rechte des Vaterlandes in Schutz nahmen!

18.

Zu den Hindernissen der Freymüthigkeit in der Geschichte gehört ferner eine zu große Beschränktheit der Glücksumstände bey den Geschichtsschreibern. Untersucht man ihren Charakter genau, so findet man, daß von jeher das Talent, das zur Geschichte nothwendig gehört, durch eine solche Eingeschränktheit erstickt wurde. Frey von Zwang und Sorgen, entwickelt sich der Genius der Kunst im Schooße der Gemächlichkeit. Keine Rücksicht auf Menschen, kein Entwurf von Ehrsucht, keine Lockspeise von Geldbelohnung hält ihn in seinem Gange auf. Trogus Pompejus, Cäsar, Tacitus, Livius, Cornelius Nepos, Justin, Curtius, Sueton, Sallust, Plinius, Polybius, Josephus, unter den Alten: Commines, Pere-

fixe

fire, de Thou, Davila, Guicciardini, der Cardinal von Retz, der Herzog von Rohan, Voltaire, Friedrich II, Robertson, Watson, Hume, Gibbon, unter den Neuern, waren entweder reich, oder doch wohlhabend genug, um sich eine große Menge historischer Hülfsmittel verschaffen, und mit Muße benutzen zu können.

19.

Ausserdem giebt es noch andere Schwierigkeiten, die es schwer machen die allgemeine Geschichte einer großen Nation gut zu schreiben. Diese Schwierigkeiten haben ihren Grund theils in der Lage jeder Monarchie, theils in dem mehr oder weniger günstigen Zeitpunkten wo man schreibt. Eine gute Geschichte ist das Werk der Erfahrung; die letzte Anstrengung des Geistes nach manchem mißlungenen Versuch. Ehe Rom einen Livius oder Tacitus bekam, hatte Rom eine Menge Annalisten und Stoppler gehabt, deren Namen verschollen sind. In Frankreich gab es vor Mezeray und Velly manchen Geschichtschreiber ohne Geschmack und Beurtheilungskraft. Einige gaben unsern Königen einen fabelhaften Ursprung; andere, die eine abergläubische Phantasie irre führte, überluden unsere Geschichte mit Wunderbarem, mit Mirakeln und fürchterlichen Phänomenen: jede große Begebenheit mußte durch Zeichen oder Erscheinungen vom Himmel angekündigt worden seyn. Die Gelehrten und Kritiker unter Ludwig XIV reinigten unsere Geschichte von falschen Genealogien; die Morgenröthe der Philosophie er-

hellte Europa, und man kürzte das Kapitel vom Wunderbaren ab, damit man mehr Raum für das Gemeinnützige gewönne. Rohe, abergläubische, schwärmerische Zeiten sind also der Geschichte nicht sonderlich günstig, denn die Schriftsteller wissen alsdann keinen Unterschied zwischen Würklichkeit und Fabel zu machen. Sobald aber eine Nation von den Zeiten der Ungewißheit zu den Zeiten der Aufklärung übergeht, dann ist es die erste Bemühung der Geschichtschreiber die Wahrheit aus einem Gewirre von Lügen hervorzuziehn. Dieses haben in Frankreich die Benediktiner und andere Gelehrten gethan. Vorzüglich waren in diesem Fache, seit Ludwigs XIII Zeiten bis auf die unsrigen, Sirmond, Duchesne, de Marca, d'Achery, Thomasin, Pagi, Pezron, Baluze, Dupin, le Long, Huet, Montsaucon, Labbe, le Laboureur, Valois, le Cointe, du Bosquet, Cordemoy, Lallemant, Baillet, Mabillon, u. a. m. Mit einer Beharrlichkeit, die ihnen Anspruch auf die Erkenntlichkeit der Nachwelt giebt, haben diese Männer ihr Leben der Aufklärung unserer Geschichte gewidmet. Bald haben sie untergeschobene Sachen ausgemerzt, bald die Zeitrechnung berichtigt. Einige haben unsere Jahrbücher aus dem Staube der Archive hervorgezogen; andere haben uns gute Ausgaben von unsern Chroniken geliefert. Ein solches Jahrhundert von Gelehrten und Kritiker mußte seyn, um dem unsrigen, das der Geschichte so günstig ist, brauchbare Materialien vorzubereiten.

Eine andere Art von Schwierigkeit liegt in dem jedesmahligen Zustande der Nation, deren Geschichte man

man schreibt. Alle Nationen auf der Welt haben einen Ursprung, ein Daseyn, ein Ende gehabt; fast alle zählen drey Stufen: Wachsthum, Größe, Fall. So ist Livius erhaben, weil er die Verkettung der Großthaten der Römer beschreibt: dreyhundert Jahre früher hätte er, seines Genie's ohnerachtet, ein sehr eintöniges Werk geschrieben, ein Werk ohne jenes Interesse, das in der Mannichfaltigkeit der Scenen liegt; er hätte uns nur den Anfang einer Geschichte gegeben. Eben so konnte Frankreich erst in den neuern Zeiten solche allgemeine Geschichtsbücher bekommen, in welchen das Ganze eines großen Gemähldes hervorsticht. Vor dreyhundert Jahren war unsere Geschichte nur Hälfte von einem Gemählde. Sie war blos das Tagebuch eines Volks, das seine Kräfte nicht kannte, nicht geübt hatte, das in Wissenschaften und Künsten nur sehr mäßig fortgerückt war. Seit dreyhundert Jahren vorzüglich verdient es eine ausgezeichnete Stelle in der Geschichte der Menschheit, wegen der Größe in seinen Unternehmungen, wegen seiner Aufklärung, wegen seines glücklichen und widrigen Schicksals. Man sieht hieraus, daß es erst in unsern Zeiten, erst nach der Staatsveränderung im J. 1789 möglich geworden ist eine gute Geschichte von Frankreich zu schreiben. Jene Schriftsteller im Gothischen Geschmack, Froissard, Monstrelet und Gaguin, haben nicht die ganze Monarchie gekannt; die Geschichtschreiber zu den Zeiten Ludwigs XIII und Ludwigs XIV haben sie blos im Profil gesehn. Erst unsere Zeitgenossen können sie fest ins Auge fassen, und sie gleichsam gerade im Gesicht beschaun. Noch besser werden die kommenden Geschlechter

schlechter über sie urtheilen; denn sie werden sie unter jeder Beziehung betrachten, und die Würkungen von dem schildern, was gegenwärtig geschieht.

20.

Die fünfte Art von Hindernissen die bisher einer guten Bearbeitung der französischen Geschichte im Wege standen, liegt im Persönlichen des Schriftstellers. In diesem sollen sich nothwendig Talente vereinigen, die kaum zusammen bestehen können. Er muß Geographie, Chronologie, Staatsrecht, Moral, Politik und Kriegskunst verstehen. Er muß einen gewissen Geist der Kritik besitzen, um die Wahrheit von einem Chaos von Lügen scheiden zu können. Ist nun die Wahrheit gefunden, dann wird es Sache des Geschmacks die Anzahl und die Beschaffenheit solcher Begebenheiten zu bestimmen, die zu der Zusammensetzung eines Gemähldes taugen. Dieses Gemählde nun muß fähig seyn, die Blicke aller Stände im Staate, aller Nationen, der Zeitgenossen und der Nachwelt auf sich zu ziehen. Giannone kann keinem Leser gefallen, der nicht Rechtsgelehrter ist; Gibbon oder Voltaire gefallen keinem Geistlichen; Hume keinem Katholiken; die Ursache davon liegt in ihrem Ton, in ihrer Manier. Und doch muß die Geschichte für alle Menschen seyn!

Zu den Eigenschaften des Geschichtschreibers gehört ferner ein Geist der Ordnung, der die gut gewählten Thatsachen so zu ordnen weiß, daß jede an der vortheilhaftesten Stelle dem Gedächtniß des Lesers zu

Hülfe

Hülfe kömmt, und ihm zeigt, wie eine Begebenheit in die andere eingreift und alles in einander verkettet ist. So verfährt Boßuet in seinen Discours; so verfährt auch Robertson in seiner Einleitung. Kurz, derjenige Geschichtschreiber der auf die Nachwelt übergehen will, muß ein großer Mahler seyn, wie Boßuet oder der Kardinal von Retz.

Der Geist der Kritik der im Finstern nach Thatsachen forscht und sie zu Tage fördert, der Geschmack der die interessantesten auswählt, das Talent das jede an ihre vortheilhafteste Stelle setzt, der philosophische Geist der sie zergliedert, das Genie welches ihnen Leben einhaucht — alles dieses muß bey dem Geschichtschreiber zusammenwürcken: Verstand, Gedächtniß, Scharfsinn, Einbildungskraft, jede Kraft der Seele müssen dabey thätig seyn. Er muß für Vaterland, Menschheit und Freyheit mit Wärme fühlen. Nun aber giebt es keinen Geschichtschreiber, in welchem so mannigfaltige Talente vereint wären. Livius, der wohl der vollkommenste seyn mag, besitzt keine Kritik. Er überladet sein Werk mit Beschreibungen von Blutregen, Milchregen, Steinregen, und andern dergleichen Fabeleyen, die jenes Meisterstück des menschlichen Geistes entstellen.

In der französischen Geschichte findet man ausserdem vier merkwürdige Zeiträume die schwer zu behandeln sind. Von der Stiftung der Monarchie bis zu den Bürgerkriegen sticht ein gewisser Charakter von Rohheit sehr merklich hervor. Wegen der Unwissen-

heit

heit jenes Zeitraums gehört gründliche Gelehrsamkeit dazu um die Wahrheit aus der Finsterniß hervorzuziehen. Zu der Bearbeitung des Zeitraums der Lehnsverfassung muß der Geschichtschreiber Kenntniß der Gesetze mitbringen. Bey den Kreuzzügen, bey den Bürger- oder Religionskriegen, bey der Ligue oder Fronde muß der Geschichtschreiber mahlen können: Gelehrsamkeit oder Untersuchung würde sehr am unrechten Orte stehen, wenn es darauf ankömmt die Thorheiten oder Leidenschaften eines taumelnden Volks zu schildern. Kömmt man endlich auf jene lange Regierung die sich durch Unterwürfigkeit des Unterthanen und seinen Ton des Großen auszeichnet, auf jenen Zeitraum des blendenden Schimmers und der willkührlichen Macht, auf die raschen Fortschritte aller Künste unter Ludwig XIV, auf die gemächlichen, weichlichen Sitten unserer Zeit, auf die großen Versündigungen der Ministerialgewalt, auf die Niedrigkeit, auf die Schandthaten derjenigen die jetzt die ersten Stellen bekleiden, auf das Erwachen der Nation im J. 1789 — dann muß der Geschichtschreiber alle seine Kenntnisse, sein ganzes Talent aufbieten.

Man bemerke hier, wie schwer es ist, so viele Eigenschaften zu vereinigen, wie unmöglich, sie in unsern ältern Geschichtsschreibern anzutreffen. Es müßte jemand so leicht schreiben wie Velly, so dreist wie Mezeray, so freymüthig wie de Thou, mit einem solchen Untersuchungsgeiste wie Cordemoy, mit einem Talente wie Vertot, so kraftvoll wie der Kardinal von Retz; er müßte dabey den sichern Geschmack besitzen, der Ludwigs

wigs XIV, Zeiten so sehr unterscheidet; nur ein solcher Mann würde uns eine Geschichte geben, die der Monarchie würdig wäre. Ohne zu entscheiden, ob die Vereinigung aller jener Talente unmöglich sey, kann man doch als ganz erwiesen annehmen, daß sie zusammentreffen und gebraucht werden müssen, wenn es eine vollkommene Geschichte von Frankreich geben soll. Es ist ein ganz eigenes Verhängniß, daß mehr als ein Schriftsteller, der alle diese Talente verband, dennoch in der Ausführung scheiterte. Bossuet, ein guter Darsteller des Charakters der Nationen, ein Mann von ausgebreiteten und gründlichen Kenntnissen des natürlichen und bürgerlichen Rechts, ein großer Kenner des menschlichen Herzens, schrieb auch eine Geschichte von Frankreich; aber seine Geschichte gehört zu den mittelmäßigsten. Ludwig XIV selbst, dieser Schöpfer des Talents, der sich bey seinen Feldzügen von Geschichtschreibern begleiten ließ, damit sie Augenzeugen seyn sollten, Ludwig XIV verdiente nicht eine Geschichte von Frankreich zu erleben, die in ihrer Art so vortrefflich gewesen wäre als manches andere litterarische Meisterwerk seiner Zeit. Es folgt hieraus der Schluß: daß, wenn wir auch noch keine Geschichte besitzen, wir dennoch nicht unwürdig sind eine zu erhalten. Sie liegt in jenen zahlreichen Werken, von welchen ich geredet habe; nur darauf kömmt es an, daß man sie aus jenen unförmlichen Werken heraushebe, wie die mediceische Venus aus dem Marmorblock hervorgieng.

Unter den Geschichtschreibern die wir noch lesen, gilt Mezeray für keinen sehr genauen, aber kecken

und

und mahlerischen Erzähler. Sein Styl ist jetzt hart und veraltet, ohne Ersatz durch die Naivität eines Montagne, Amiot oder Charron, deren Sprache wir noch immer gern haben: überdieses hat er nur einzelne, abgerissene Schönheiten, wie Tacitus. Gleichwohl bleibt Mezeray der einzige Geschichtschreiber, dessen wir uns rühmen dürfen. Er vereinigt Wahrheitsliebe und Muth; er enthüllt und rügt die Ungerechtigkeiten des Ministeriums; er spricht für die Würde der Nation; er redet mit Nachdruck wider den Machiavellismus, und die Fehler der Großen, der Finanzpersonen, der Magistrate und der Geistlichkeit.

Ganz das Gegentheil ist der Schmeichler Daniel, wiewohl er übrigens genauer seyn mag. Wie sonst die Mönche, macht er den Lobredner derjenigen Könige, Prinzen und Minister, die sein Werck in Schutz nahmen: umgekehrt wird er heftig gegen die guten Franzosen, die sich den Unternehmungen seines Ordens widersetzen. „Ueberall, sagt Mably, sieht er nur „die Monarchie, überall findet er blos den Namen des Königs; niemahls spricht er von Rechten der Nation.“ Wo er auf besondere jesuitische Meynungen kömmt, da möchte man sein Buch zerreissen, wenn Heinrich IV bey ihm gar nicht als ein sehr großer König erscheint. Und gleichwohl spricht der Jesuit von Coton und andern Ordensbrüdern mit solcher Wichtigkeit, daß er ihre kleinlichen Mönchsintriguen den erhabenen Operationen eines Sully an die Seite stellt.

Le Gendre setzt die Verwirrung der ersten Zeiten in Fankreich recht gut auseinander. Uebrigens besteht der Vorzug seiner Geschichte, deren Schreibart weitschweifig und matt ist, mehr in einzelnen sonderbaren Zügen, deren man sich nicht versieht, als in einer Zeichnung des Gangs der Politik. Das Wesentliche liegt in seinem andern Buche: Moeurs et coûtumes des Français dans les diférens tems de la Monarchia. Hätte er dieses in seine Geschichte von Frankreich verwebt, so wäre sie dadurch lehrreicher und vollkommener geworden. Schlachten, Belagerungen, Unterhandlungen sind nicht allein der Aufmerksamkeit des Geschichtschreibers werth: wichtiger ist ihm der Geist der Nationen, der herrschenden Sitten, der Abwechselungen eines Staats der sich erhebt und Gebrauch von seinen Kräften macht, oder sie einschlummern läßt, und sich zu seinem Falle neigt. Allein dergleichen Gegenstände mit historischer Kunst zu ordnen, dazu hatte le Gendre weder Kenntnisse, noch Genie.

Der Präsident Henault hat in einem Werke von sehr mäßigem Umfang ein großes Gemählde aufzustellen gewußt. Hätte er uns die ganze Geschichte von Frankreich gegeben, von welcher sein Abrege nur eine Inhaltsanzeige ist, so hätten wir würklich das Werk das wir wünschen. Seine Betrachtungen verrathen den Mann der die Politik unserer Monarchen kennt, und folglich auch die wahre Methode wie unsere Geschichte geschrieben werden muß. Schade nur, daß sein Buch, fast immer ein sicherer Leitfaden bey

der Wahl und Stellung der Begebenheiten, nicht umständlich genug in die letztern eingeht. Ueberdieß verräth er noch zu viel Anhänglichkeit an den Hof.

Velly und seine Fortsetzer sind genauer als alle ihre Vorgänger. Sie arbeiten nach Materialien, die mehr Mannichfaltigkeit und Zuverläßigkeit hatten: sie wußten sich auch die Fehler und den guten Erfolg ihrer Vorgänger zu Nutze zu machen. Velly folgt mit mehr Methode dem Gang des französischen Nationalgenies: allein er erzählt noch zu viel unbedeutende Fakta die nichts beweisen, an nichts anschließen, den Gang der Geschichte überhaupt unterbrechen, und dadurch auf das Hauptgemählde einen unangenehmen Schatten werfen. Dieses kömmt daher, daß Velly das System unserer Geschichte gleichsam nur geahndet hatte, aber nicht befolgt. Nun war die Anordnung des Ganzen verfehlt; seine Fortsetzer, die von seinem Plane zum Theil abgewichen und keines hohen Schwungs fähig waren, haben seinen großen Fehler nicht verbessern können. Ausserdem macht man ihm noch den Vorwurf daß er zu flüchtig gearbeitet, und die Quellen nicht hinreichend studirt habe. „Er hat, nach „Mably's Urtheil, aus Unwissenheit alles vermengt. „Der ersten regierenden Familie schreibt er Ge„bräuche zu, die offenbar der dritten angehören. „Sein Werk ist ein Chaos, wo alles durch„einander geworfen, vermengt, verworren, „ohne Regel, ohne Beurtheilung da liegt. „Kurz, ich sehe nichts anders als einen Ge„schichtschreiber, der sich einem Buchhändler

„ver-

„verdungen hat, und dessen Reichthum in un„fruchtbarem Ueberfluß besteht.“

Garnier, der das Werk das er fortsetzt, am besten kennen muß, urtheilt mit vollem Recht, Velly habe mehr natürliches Talent als Kenntnisse zu seinen Unternehmen mitgebracht. Er macht ihm den Vorwurf, die ersten beyden Bände blos aus Kompilationen geschöpft zu haben: erst beym dritten Bande sey es ihm eingefallen die Quellen aufzusuchen. Endlich macht er noch die Bemerkung, Velly habe unser Staatsrecht nicht genug gekannt; würde auch besser gethan haben, wenn er von den **vorgeblichen Entdeckungen** verschiedener Schriftsteller in Absicht auf unsere Gesetze und die ursprüngliche Form unserer Verfassung keinen Gebrauch gemacht hätte.

„Velly, sagt Gudin, ist kein so tiefer Denker „als Dubos und Mably, nicht so gelehrt als die Be„nediktiner. Er hielt seine Leichtigkeit für Anmuth; „und da er die Welt ein wenig kannte, so glaubte er „die Leute die in der großen Welt leben, vollkommen „zu befriedigen. Man machte aus seiner Geschichte „eine Sache von Wichtigkeit. Man gab sie Band „für Band heraus, um die Druckkosten und das Ho„norar des Verfassers zu verdienen. Natürlich mußte „nunmehr jedermann geschont werden; natürlich mußte „man besorgen, Prinzen und Ministern, Parlamen„ten und Geistlichen und Financiers und jedem Parti„kulier von einigem Ansehn zu mißfallen .... Sie

„wurde also mit aller möglichen Vorsichtigkeit geschrie„ben, die in einem solchen Falle nöthig seyn mag; und „da sie etwas eintrug, so gab man so viel Bände als „man konnte."

So wurde bisher die Geschichte von Frankreich behandelt! Herr Desormeaux ist der einzige der sie besser bearbeitet hat, als irgend seine Vorgänger.

I. Meine

I.

Meine Jugendjahre am Hofe Ludwigs XIV, und in der Bastille. — Allgemeine Uebersicht der Denkwürdigkeiten meiner Zeit.

Ich will in diesen Memoiren erzählen, was in Frankreich in einem Zeitraum von siebenzig Jahren vorgefallen ist. Seit meiner ersten Vorstellung am Hofe Ludwigs XIV, im J. 1710, bin ich beständig um Könige, zuweilen auch ihr Vertrauter gewesen, oder doch in den wichtigsten Staatsangelegenheiten gebraucht worden. An den Begebenheiten der stürmischen Regentschaft des Herzogs von Orleans habe ich Antheil gehabt; meine Zeitgenossen wissen noch, in welcher Verbindung ich mit Ludwig XV gestanden bin. In meinem Alter hab' ich mich nach und nach von Versailles zurückgezogen, und nur selten noch den Hof besucht. Wenn ich dieses that, so geschah es in der Absicht meine Nachfolger kennen zu lernen, und den Faden der Begebenheiten unabgerissen fest zu halten. Ich bin auch diesem Faden bis zu der traurigen Lage nachgegangen, in welcher sich jetzt, am Abend meines Lebens, Frankreich befindet, ohnerachtet es einen König besitzt, dessen Sitten untadelhaft sind, der ein ehrlicher Mann und der französischen Nation würdig ist.

Seit jener großen Staatsveränderung, welche der Kardinal von Richelieu, mein Großoheim, bewürkte, haben die Minister das Schicksal des Königreichs nach Willkühr gelenkt. Einer hat es dem andern überliefert,

wie in Familien eine Verlassenschaft fortgeerbt wird. Wie ein Hagelschlag sind sie auf Frankreich gefallen, und haben es siebenzig Jahre lang verwüstet. Ich glaube daher der Nation und dem König einen wesentlichen Dienst zu leisten, wenn ich, jetzt am Rand des Grabes, eine treue Schilderung hinterlasse, wie lange und viel Frankreich durch die schwankenden Grundsätze, durch die unausführbaren, widersprechenden, verderblichen Ministerialsysteme gelitten hat. Meiner Familie ist schon lange her der Vorwurf gemacht worden, daß sie eine Stütze der willkührlichen Macht gewesen wäre. Mich selbst hat man als ein Werkzeug der sinnlosesten Monarchenlaunen geschildert. Allein ich habe von jeher die Franzosen geschätzt und geliebt; ich habe bewiesen, daß sie unter einer weisen Regierung der größten Thaten fähig sind: ihr Charakter ist gut, bieder und edel. Ich habe daher einem Kenner der Geschichte meine Papiere überliefert, und ihm aufgetragen, meine Fehler und Verirrungen so unumwunden darzustellen, wie die Gegenwart zu der Nachwelt spricht, und die Freyheit bey einigen Nationen in Europa reden darf.

Ueberdieses haben die Denkwürdigkeiten meiner Zeit dadurch viel Anziehendes, daß sie die ganze Folge von sieben Regenten oder Thronerben, seit 1710, und mit ihnen den Ursprung einer ähnlichen Folge von Unruhen und Hofintriguen, umfassen. Sie interessiren ferner wegen der mannigfaltigen Abwechselungen und Veränderungen im Reiche der Grundsätze, Meynungen und Sitten. So sah ich z. B. in den letzten Jahren Ludwigs XIV eine gewisse Decenz als herrschenden Ton der Gesellschaft: Sitten gab es eigenlich nicht; der Hang zur Ausschweifung hüllte sich blos in einen Schleyer der feinsten Heucheley. Auf diese verschleyerte Galanterie folgte nachher eine Sittenlosigkeit, die man gern, die

man

man sogar mit Unverschämtheit herrschen ließ. Ich sah die königliche Macht seit dem Tode des großen Monarchen langsam abnehmen, unter der Regentschaft durch Hofränke und Staatsstreiche sich erhalten, unter dem gutmüthigen Fürsten aber, der funfzig Jahre auf dem Throne saß, immer schwächer werden. Ich sah die Fortschritte der Prachtliebe und des Luxus; die rasche Folge von Liebschaften und Ministern. Ich sah die ärgerlichen Verschwendungen, die Anhäufung der Staatsschulden, die entfernte Quelle einer Revolution, die vielleicht keine Armee wird verhindern können, wenn immer steigende Auflagen den Unterthan so ausgesogen, so entkräftet haben werden, daß er nicht mehr im Stande seyn wird die Gierigkeit der Minister und der Höflinge zu befriedigen. Ich sah jenen kriegerischen Charakter, jenes militärische Talent, wodurch der Franzos unter Ludwig XIV, selbst bey den widrigsten Vorfällen, furchtbar geworden war, aus Frankreich nach Preußen übergehen; unsere Läger hingegen Weichlichkeit beschleichen. Ich sah den Adel, der seine ehrwürdige Einfalt und die Strenge seiner Sitten verloren hatte, nach und nach in der Achtung aller Stände sinken, und zuletzt von denjenigen, die wir so lange Leibeigene genannt haben, von den Bürgerlichen verdunkelt. Ich sah, daß er sich mit Finanzfamilien vermischte, um dadurch dem Ueberrest eines durch schlechte Sitten und Dürftigkeit erniedrigten Namens wieder aufzuhelfen; daß er, auf Kosten des Reichs, alle Finanz- und Fiskalmißbräuche durch seinen Kredit unterstützte. Ich sah Frankreich in Frömmeley versunken, und wieder gleichgültig gegen die Religion; eingenommen für Krieg, und des Siegens müde; der Ministerwillkühr preis gegeben, und zuweilen stolz sie demüthigen zu können; zweymahl mächtig durch Handel und Schiffarth, und wieder zweymahl ohne Schiffe. Mein ganzes Leben hindurch habe ich die Nachrichten

von diesen mannichfaltigen Veränderungen sorgfältig aufgezeichnet, um die Schilderung davon der Nachwelt hinterlassen zu können. In diesem Gemählde wird nichts geschmeichelt, wird Lob etwas seltenes seyn. Die Zeit der großen Thaten ist vorüber; zur Schande unsers Zeitalters! Jenes Gepräge von Erhabenheit das Ludwig XIV selbst denjenigen von seinen Operationen aufdrückte, bey welchen die wenigste Rücksicht auf ein Ganzes war, jenes Gepräge ist nicht mehr der jetzige Ton. Ich will also die Begebenheiten und die berühmten Männer meiner Zeit mit treffenden Farben schildern; aber ohne Haß, ohne Bitterkeit.

Am dreyzehnten März 1696 erhielt ich zu Versailles die Nothtaufe. Im Kirchenbuche ist mein Geburtstag nicht angemerkt; ich habe ihn auch nie erfahren können. Wenn man sich hier meiner ganzen Lebensweise erinnert, und mein hohes Alter damit vergleicht, so wird man Mühe haben zu glauben, daß ich schon im fünften Monat geboren bin. Von der Geburt an mußte ich mit dem Tode kämpfen: ich wurde in einem Körbchen mit Baumwolle eingewickelt. Die neugebornen Schwächlinge bedürfen weiter nichts als eine gelinde Wärme; und mein Vater wollte keinen Arzt dazu nehmen, sondern alles der Natur überlassen. Ihr allein bin ich mein Daseyn schuldig: sie hat die Unvorsichtigkeit und die Fehler meiner Mutter die meine zu frühe Geburt beschleunigten, wieder gut gemacht. Sie hat mir das feste Temperament geschenkt, welches sich bis in mein hohes Alter, ohne durch Uebermaaß von jugendlichen Freuden geschwächt zu werden, zu jedermanns Verwunderung, erhalten hat.

Im J. 1710 wurde ich Ludwig XIV vorgestellt, der zugleich mit der Herzogin von Burgund, mein Pathe gewesen war. Ich behielt also noch Zeit genug ei-

nige

nige glänzende Tage vor seinem Tode mit genießen, und das Kriegshandwerk unter seinen geschicktesten Feldherrn lernen zu können. Frau von Maintenon, die, vor ihrer Erhöhung, in genauer Verbindung mit meinem Vater gewesen war, hatte die vorige Freundschaft nicht vergessen. In Rücksicht auf ihn blieb sie auch dann noch meine Beschützerin, als ich wegen jugendlicher Verirrungen ihrer Gunst am wenigsten werth zu seyn schien. Sie trug viel dazu bey, daß ich am Hofe mein Glück machte, denn sie nennte mich bey jeder Veranlassung une fort aimable créature; und zwar in Gegenwart der Hofleute, die nun einmal gewohnt sind, jedes Wörtchen aus dem Munde der Vornehmsten in der Hauptstadt fortzupflanzen. Beständig nennte sie mich ihren lieben Sohn; unaufhörlich sagte sie mir von der Tugend, von den Grundsätzen, die den alten Hof immer groß, immer ehrwürdig erhalten hätten, nicht nur in seinen glänzenden, sondern auch in den trüben Tagen, die vor dem Tode des Königs kamen.

Diese Beweise von Gunst beförderten die frühzeitige Entwickelung meines Charakters, der von Natur kühn und zu nicht gemeinen Unternehmungen geneigt war. Schon in meinem vierzehnten Jahre kannte ich die Allgewalt der Liebe, hatte ich Erfahrung in allen einzelnen Theilen der Galanterie. Selbst diejenigen Damen am Hofe die am wenigsten fühllos gegen das Vergnügen waren, hatten noch nicht jene Leichtigkeit die man erst mit unsern neuern Sitten angenommen hat. Der König und die Frau von Maintenon unterhielten noch einen gewissen feyerlichen Ton im Reden und im ganzen Benehmen überhaupt, der sehr leicht den Höfling in gewissen Schranken hielt. Man liebte in Versailles das Vergnügen; aber genießen konnte man es nicht mehr,

als mit der Vorsichtigkeit und mit der Zurückhaltung wie in einem Seminarium. Sobald der König oder die Frau von Maintenon etwas von übler Aufführung eines Herrn vom Hof erfuhren, war es gar nichts seltenes, daß ihm von Seiten des Königs angekündigt wurde, sich mit seiner Frau gut zu vertragen. Diese friedliche Inquisition, deren Herrschaft bis in das Innere der Familien drang, stiftete zwar äusserlich etwas Gutes: aber auf der andern Seite machte sie nur die Galanterie desto vorsichtiger und schlauer; erzeugte sie jene Gleißnerey, die nachher unter der Regentschaft die Maske abzog. Jetzt da kein Verbot mehr beschränkte, da vielmehr das Beyspiel des Regenten selbst Vergnügungen jeder Art das Wort redete, jetzt war es nicht mehr Etikette sich zu stellen als liebte man seine Frau.

Ich habe mit Vergnügen, nach dem Tode meines Vaters, verschiedene sonderbare Briefe gelesen, die er mir sorgfältig verbarg, die mir aber Aufschluß über meine damahlige Lage am Hofe gaben. Ich war einige Monate dort gewesen, als die Frau von Maintenon meinem Vater, der selten nach Versailles kam, Nachricht von mir gab. „Es freut mich, schrieb sie ihm am 8 „Januar 1711, Ihnen sagen zu können, daß es mit „dem Herzog von Fronsac in Marly recht gut geht. „Nicht leicht hat ein junger Mann seinen Eintritt in die „große Welt so gut gemacht; er gefällt dem König und „dem ganzen Hof. Was er thut, findet Beyfall: er „tanzt sehr schön; beym Spiel hat er Anstand; er reitet vortrefflich. Er ist artig; weder schüchtern, noch „dreist: er scherzt gern und ist ein sehr angenehmer „Gesellschafter. Kurz, es fehlt ihm nichts: ich habe „noch keinen Tadel an ihm gehört. Ich fühle jetzt was „ich Ihnen bin; denn ich freue mich innigst, wenn ich ihn

„loben

„loben höre, und Ihnen ein solches Zeugniß von ihm „geben kann. Sie werden es für aufrichtig annehmen; „denn Sie wissen wohl, daß ich nicht zu schmeicheln „pflege. Die Herzogin von Burgund zeigt sehr viel „Aufmerksamkeit für Ihren Sohn. Ich ließ ihn ge„stern zu mir bitten, und erstaunte auf eine angeneh„me Art darüber wie ich ihn fand. Ich sprach mit ihm „von seiner Vermählung und von Mademoiselle von „Noailles. Er antwortete mir in Absicht auf die Sa„che und auf die Person der Dame noch besser als „man verlangen kann. In der That, er ist ein Wunder! „Genießen Sie, lieber Herzog, dieses Glück; und seyn „Sie versichert, daß niemand Ihnen mehr anwünscht „als ich."

Die Favoritin hatte nicht Unrecht daß sie meinen Vater auf die ersten Merkmahle von der Zuneigung aufmerksam machte, die mir die Herzogin von Burgund bey meiner Erscheinung am Hof wie einem Kinde gab: ich machte hier bald genug manche Eroberungen. Man hielt sie für folgenlos; denn man betrachtete mich blos wie eine artige Puppe, blos zum Kinderspiel; nach den eigenen Ausdrücken wie man damahls von mir schrieb. Allein in der Folge sah man dennoch an dem verzogenen Kinde der Frau von Maintenon im funfzehnten Jahre so starke Leidenschaften wie an dem reifern jungen Mann; so daß man sogar sagte, ich müßte im Laufe meiner Siege aufgehalten werden. Auch dachte mein Vater darauf mich zu verheyrathen, um ein Herz voll Glut, das ihm einer dauerhaften Neigung fähig zu seyn schien, das auch schon mehrere weibliche Herzen an sich zog, an einen Gegenstand zu heften.

Frau von Maintenon, die es ungern sah, daß ich von Blume zu Blume flog, die immer nur von Tu-

gend

gend und Frömmigkeit sprach, ward des Verdachts müde, den meine mehr als zweydeutige Aufführung erregte; und beschloß, wenn es noch weiter damit gehen sollte, mir Einhalt zu thun. Sie liebte meine Familie, und besorgte, ich möchte mich einer Lebensart überlassen, die ihren Grundsätzen zuwider wären. Ich hatte zwar die Stimme des Publikums, bey welchem kein Verdacht von Liebschaft mit der Herzogin von Burgund entstanden seyn konnte, noch nicht gegen mich: der Geist jener Zeit, der weder dem Manne noch der Frau eine Untreue verzieh, sondern sie gerade zu de Libertinage nannte, konnte mir noch nicht das Urtheil sprechen. Indessen, um meine Liebschaften zu verhindern und mein Herz zu fesseln, wurde dennoch beschlossen, daß ich heyrathen sollte. Mein Vater hatte schon alles mit seiner dritten Frau, einer Tochter des reichen Staatsrathes Roulle und Wittwe des Marquis von Noailles, verabredet, ohne zu wissen ob mir die Tochter meiner Stiefmutter gefallen würde. Erst am Tage vor der Hochzeit verlangte, oder vielmehr, erzwang man meine Einwilligung durch alle die Mittel, die man bey einem Knaben anzuwenden pflegt. Und so ward ich denn, ohnerachtet mir eine Andere weit lieber war, mit Mademoiselle von Noailles (im Februar 1711) vermählt. Allein ich betrug mich gegen meine Frau wie jeder Mann von unbeugsamen Charakter; unsere Verbindung blieb kinderlos.

So viel Nachgiebigkeit gegen den Willen meines Vaters, des Königs und der Frau von Maintenon, auf der einen Seite, und dann auf der andern meine Fühllosigkeit gegen die Seufzer einer Frau die mich anbetete, dieses machte mich freylich aufmerksam darauf, daß eine gewisse Geschmeidigkeit, und wieder eine gewisse Unbeugsamkeit in mir läge, die ich zu meinem wah-

wahren Vortheil genau müßte kennen lernen. Nur war ich noch zu jung, als daß ich über diese beyden entgegengesetzten Entdeckungen in meinem Charakter ernsthaft hätte nachdenken sollen.

Doch genug von den Anekdoten vor meiner Vermählung! Im Roman würden sie sich besser ausnehmen, als in der Geschichte. Nie vergeß' ich die gütige Sorgfalt der Frau von Maintenon, die mir Mutter und Lehrerin war. Mein Vater, der an Podagra oder Schlagflüssen litt, hatte wenig Gewalt über mich; sie hingegen unumschränkt. Ich spielte hoch, verlor, dachte nichts als Tändeleyen: Frau von Maintenon, die mich nie aus den Augen verlor, rufte mich, wie ein Mentor, durch Warnungen oder Gefälligkeiten zurück; selbst dann, wenn ich am meisten verdient hätte von ihr vergessen zu werden. Cavoye hatte von ihr den Auftrag mir von weiten nachzugehen, meine Aufführung zu belauschen, und ihr Rechenschaft davon zu geben. Sie erfuhr bald zu ihrem Leidwesen, daß meine Verheyrathung in meiner Lebensweise nichts geändere hätte; daß ich nach wie vor das Flüchtige, Unbesonnene meiner Jugendfreunde behielt. Ich setzte meine bisherige Lebensart in Paris und Versailles fort; ich schwärmte von einer Eroberung zur andern; ich wollte mich bis zu einem gewissen Grad erheben, über welchen ich schlechterdings nicht steigen konnte. Der König hielt mich für glücklich, und ward darüber aufgebracht; Frau von Maintenon tobte; und mein Vater schrieb ihr: ich wäre nicht werth zu lieben, wenn ich nicht die Tugend liebte.

Ich muß freylich gestehen, daß mein Umgang mit der Herzogin nicht mehr einem Kinderspiele ähnlich sah. Ich war dem König zu einer Zeit vorgestell worden, wo ihn der Hof, in seinem Kummer nach einem unglücklichen

lichen Kriege, durch Fêten und Bälle zu zerstreuen suchte. Von diesen Fêten und Bällen war die vornehmste Zierde die Herzogin von Burgund. Ihre Gesellschaftsdamen, zum Theil aus dem Hause Noailles, zum Theil in dieses Haus verheyrathet, hielten sich für verbunden, mich als ihren neuen Verwandten auszuzeichnen. Unter diesen Umständen gab ich einige dreiste Antworten: alle Welt glaubte, ich hätte Verstand; und ich wurde der Liebling der Mode. Meine Antworten, mein ganzes Benehmen, gefielen der Herzogin; und daher entstanden die ersten Unruhen meines Lebens.

Ich wurde damahls zu den Bällen in Marly gezogen, und also auch zu den Tanzproben in Gegenwart des Königs. Diese Proben geschahen in einem Zimmer der Herzogin, wo nur einige Personen vertraulichern Zutritt hatten. Ich wußte noch weiter nichts, als wie es im väterlichen Hause zugegangen war; konnte nicht den Grad von Ehrerbietung fühlen, auf welchen eine solche Gesellschaft Anspruch hat. Indessen was ich hier sprach oder that, wurde eben so aufgenommen wie in einem Privathause die Ungezwungenheit eines verzogenen Kindes, wenn es nur sonst ein artiges Kind ist.

Einsmahl, als die andern Tänzer so prächtig gekleidet erschienen waren, daß mein Anzug als sehr mittelmäßig oder gar ärmlich dagegen abstach, und verschiedene junge Herren mich damit aufzogen, fiel es mir ein ihnen zu antworten: es wär' ein Stiefmutterkleid. Ich hatte in der That eine Stiefmutter, deren Liebe zum Gold bekannt genug war. Meine Antwort flog daher, als Merkwürdigkeit des Tags, von Mund zu Mund; und wenn jemand eben nicht prächtig gekleidet am Hof erschien, so sagte man: voilá un habit de belle mére!

Noch

Noch besser glückte mir eine andere Anekdote. Die Herzogin eröffnete einmahl den Ball mit dem Herzog von Berry und dem Herzog von Bourbon; denn als Prinzessin von Frankreich durfte sie, nach der damahligen Sitte, blos mit Herzogen oder Prinzen tanzen. Nach der ersten Menuet zog sie den Herzog von Brissac auf. Es war gebräuchlich, daß der Tänzer gleich wieder mit seiner Dame tanzen mußte: gleichwohl ließ der Herzog von Brissac, nach der Menuet, sie gehen, und nahm eine andere Dame. Die Herzogin, die schon aufgestanden war, weil sie sich nicht vorstellen konnte, daß Brissac sie sollte vergessen haben, mußte sich wieder setzen. Hierüber entstand eine Art von Gemurmel; es befremdete jedermann: Brissac fuhr indessen mit seiner Tänzerin ruhig fort. Diese forderte nachher mich auf: allein anstatt sie, der Tanzetikette gemäß, nach der Menuet wieder aufzufodern, bat ich die Herzogin von Burgund „Ich darf doch, sagte ich mit einem Händedruck zu ihr, das Versehen meines Freundes Brissac „wieder gut machen?" Sie nahm die Einladung an; und eben diese Ungezwungenheit zwischen uns, eben das wechselseitige Etikettenspiel, das man einem Manne von reiferm Alter als Unartigkeit würde ausgelegt haben, erregte allgemeines Gelächter. Es gefiel dem Hof, und machte mir einen solchen Ruf, daß man mich überall zum Essen bat, um mir einen guten Einfall abzulocken.

Ohne Zweifel bin ich der Nachwelt eine Schilderung von der Herzogin schuldig; ich will es auch versuchen, ob ich sie in Absicht auf Figur und Charakter schildern kann.

Die Herzogin von Burgund, nachherige Dauphine, wurde am Hofe Ludwigs XIV gleichsam angebetet. Ihr Vater, der Herzog von Savoyen, gewiß der aufgeklärteste

Fürst

Fürst seiner Zeit, hatte ihr untrügliche Lehren gegeben wie sie alle Herzen gewinnen könnte. In dieser Absicht war das Erste die Gunst der Frau von Maintenon. Dieser mußte sie die größte Achtung bezeigen; was ihr angenehm seyn mögte, sorgfältig aufsuchen, hauptsächlich aber in alle ihre Launen einstimmen: und dazu half ihr nun ihr ganzer Charakter. Sie war sanft, einschmeichelnd, schüchtern, listig, gefällig; kurz, vollkommen so, wie die Gemahlin des bestimmten Thronerben seyn mußte, wenn es ihr daran lag mit einer Frau von Maintenon in Frieden zu leben. Auch wurde sie vom König und von der Favoritin in die engste Vertraulichkeit aufgenommen. Von allen Bällen, von allen Lustbarkeiten am Hof war sie die Seele. Ohne sie hätte nichts von dergleichen Vergnügungen angestellt werden dürfen: sie belebte alles durch ihre Ungezwungenheit, Munterkeit und immer gleiche Aufmerksamkeit jedermann zu gefallen. Nur einmahl in ihrem Leben verrieth sie weibliche Schwäche. Weil nehmlich die Herzogin von Bourbon über ihre Zähne gespottet hatte, so wußte sie's bey dem König und bey der Frau von Maintenon dahin einzuleiten, daß nicht die Prinzessin von Bourbon, sondern eine Prinzessin von Orleans den Herzog von Berry zum Gemahl bekam.

Bis zu ihrer letzten Krankheit blieb es ihr ein angenehmes Geschäffte, den alten König, der nur bey ihr die nöthige Erhohlung fand, durch kleine Spielereyen aufzuheitern. Bald umarmte sie ihn, bald hüpfte sie ihm vor; sie zwickte ihn in die Ohren, in die Wangen, in die Nase; sie setzte sich ihm auf den Schooß; sie erbrach seine Briefe, und las etwas ganz anders heraus als darin stand, eine falsche Nachricht, eine Posse um den König zum Lachen zu reizen. Im innersten Zimmer der Frau von Maintenon, wohin nur der König

kam

kam, und wo ich auch seyn durfte, weil ich blos für einen artigen Knaben galt, da scherzte sie unaufhörlich über die ersten Personen am Hofe und über die damahligen Vorfälle. Bey den letztern versüßte sie das Unangenehme durch eingestreute Betrachtungen oder Zusätze, nach der Abrede mit der Frau von Maintenon, der sie immer den Namen Tante gab.

Dem bejahrten König war diese Art von Aufheiterung unentbehrlich geworden. Er sagte einst zu ihr: die fürstlichen Personen aus dem Hause Savoyen hätten alle sehr viel Verstand, vorzüglich aber sie und ihre Schwester, die Königin von Spanien. „Verstand, antwortete sie dem „König, ward das Antheil meiner Schwester, und Glück „das meinige, denn Sie sind mein Vater."

Schön war sie eben nicht, aber sie besaß eine sehr glückliche Bildung. Sie hatte eine aufgeworfene, österreichische Unterlippe; ein Erbstück von der Verwandtschaft ihres Hauses, welches zuweilen auf andere Familien übergeht. Ihr Haar war kastanienbraun; ihre Gesichtszüge waren nichts weniger als regelmäßig, aber voll Leben: schnell wie der Blitz sah ihr lebhaftes Auge umher. Sie hatte fast alle Zähne verloren; aber sie scherzte selbst zuerst darüber; insgeheim war es ihr freylich ärgerlich, wenn man davon sprach. Ihre Haut war fein; ihr Busen eben nicht voll, aber doch, nach dem Zeugniß eines Zeitgenossen in seinen Memoiren, ein schöner Busen. Uebrigens war sie gut gewachsen, ihre ganze Gestalt voll Würde, Anmuth und Reiz. Frauenzimmer die sich zierten, konnte sie eben so wenig leiden als langes Verweilen bey der Toilette; dabey verlor sie die Geduld.

„Ihre Gütigkeit gegen mich" (deren Frau von Maintenon in ihrem Briefe an meinem Vater erwähnt) erreichte in kurzer Zeit einen solchen Grad, daß sie

am Hofe sowohl, als in der Hauptstadt Aufsehen machte. Ich bekam dadurch einen gewissen Ton von Ungezwungenheit gegen jedermann der meinem Vater äusserst mißfiel; denn mein Vater war trocken und zurückhaltend. Auf der einen Seite wurde ich durch den Beyfall des Publikums, das immer meine Thorheiten billigte, zu neuen Thorheiten verleitet: auf der andern mußte ich von meinem Vater die ernsthaftesten Verweise anhören. Ich verlor einmal im Spiel 20000 Liv. Dieses vermehrte noch die Unzufriedenheit meines Vaters, und vorzüglich meiner Stiefmutter, über mich.

Um eben diese Zeit trug man sich mit einer Neuigkeit, die zwar wenig Veranlassung hatte, die aber doch hinreichend war, mich um die Gunst des Königs und der Frau von Maintenon, besonders aber um die Gunst meiner gütigen Herzogin zu bringen. Es entstand nehmlich das Gerücht, da ich meine Frau nicht lieben könnte, so wäre die Herzogin die Einzige die ich meines Herzens und meiner Wünsche würdig fände; ein Dritter hätte uns bey einem einsamem Tête à tête zu einer ungewöhnlichen Stunde überrascht, und ich wäre vor Schrecken unter das Bette geschlüpft. Nach einigen Tagen setzte man hinzu, ich hätte, wie es auch war, ein reichbesetztes Miniaturporträt von der Prinzessin fallen lassen. Mein Vater, der die möglichen Folgen von dergleichen Gerüchten mit mehr Aengstlichkeit als ich übersah, wurde darüber so aufgebracht, daß er sich sogar thätlich an mir vergriff. Er ließ auch bey der Frau von Maintenon und vorzüglich bey dem König nicht eher nach, als bis dieser den Befehl unterschrieben, der mich am 22 April 1711 zum erstenmahl in die Bastille brachte.

Ich habe in der Folge erfahren, der König, die Frau von Maintenon und mein Vater hätten sehr ernsthaft

haft

haft über meine Aufführung berathschlagt, und drey Hauptgründe hätten sie bewogen mich in die Bastille setzen zu lassen. Der erste wäre gewesen, die Spötter, die auch die Herzogin von Burgund nicht verschonten, zum Schweigen zu bringen; der zweyte, mir allen Umgang mit ihr abzuschneiden; der dritte, mich zu nöthigen, daß ich meine Frau lieb haben müßte.

Ludwig XIV, dem man dergleichen Züchtigungen so sehr zum Vorwurf gemacht hat, war von Natur gut; ich kann, aus Erfahrung von ihm versichern, daß Bestrafungen dieser Art seinem Herzen, seinem Charakter empfindlich waren; er liebte meinen festen Ton, meine glücklichen Antworten; er liebte auch den Namen und das Haus Richelieu, denn in den Operationen meines Großoheims liegt der Grund zu seiner ausgezeichneten Regierung: ich weiß gewiß, daß es ihn gekränkt hat, einem jungen Menschen von meinem Alter die Freyheit rauben zu müssen. Allein ich darf auch nicht verhehlen, daß seine Neigung zur Gelindigkeit beständig seinen Grundsätzen von dem Umfange seiner Macht untergeordnet blieb. Immer stand die Bastille offen, sobald ein Unterthan so unglücklich war die Folgsamkeiten zu verletzen, die der Monarch für seine Grundsätze, für seinen Willen von ihm fodern zu können glaubte. Ludwig XIV war fromm geworden; wer nicht fromm war, mußte ihm mißfallen. Mir wollte er das Schauderhafte der Gefangenschaft wenigstens dadurch mildern, daß er Befehl gab einen braven Geistlichen zu suchen, der sich freywillig mit mir einsperren ließe, der mir zum Rathgeber dienen könnte. Der Abbe von Saint-Remi brachte mir dieses Opfer, dessen Wichtigkeit ich nie vergessen werde. Ich arbeitete mit ihm an einer Uebersetzung des Virgils, die er nachher herausgegeben hat.

Der schnelle Uebergang vom Hof in einen Kerker brachte in mir eine solche Veränderung hervor, wie sie

wohl nur wenig Menschen erfahren werden. Aus dem Schooße des Vergnügens und der Liebe kam ich auf einmahl in eine finstere Einöde, mit Wünschen, mit Bedürfnissen zu lieben und zu genießen, von welchen der freye Mensch sich keinen Begriff machen kann. Mit meinen Betrachtungen allein, sagte ich zu mir selbst: der König könne allerdings feste Schlösser und Bastillen haben, um gefährliche Bürger lebendig zu begraben: daß er aber Verirrungen der Liebe mit Gefangenschaft bestrafen sollte, an den Gedanken konnt' ich mich nicht gewöhnen. So zu strafen, fand ich grausam und sogar ungerecht; bey den Vergehungen der Liebe begünstigen die Gesetze das geringere Alter, und ich war damahls nicht älter als funfzehn Jahre. Indessen ich mußte mich unterwerfen; Klagen oder Widersetzlichkeit hätten meine Lage nur verschlimmert, die Aussöhnung mit dem König, mit der Frau von Maintenon und mit meinem Vater nur verzögert. Ich gab mir daher ein Ansehen von ungetrübter Heiterkeit, um dadurch, wo möglich, den Polizeylieutenant und meine übrigen Aufseher zu gewinnen. Wenn ich mit ihnen sprach, so war es immer die Sprache des Verliebten. Ich spottete ihrer doppelten eisernen Thüren, ihrer ungeheuern Riegel, die blos den Verbrecher einsperren, nicht die Liebe bändigen könnten. Unaufhörlich fragte ich diese düstern Menschen nach den artigen Mädchen und Weibern am Hofe und in der Stadt. Allein es ist mit der Bastille wie mit der andern Welt: hat man einmahl die hölzerne Brücke hinter sich, dann ist aller Umgang abgeschnitten. Nach den Gesetzen der Bastille darf zwischen den Unglücklichen, die sie einschließt, und den Bewohnern von Paris, eben so wenig Verbindung übrig bleiben, als zwischen den Lebenden und den Abgeschiedenen.

Ich machte mir bald die Ordnung bekannt, die in dieser Gruft eingeführt ist. Ich lernte hier das

Ungestüme in meinem ursprünglichen Charakter mäßigen. Ich gewöhnte mich an unverzüglichen Gehorsam, an pünktliche Beobachtung gewisser Gebräuche, die zu der Erhaltung guter Ordnung in einem solchen Hause nöthig seyn sollen. In der Folge habe ich bemerkt, daß in meinen Charakter weniger Flüchtigkeit und in meine Handlungen mehr Ueberlegung gekommen war. Die Erinnerung an die Bastille machte sogar meiner Einbildungskraft gewisse Situationen erträglicher, die weit stärker und empfindlicher auf mich gewürckt haben würden, hätte ich nicht jene Prüfung erfahren gehabt. Was mich am meisten ermüdete, war das ewige Einerley das in diesem Kerker herrscht. Unzähligemahl brachte mich die Unbiegsamkeit der Aufseher zur Verzweiflung. Fragte ich etwas, so erfolgte entweder gar keine, oder doch eine verkehrte Antwort. Sprach jemand mit mir, vom Gouverneur Bernaville bis herunter zu dem geringsten Gefangenwärter, wenn er sprechen durfte, so bestand alles in verfänglichen Fragen, um mir ein Wörtchen abzulocken, das man wiedersagen und zu seinem Vortheil drehen könnte. Mir meine Lage leidlicher zu machen, davon war man weit entfernt: Menschen dieser Art sind blos gewöhnt andere zu quälen; lieben können sie nicht. Ich bestrafte sie daher, ohne daß sie es merkten für ihre Zudringlichkeit dadurch, daß ich immer die Sprache der Galanterie, von welcher sie nichts verstanden, mit ihnen sprach.

Wahrscheinlich würden diese düstern Bilder, diese finstern Geschöpfe, kurz das Innere der Bastille überhaupt durch den vielfältigen Anblick meinem Charakter, der damahls mehr auf Genuß als auf Denken gestimmt war, eine andere Richtung gegeben haben, wenn ich nicht einen freywilligen Gesellschafter im Leiden gehabt hätte. Mein guter Abbé war Jesuit ge-

wesen; und wir lebten in einer Zeit, wo die Glieder seines Ordens viele Siegelbriefe (Lettres de cachet) auswürkten. Seine Bereitwilligkeit mit mir und eben so viel zu leiden als ich selbst, rührte mich, band mich desto fester an ihn. Aber eines Tags war er verschwunden; und ich blieb in tiefer Betrübniß allein. Ich überließ mich trüben Vorstellungen und mancher schwarze Gedanke stieg in mir auf.

Indem ich einstmahl in düstres Nachsinnen versenkt war, erschien unvermuthet meine Frau, die ich nie geliebt hatte, und die dennoch zu mir in mein Gefängniß kam. Der gute Engel, der vom Himmel herniederstieg um den heiligen Petrus zu befreyen, strahlte nicht so schön, als er ihm die Fesseln abnahm. Ich gestehe, daß ich beym ersten Anblick zu träumen glaubte, daß ich gleichsam geblendet war, wie jemand das aus einem finstern Orte kömmt und gleich in die helle Sonne sieht. Meine Frau wollte mich durch Komplimente und noch mehr durch Liebkosungen wieder zu mir bringen. Allein es fiel mir dagegen ein, daß der König und die Frau von Maintenon den Herren vom Hofe zuweilen befehlen ließen, sie sollten ihre Weiber lieb haben. Vielleicht, dachte ich, würde Frau von Fronsac nur deswegen zu mir in die Bastille geschickt, um mir zu sagen, daß ich sie lieben sollte, weil es des Königs Wille wäre. Auch kam es mir vor, als verbände der König mit dieser Anweisung die stillschweigende Androhung seiner gänzlichen Ungnade, als ließ er mich in einer niederschlagenden, bangen Ahndung einer langwierigen Gefangenschaft, wenn ich meiner Frau abgeneigt bliebe; so wie ich dagegen mir bald die Freyheit wieder versprechen dürfte, und wohl noch eine Belohnung, wenn ich es mit meiner Frau völlig so meynte, wie sie es verlangten.

In dieser Verlegenheit war dennoch mein Entschluß bald genug gefaßt. Ich empfing meine Frau, wie der Gesandte des größten Königs auf dem Erdboden empfangen werden kann. Sie machte mir eine Menge Bedauerungskomplimente darüber, daß ich noch immer die Ungnade des Königs und des Hofs auf mir hätte: ich wünschte ihr um desto mehr Glück zu der Gunst, deren sie genoß. So verstrich unser Besuch indem wir uns viel erzählten, viel komplimentirten; und Frau von Fronsac meldete dem König und der Frau von Maintenon, welchen sie Rechenschaft von ihrer Sendung ablegen mußte, sie käme völlig so zurück, wie sie abgegangen wäre. Die Folge davon war, daß ich in meiner dunkeln Einsamkeit bleiben mußte, daß man mich von neuem der innerlichen Glut preis gab, die ein fühlendes, für die Liebe geschaffenes Herz zu quälen pflegt.

Es war eben nicht das erstemahl, daß der König die Schreckniße der Bastille gebrauchte, um die Herren am Hofe, die nicht das Glück hatten ihm zu gefallen, nach seinem Sinne umzubilden. Bey mir hatte er damit die Absicht Liebe zu verhindern und Liebe zu gebieten. Seine Grundsätze über die Freyheit der Unterthanen und über die Rechte der höchsten Gewalt sind von solcher Wichtigkeit, daß ich die erste Pflicht des Geschichtschreibers verletzen würde, wenn ich diese vorzüglichsten Anekdoten meines Lebens übergienge, die doch die treueste Schilderung von der herrschenden Meynung jener Zeit enthalten. Diese Meynung war von solchem Gewicht, daß der König jeden Günstling, der seinen Willen vergaß, mit gleicher Härte bestrafte. Wer es wagte über einen Siegelbrief, über Verbannung, über Einsperrung zu klagen, fand darin ein abschreckendes Beyspiel. Cavoye, ein rechtschaffener, aber

harter und unbiegsamer Mann, den mir die Frau von Maintenon zum Aufseher gegeben hatte, war zuerst durch eine solche Bestrafung bekannt geworden. Seine Geschichte hat so viel Aehnlichkeit mit der meinigen, daß ich sie hier eben so, wie ich sie öfters von ihm selbst gehört habe, wieder erzählen will.

Jugend, Tapferkeit und Schönheit hatten ihm mehr als ein weibliches Herz gewonnen. Unter andern liebte ihn auch Mademoiselle Coetlogon, eine Hofdame der Königin, häßlich, aber voll Verstand und von untadelhafter Aufführung. Sie kam ihm auf jedem Schritte zuvor, und begieng aus Liebe manche Thorheit, worüber der Hof lachte, und er selbst gleichgültig blieb. Er hatte einen Zweykampf gehabt, und deswegen Befehl erhalten in die Bastille zu gehen. Man war damahls von der Folgsamkeit der Verurtheilten so versichert, daß man sich zuweilen nicht einmahl die Mühe nahm sie dahin zu bringen. Die Coetlogon gerieth ausser sich, als sie ihren Liebhaber in Fesseln sah; sie that ihren Dienst nicht mehr, erschien nicht mehr bey Hof. Der König lachte recht herzlich darüber, verlangte sie sollte wieder nach Versailles kommen, und versprach ihren Liebhaber nächstens wieder frey zu geben. Allein die Coetlogon wurde nur noch aufgebrachter, und bestand darauf, er sollte auf der Stelle freygelassen werden. Ludwig XIV wurde verlegen, suchte ihren Schmerz zu besänftigen. Doch die Coetlogon tobte noch ärger, und drohte sogar mit geballter Faust. Der König, der sich nicht weiter zu helfen wußte, schickte sie endlich selbst nach der Bastille, um ihren Geliebten zu befreyen. Sie mußte ihm dabey im Namen des Königs ankündigen, er sollte sie zu lieben versprechen, sie heyrathen, und, weil sie arm wäre, zur Aussteuer die Stelle eines Grand Marechal de Logis annehmen, die er ihm auch sogleich verlieh.

Von

Von dem Mentor war der Befehl des Königs befolgt worden: der Zögling befolgte ihn nicht, sondern blieb unbeweglich. Ich wollte bey meinen Liebschaften schlechterdings kein Gesetz erkennen, als meinen Geschmack oder mein Herz. Vierzehn Monate mußte ich leiden, ehe der König an mich dachte, und meinen Sieg durch Beharrlichkeit gestand. Das Publikum wurde zum Theil gerührt, zum Theil unzufrieden, daß ich noch so jung schon vergessen seyn sollte. Die Damen in der Stadt und am Hof erhoben ihre Stimme ziemlich laut; am lautesten diejenigen, die aus Erfahrung wußten, was eigentlich in der Bastille meine ärgste Marter seyn müßte. Vorzüglich diese Letztern sprachen so frey, daß der König, die Favoritin und mein Vater sich endlich erweichen ließen mich nicht länger zu quälen. Sie beschlossen gemeinschaftlich mich wieder ins Leben zurückzurufen, und mich nach Spanien unter Noailles, oder zu Villars, der damahls in Flandern kommandirte, zu schicken. Es war nehmlich damahls gewöhnlich, jeden Gefangenen der die Bastille verließ, aus seinem Vaterlande zu entfernen, und ihn allmählig wieder an den Gebrauch seiner Sinne zu gewöhnen. Licht und Freyheit waren mir eben so fremd geworden wie dem Vogel, der nach einer langen Gefangenschaft aus dem Kefich entflogen ist: nach und nach gewöhnte ich mich wieder daran.

Ich gieng zu der Armee in Flandern, mit dem Vorsatz durch irgend eine auszeichnende That jene Demüthigungen im Kerker in Vergessenheit zu bringen. Ich hatte dort Muße genug gehabt darüber nachzudenken, wie sehr die Ungnade des Monarchen drückt. In der Bastille hatte ich den Entwurf ausgedacht, meinem Vater das Geständniß abzuzwingen, daß sein Sohn eine Anlage zu etwas Ungewöhnlichem, zu etwas

Großem hätte: es sollte ihn reuen in meinen Charakter eine gewisse Bitterkeit gegen ihn gebracht zu haben. Uebertriebene Strafen, ungerechte Züchtigungen bleiben den Kindern durch das ganze Leben unvergeßlich: ich will also im Angesicht der ganzen Welt gestehn, daß ich das Versehen meines Vaters nie vergessen werde. Hatte ich schon vorher Bewegungsgründe zu jenem Vorsatz, so bestärkte mich das Publikum durch seine Gespräche noch mehr: Ich hatte wohl bemerkt, daß mein Vater nicht so vorzügliche Eigenschaften wie ich besaß: ich setzte mir vor, ihn zu verdunkeln, ihm meine Ueberlegenheit an Geisteskräften eben so zu zeigen, wie er mir seine Ueberlegenheit an Macht hatte fühlen lassen.

Ich mag meine Jugendgeschichte beschließen, ohne vorher dem Leser die Wahrheit der obigen Schilderung zu beweisen. Sie hat in der That etwas Romantisches, das sie weniger glaubhaft macht. Auch ist seitdem bis auf die Anordnung dieser Denkwürdigkeiten eine sehr beträchtliche Zeit verflossen; diejenigen die mit mir in gleichem Alter waren, sind verschwunden; ich bin jetzt, im J. 1785, schon seit mehrern Jahren der älteste Mann am Hof. Von allen den Herren die im J. 1710 mit mir den Hof besuchten, ist keiner mehr übrig; auch die Kinder der meisten von ihnen sind abgestorben: ich habe mehr als eine Erneuerung des menschlichen Geschlechts gesehn.

Unter meinen gegenwärtigen Zeitgenossen, die Zeugen meines neuesten Glücks waren, giebt es Leute die mich deswegen beneidet haben; Feinde jenes Tons von Unbefangenheit und Wahrheit, der in der ganzen Geschichte meiner Zeit herrschen soll. Diese Leute werden mich einen Prahler nennen, daß ich meiner Jugend unter den kränkendsten Widerwärtigkeiten einen

solchen

solchen Glanz beylege. So wurde damahls von mir geschrieben: so spricht der stolze, unversöhnliche Herzog von Saint Simon. Er war nie mein Freund; denn als Zögling der Frau von Maintenon hat er nie aufgehört diejenigen zu verfolgen, die mit ihr in genauer Verbindung standen.

„Der Herzog von Fronsac, sagt er (im II Th. seiner „Memoiren, S. 857), heyrathete im J. 1711 die „Tochter des verstorbenen Marquis von Noailles, eines „Bruders des Kardinals und der dritten Frau des „Herzogs von Richelieu, seines Vaters, die es bey ihrer Heyrath so verabredet hatten.

„Dieser kleine Herzog von Fronsac war damals „nicht älter als etwa sechzehn Jahre, und das niedlichste, „geistreichste Geschöpf das man sehen konnte. Sein „Vater hatte ihn schon bey Hofe vorgestellt; und Frau „von Maintenon, eine alte Freundin des Herrn von „Richelieu, behandelte ihn wie ihren Sohn: folglich „that ihm der Herzog und die Herzogin von Burgund, „kurz, jedermann bis zum König hinauf, so freundlich „als möglich. Er erwiederte das alles mit so viel Anmuth, wußte sich mit so viel Geist, Feinheit, Leichtigkeit „und Geschmeidigkeit durchzuwinden, daß er bald genug „der kleine Liebling des ganzen Hofes ward. Sein Vater „ließ ihm den Zügel schießen; seine Figur bezauberte „die Damen: ihm aber gefiel seine Frau nicht, die doch „nichts weniger als unangenehm war. Er überließ „sich ganz dem Ton der großen Welt; völlig so wie „der Mensch seyn muß, der blos gefallen will, und zu „nichts taugt. So begieng er denn eine Thorheit über die „andere, und verleitete dadurch seinen Vater zu der Thorheit, daß er ihn, kaum drey Monate nach seiner Verheyrathung, in die Bastille setzen ließ. Mit diesem Aufenthalte „ward er so gut bekannt, daß wir ihn dort mehr als einmahl sehen werden."

Schön

Schön geschrieben ist diese Schilderung eben nicht, aber doch zuweilen treffend. Nur einige Züge muß ich davon ausnehmen; und dazu berechtigen mich die Gesetze der Geschichte, die mit denjenigen, welche sich der ehrliche Mann im Umgange auflegt, völlig einerley sind. Wer historische Denkwürdigkeiten schreibt, muß so genau, so streng seyn, daß man es ihm nicht verzeihen kann, wenn er seine Farben stärker oder schwächer aufträgt, wenn er wichtige Wahrheiten verschweigt oder unrichtig darstellt, wenn er sich einen spöttelnden Ton und Satyren erlaubt. Er überlasse den Akademien die Mühe alles lobzupreisen was zu ihrer Gesellschaft gehört, und bösen Menschen die Sucht in Schriften zu schmähen. Alles dieses ist Abweichung von der schönen Natur, die in einer richtigen Schilderung einfach, groß und majestätisch erscheint. Alles dieses dient nur dazu, die Nachwelt irre zu führen, wenn sie über diejenigen Bürger, die auf die Staatsangelegenheiten Einfluß gehabt haben, urtheilen soll.

Der Herzog von Saint Simon gesteht in seiner Schilderung, mein Vater habe bey seiner Verheyrathung mit meiner Stiefmutter die meinige verabredet: allein in diesem Stücke war das Unrecht ganz auf der Seite meines Vaters. Es stand nicht in seiner Macht, einen jungen Menschen von sechzehn Jahren zu zwingen, eine Frau zu lieben, die er sich nicht selbst gewählt hatte. Seine Unvorsichtigkeit und mein Alter von funfzehn Jahren (der Herzog von Saint Simon irrt sich um ein Jahr) wurden die Ursachen aller meiner dasmahligen Verirrungen.

Was die Gütigkeit der Herzogin von Burgund betrifft, die er als eine Folge von der Gütigkeit der Frau von Maintenon betrachtet, so sieht man leicht, daß er die Ursache unserer Verbindung entweder nicht

gewußt

gewußt, oder vorsätzlich verschwiegen hat. Verschweigt aber der Geschichtschreiber die Ursachen der Begebenheiten, oder sind sie ihm unbekannt, so täuscht er nothwendig seinen Leser, der Belehrung in der Geschichte sucht, und die Verkettung der Begebenheiten unter sich wissen mögte.

„Sein Vater, sagt er weiter, ließ ihm den Zügel schießen;" — ein Ausdruck, der weder dem guten Ton gemäß, noch richtig ist. So heftig mein Vater an Podagra und Schlagflüssen litt, so ließ er mich doch unaufhörlich beobachten. Meine Figur bezauberte die Damen: allein sie waren mehr von mir, als ich von ihnen bezaubert. Meine Frau, die ich gar nicht als solche betrachtete, die ich mit Gewalt lieben sollte, konnte mich eben so wenig fesseln als die übrigen, die sich Mühe gaben von mir geliebt zu werden.

Alle diese Abstufungen von Wahrheit sollten doch einem Verfasser historischer Denkwürdigkeiten, der Menschen schildern will, bekannt seyn. Ich zergliedere jeden Ausdruck des Herzogs von Saint Simon blos deswegen, weil ich wünsche, daß man mich theils durch mein eigenes Urtheil über mich selbst, theils durch meine Berichtigungen fremder Urtheile, vollkommen kennen lernen soll. Ich habe sogar meinen Geschichtschreiber, (der mich in diesen Memoiren, mit meiner Erlaubniß, in der ersten Person reden läßt,) ausdrücklich gebeten, jeden übertriebenen Lobspruch im akademischen Ton, der schwer auf meiner Asche liegen würde, zu unterdrücken. Er soll keineswegs meine Fehler verhehlen: ich habe ihm vielmehr die günstigste Lage, die Wahrheit zu erforschen und ohne Zurückhaltung zu sagen, verschafft.

Ich habe allerdings mehr als einmahl in der Bastille gesessen. Allein das erstemahl war die Ursache, weil jemand in mich verliebt war; das zweytes-

mahl,

mahl, weil ich meine Ehre vertheidigt hatte; das dritte-mahl, weil ich verliebt, ein Patriot und ein guter Franzos zugleich gewesen war. Auch beurtheilt mich der Herzog von Saint Simon ziemlich flüchtig, wenn er sagt, ich wäre alles gewesen, was man seyn muß, um ein Mensch, der zu nichts taugt, zu seyn. Ich lasse mir jedoch diesen Ausdruck gefallen, wenn der Herzog, wie der Marschall von Villars, damit sagen will, ich sey sehr kokett und nichts weniger als treu gewesen; Untreue und Koketterie sind die einzigen Fehler, deren mich die Geschichte damahls zeihen kann. Das Schöne und die Abwechselung zu lieben, und beydes aufzusuchen, war damahls meine ganze Beschäfftigung: allein diese Beschäfftigung verdiente doch kein so zweydeutiges Urtheil.

Und nun ist die Reihe an mir zu einer bestimmtern Erklärung über den Herzog von Saint Simon. Die Frau von Pompadour hat mir seine Memoiren geschenkt, die zwar sehr anziehend, aber auch für die Ruhe der Familien eben so gefährlich sind. Ludwig XV fand für gut sie den Blicken unserer Zeitgenossen zu entziehen; allein der Verfasser der Geschichte meiner Zeit hat sie dennoch sorgfältig studiert. Ich habe ihn auch mit dem Persönlichen des Herzogs umständlich bekannt gemacht. Wahr ist es freylich, daß den Herzog mancher Tadel trifft: allein er ist doch der einzige Geschichtschreiber der großen Begebenheiten in den letztern schwächern Jahren Ludwigs XIV bis zu der Volljährigkeit seines Nachfolgers. Er war doch der Einzige, der es wagte die Staatsgeheimnisse zu entschleyern; und das zu einer Zeit, wo Wahrheitsliebe die gefährlichste Eigenschaft war.

II. Meine

II.

Meine ersten Feldzüge. — Denain, Marchiennes, Freyburg.

Als ich im Jun. 1712 die Bastille verließ, um nach der Armee zu gehen, fand ich ganz Frankreich in Bestürzung. Ludwig XIV war nicht mehr der Ueberwinder Europa's: sonst hatte er den verbündeten Mächten Gesetze vorgeschrieben; jetzt war er gezwungen worden, durch den Marschall von Uxelles und den Abbé von Polignac Frieden anzubieten und Bedingungen anzunehmen.

Die besten Generale waren verschwunden, und nur Schüler von ihnen zurückgeblieben. Keiner war mehr übrig als der Marschall von Villars, der in Absicht auf die Officiere in Voisin, im vorigen Jahre geschrieben hatte: „wir haben bey der Armee unter den Ober„sten, Brigadiers, Marechaux de Camp und General„Lieutenants vortreffliche Männer: aber sie sind sich bey „weitem nicht gleich. Es giebt Leute darunter, deren „Fehler den Verlust einer Schlacht und folglich große „Gefahr für das Königreich nach sich ziehen würden. „Mehr davon wird ihnen der Marschall von Harcourt „bey seiner Zurückkunft sagen können: es ist ein so „guter Kopf als irgend einer in Frankreich .... Die „Feinde haben einen großen Vortheil über uns: es be„finden sich bey ihren Armeen verschiedene Prinzen von „vorzüglicher Tapferkeit. Unter diesen giebt es beson„ders drey, die, wiewohl noch ziemlich jung, doch schon „viel erfahren, und mehr Pulver gerochen haben, als

unsere

„unsre Grenadierkapitäne. Ihre beyden Generale en „Chef haben großen Antheil an der Wahl und Beförde„rung ihrer Staabsofficiere. Bey ihnen wird kein „Kriegsdienst verkauft, und folglich sieht man auch nicht „so viele Obersten die noch Kinder sind.“

Der harte Winter 1709 hatte unser Land verödet, und der Verlust des Landmanns war noch nicht wieder ersetzt. Die Finanzen waren zerrüttet: wollte der König seine Truppen erhalten, und auch nur den nöthigsten Aufwand bestreiten, so mußte er den Staat der Raubsucht der Finanzpächter preisgeben. Diese schossen unbedeutende Summen, nach und nach, gleichsam aus Mitleid, gegen unmäßige Zinsen vor. Um den dringendsten Bedürfnissen abzuhelfen, fiel man auf Papiergeld. Von diesem wurden anfangs die Interessen ordentlich bezahlt: in der Folge aber unterblieb die Zahlung; und dadurch verloren die Papiere sechzig bis achtzig vom Hundert. Man legte sie auf Stadtrenten; weiterhin zog man zwey Drittheile davon ab. Ungerechtigkeiten dieser Art machten die Familien arm, das Volk mißvergnügt. Die eifrigern Anhänger des Königs suchten Linderung durch Klagen und Vorstellungen über die Bedürfnisse des Staats. Andere scherzten, nach der Sitte der Pariser, über alles; und als ich die Bastille verließ, sang man noch ziemlich ungescheut:

Du papier pour ducats,
Un dévot pour Turenne,
Une * * * pour reine,
Grand Dieu, l'étrange cas!
Ne m'entendez - vous pas?

Der unvermuthete Tod der beyden Dauphins, ein Trauerfall für die ganze Nation, deren sehnsuchtsvoller

Wunsch

Wunsch eine neue Regierung war, rückte der Friedensschluß noch weiter hinaus. Von der großen königlichen Familie war niemand mehr übrig als der Herzog von Anjou, nachher Ludwig XV; man besorgte, der König von Spanien würde den Thron seiner Väter mit Recht in Anspruch nehmen. Hierdurch konnte wieder ein allgemeiner Krieg in Europa entstehen, und mit ihm von neuem alles Ungemach das man jetzt empfand.

So war die Lage der Sachen, als ich zum Marschall von Villars, unserm Oberbefehlshaber, geschickt wurde.

Ich habe diesen General, der sich besonders freundschaftlich gegen mich zeugte, sehr genau beobachtet. Auf ihm beruhte gleichsam die einzige Hoffnung des Staats. Er hatte Geist genug die größten Plane zu entwerfen: nur lag in seinem Charakter etwas Kühnes, das sich immer in Erhabenheit und Größe mischt. So gefährlich auch die wichtigste Angelegenheit seyn mochte, sah er sie doch mit kaltem Blute an, wenn sie nur etwas an sich hatte, das die Augen der Menge auf sich ziehen konnte. Zu der Zeit, wo der Hof den Frieden suchen ließ, wo er die Demüthigungen der Gesandten in Holland ertrug, wo er in schrecklicher Unruhe war, damahls schrieb Villars an Voisin: „Sie haben keine „Hoffnung mehr als ein Wagestück. Freylich steht das „Spiel zu zwey oder nichts: aber das ist auch „das einzige was ich noch vor mir sehe. Frieden müssen wir haben, und zwar würklichen Frieden: auf „Scheinverträge, die nur das Uebel ärger machen, dürfen wir uns nicht einlassen. Lieber lassen Sie uns „mit den Waffen in der Hand umkommen, als daß wir „uns jemahls der Willkühr eines übermüthigen Siegers überlassen sollten!"

Bayerische Staatsbibliothek München

Der König und vorzüglich die Frau von Maintenon suchten immerfort diese kriegerische Hitze durch Verbote zu dämpfen: Villars suchte dagegen immerfort die Erlaubniß zu einer Schlacht. Um diese Erlaubniß vom König zu erschleichen, schickte Villars einstmahl vier Kuriere schnell auf einander ab: aber der König war schlauer als er, und setzte seinem glühenden Eifer noch strengere Verbote entgegen. Die Frau von Maintenon, die an Prälaten, Klosterschwestern und Generale mit völliger Aufmerksamkeit auf den Faden der Begebenheiten zu schreiben verstand, milderte jedoch die Härte in den königlichen Befehlen. „Allerdings, schrieb sie dem „Marschall, verdient Ihre Anhänglichkeit an das Interesse des Königs und des Staats, vorzügliches Zutrauen, unumschränkte Gewalt. Aber, setzte sie hinzu, „ist nicht der König völlig unbeschränkter Herr? Geht „seine Meynung von der Ihrigen ab, ist es dann nicht „billig, daß er jener folgt? Ueber ihre Entwürfe, über „die verschiedenen Plane, über die Detachements wünschte ich, daß Sie nie verdrüßlich scheinen möchten. „Wollen Sie Vorstellungen machen, so thun Sie es „insgeheim und ganz ohne Scheu: nur müssen Sie der „Entscheidung des Königs beytreten und der Sache die „Wendung geben, als ob es Ihre eigene Meynung wäre."

Auch der Herzog von Burgund gab sich unabläßig Mühe, die rastlose Thätigkeit des Marschalls zurückzuhalten. Villars antwortete ihm: „J. K. H. sind, „nach ihrer eigenen Versicherung, vollkommen überzeugt, „daß ich nie die Armee des Königs in einer Schlacht „aufs Spiel setzen würde, wofern ich nicht in der Partie wenigstens funfzehn voraus hätte. Allerdings habe „ich von jeher so gedacht; und sollten wir ein Treffen „liefern, so müßte der General alles was nur in seinen Kräften stünde anwenden, um dazu ein Terrain

zu

„zu gewinnen, wo persönliche Tapferkeit mehr entschei„den könnte, als Kriegskunst, worin die feindlichen „Officiere die unsrigen gewiß übertreffen."

Indessen wurde doch der Muth des Marschalls durch Klugheit und Ueberlegung gemäßigt. „Schone, „schreibt er an seinen Bruder, deine Leute, dein Terrain, „deine Kriegsbedürfnisse und deine Person, bis es Zeit „ist dich selbst auf der Bresche deiner Festung aufzuop„fern. Mach' es sowohl dir selbst als deiner Garni„son zum Gesetz, nicht eben zwey, drey, vier Monate „den Platz behaupten zu wollen, sondern blos dieses, daß „ihr euch nicht zu Gefangenen machen laßt, sondern „lieber die ganze feindliche Armee vor euch her zu Grunde „richtet." So dachte der Marschall von Villars!

Er empfieng mich wie einen Freywilligen der ihm vom König und von der Frau von Maintenon empfohlen war. Ich wurde gleich, meiner sechzehn Jahre ohnerachtet, sein Aide de Camp. Meine Lebhaftigkeit, mein fester Ton, mein leidenschaftlicher Trieb mich auszuzeichnen, meine Versicherungen daß ich bey dem Hofe und überhaupt beym Publikum die übeln Eindrücke meiner ersten Verirrungen gewiß austilgen würde, alles dieses bewog den Marschall mir einen solchen Beweis von Zutrauen zu geben. Die Nachricht davon kam nach Paris zu der Zeit, da man mich noch in der Bastille glaubte; und aus Briefen, die mir ins Lager geschrieben wurden, hatte ich das Vergnügen zu sehen, daß die Strenge meines Vaters weder am Hofe, noch in der Stadt gebilligt worden war. Ich erfuhr, daß die Damen meine Vertheidigung aus allen Kräften übernommen hätten, daß man mir weiter nichts zur Last legen könnte, als zu viel Dreistigkeit und Flattersinn in der Liebe, als Unbiegsamkeit gegen die Wünsche

meines Vaters und die Habsucht seiner Frau, die doch nur meine Stiefmutter war.

Ich war darauf bey einigen Feldzügen, die den gesunkenen Ruhm des Königs wieder emporhoben, und Frankreich vom Untergange retteten.

Eine glückliche Schlacht bey Denain belebte von neuem die Hoffnung zum Frieden. In ganz Frankreich verbreitete sich der Ruf von diesem Siege; Denain wird in Frankreich eben so wenig vergessen als Fontenoy. Es freut mich, daß der Intendant von Hennegau, Herr von Senac, im J. 1781 auf dem Schlachtfeld ein Denkmahl hat errichten lassen. Die Aufschrift dieses Denkmahls ist äusserst einfach, aber sie sagt alles: Denain, am 24 Julius. 1712.

Sollte das Glück des Feldzugs vollkommen seyn, so mußten wir noch Marchiennes einnehmen. Diese Stadt liegt in einem tiefen Grunde von unzugänglichen Morästen umgeben und vertheidigt; man konnte nur auf zween Dammwegen beykommen. Hier hatten die Feinde ihren Hauptvorrath von Kriegsbedürfnissen, Lebensmitteln und Artillerie für die Armee und alle benachbarten Gegenden. Eine Geliebte des Prinzen Eugens, eine Italiänerin, hielt hier einen kleinen Hof: sie hatte diesen Ort zum Zufluchtsort gewählt, weil es ihr unmöglich vorkam, daß er angegriffen werden könnte.

Villars, den einige treffliche Officieren und eine Auswahl junger Leute, die sich selbst aufmunterten, unterstützten, befahl dennoch dem Grafen von Broglio, Marchiennes zu belagern. Dabey sagt er Contades, noch einigen Aides de camp und mir, halb im Scherz und halb im Ernst: wenn wir die Festung eroberten, sollte die Dame uns überlassen seyn. Ehrgeiz und Liebe war bey uns allen herrschende Leidenschaft; wir

erwie-

erwiederten daher: wer von uns zuerst die Schöne in seine Gewalt bekäme, sollte für den Tapfersten erklärt werden. - Dieser Abrede gemäß ward es Vorsatz uns bey der Belagerung durch Muth auszuzeichnen.

Einige glückliche Vorfälle machten uns die Einschließung der Festung leichter; und am 25 Jul. wurde sie förmlich aufgefodert. Die belagerte Schöne weigerte sich die Festung zu übergeben. Sie verließ sich auf eine Besatzung von sechs Bataillonen, auf achthundert muthvolle Soldaten und auf einen breiten schlammichten Graben, der rings um die Stadt aus einem Moraste hervorzukommen schien, in welchen man sich nicht wagen konnte, ohne in den tiefen Schlamm einzusinken.

Villars kam, und fragte uns, ob wohl die Schöne in der Festung fähig wäre unsern kriegerischen Muth noch mehr zu entflammen. Contades, ein vieljähriger Hagestolz, der sich einen romanhaften Begriff von der Geliebten des Prinzen gemacht hatte, war voll des Wunsches den Platz zu erobern, vorzüglich in der Absicht, das Recht des Eroberers geltend zu machen. Jeder von uns, die wir um das Geheimniß wußten, verhehlte eben so wenig den Wunsch nach doppeltem Sieg, und jeder antwortete dem Marschall ganz frey, wie es ihm ums Herz war.

Am 27 Jul. wurden die Laufgräber von Marchiennes eröffnet. Am 30 ergab sich die Besatzung als Kriegsgefangene, und den Tag darauf räumte sie den Platz.

Unterdessen hatte der Prinz Eugen die Belagerung von Landreey aufgehoben, und seine schöne Italiänerin mitgenommen. Sie war glücklich unerkannt zu ihm gekommen; zum großen Leidwesen der jungen Herren, die von ihr die Belohnung ihres Muthes erwartet hatten.

Nach der Eroberung von Marchiennes unternahmen wir die Belagerung von Donay. Die Belagerten wehrten sich tapfer; sie zogen des Nachts ihre Schleusen, und setzten die Laufgräber unter Wasser. Das Fort bat um Stillstand auf vier Tage, um Verhaltungsbefehle vom Prinzen Eugen wegen der Uebergabe zu erwarten. Villars, dessen Gedanken kühn waren, wenn es auf einen großen, auf einen Meisterstreich ankam, fragte die tapfersten Grenadiere, was sie, deren Muth er kennte, ihm zu thun riethen. „Lassen Sie nur uns „machen! antworteten die braven Grenadiere; und se„tzen Sie die Belagerung fort.“ Bald darauf ergab sich die Besatzung auf Discretion. Diese Eroberung beschleunigte die Einnahme von Danay; und Villars schickte dem König funfzig erbeutete Fahnen; ein Anblick, der den Muth des Königs und des ganzen Reichs nicht wenig auffrischte.

Von Donay eilten wir zu der Belagerung von Quesnoy: auch dieses ward erobert. Zur Belohnung schenkte der König dem Marschall sechs Stück von dem groben Geschütz das er so gut zu brauchen gewußt hatte; und Villars stellte sie zum Andenken in seinem Schlo„fe auf.

Nach der Eroberung von Quesnoy benutzte der Marschall die Begeisterung der Soldaten, und führte uns von einer Belagerung zur andern. Seine rasche Folge von Eroberungen beschleunigte den Friedensschluß zu Uetrecht. Er gieng selbst nach Versailles, um da die Danksagungen und Belohnungen zu empfangen, mit welchen die Könige so freygebig sind, wenn Generale ihre Krone aus der Gefahr gerettet haben. Allein er hatte das äusserst empfindliche Mißvergnügen zu sehen, daß ihn der König mit dem größten Kaltsinn aufnahm. Vielleicht wollte Ludwig XIV den Ehrgeitz des Marschalls

schalls nach einem so glänzenden Glück zurückhalten: vielleicht war auch der Ruhm den sich Villars erworben hatte, eine Last für den großen König, der auf dem Throne so oft kleine weibliche Leidenschaft von Mißgunst verrieth.

Nach dem Uetrechter Frieden setzte der Kayser, der sich nicht entschließen konnte die Hälfte seiner Besitzungen durch einen schimpflichen Vertrag zu verlieren, den Krieg allein fort. Ludwig XIV versprach das Kommando über die Armee in Deutschland dem Marschall von Villars, dem Retter seines Königreichs. Dieses Versprechens ohnerachtet zeigte er sich immer frostig gegen ihn, damit er eben so abhängig, eben so unterwürfig wie seine übrigen Unterthanen bleiben sollte. Bald darauf, um ihn noch mehr in Ungewißheit und Erwartung zu erhalten, ließ er ihm sagen, der Herzog von Harcourt würde vielleicht das Kommando bekommen: zuletzt aber gab er es ihm doch. Villars war im Grunde mit dieser Zurückhaltung, mit dieser wahren oder verstellten Unschlüssigkeit gar nicht zufrieden, so sehr er sich auch den Schein von Gleichgültigkeit gab. Indessen befolgte er doch den Befehl des Königs, der gewiß eben so sehr wünschte, ihm das Kommando zu übertragen, als Villars selbst darnach begierig war.

Der Marschall rückte darauf mit so schnellen Schritten fort, daß bey unserer Ankunft vor Speyer der Bischoff, in der Meynung es wäre die käyserliche Armee, den Prinzen Eugen, der doch noch bey Philipsburg stand, in seinen Palast einladen ließ. Nach verschiedenen künstlichen und verwickelten Märschen, zu welchen Villars sich den Schlüssel vorbehalten hatte, belagerten wir Landau, welches durch Hunger zur Uebergabe gezwungen ward. Eben so unerwartet gieng hierauf der Marschall bey Kehl über den Rhein. Um diesen Plan

zu verstecken, hatten wir uns den Abend vorher auf einem Bal, den der Marschall den schönsten Damen in der Stadt gab, lustig gemacht: Am folgenden Morgen giengen wir bey Sonnenaufgang über den Rhein und erschienen unversehens auf der Anhöhe von welcher man Freyburg übersieht.

Der Graf Dubourg, der Marquis von Estrades und der Baron von Asfeld thaten sogleich den Angriff. Jener trieb zwey Bataillonen in die Stadt zurück; eben dieses thaten auch der Marquis und der Baron mit vielem Blutvergießen. Der Marschall, den ich begleitete, kam nach, und stellte sich an die Spitze von einigen hundert Grenadieren, um die Operationen zu dirigiren. Hochdorf liegt sehr steil: allein der Marschall hatte eine Menge feuriger junger Leute um sich her, und diese trieb und half ihm aus aller Macht. Mich unterstützten die Prinzen von Conti und Epinoy: wir zeigten vielen Wetteifer und Muth. Wir trieben den Feind zurück; er mußte weichen, verlor seine Fahnen, und warf sich wieder in die Festung.

Freyburg war damahls von drey Forts gedeckt; und diese waren auf Bergen angelegt, die sich äusserst schwer, wo nicht gar unmöglich besteigen ließen. Vor dem stärksten, vor dem Fort St. Peter, wurden die Laufgräben zuerst geöffnet, und eine Batterie von sieben Kanonen aufgeführt; eine andere Batterie von drey Kanonen beschoß das Sternfort; und eine von drey die Schneckenschanze. Die Belagerten feuerten dagegen auf uns mit Prellschüssen; und diese thaten uns großen Schaden, weil ihre Kugeln auf einen Kieselboden fielen, daß die Stücken umherflogen. In einem blutigen Ausfall trieb uns der Feind zurück; wir aber trieben ihn wieder in die Festung. Dem Marquis von Laval wurde dabey sein Regiment so zusammengeschossen, daß von seinen zwo

Grena-

Grenadierkompagnien nicht mehr als vier Mann davonkamen.

Villars, den ich immer an der Spitze von dreyßig Bataillonen begleitete, faßte ernstlich den Vorsatz sich eines Aussenwerks zu bemeistern, dessen Besitz unumgänglich nöthig war. Die Feinde thaten auf dieser Seite einen Ausfall, und es entstand ein mörderisches Gefecht, das zwo Stunden dauerte. Ich bekam mit einem Steinwurf eine Kopfwunde, von welcher ich beständig eine Narbe behalten habe: der Marschall wurde fast zu gleicher Zeit in die Hüften geschossen. Auf beyden Seiten war das Treffen unvermuthet gewesen; wir sahen unter unsern Augen zweytausend Mann umkommen, die sich sehr tapfer gehalten hatten. Das Aussenwerk wurde zuletzt erobert, und die ganze Besatzung niedergehauen. Wir verloren dabey 183 Officiere: das Regiment Elsaß, welches das ganze feindliche Feuer ausgehalten hatte, verlor seine vier Grenadierkapitäne und 600 Mann. Villars wollte ihm den Dienst erlassen: allein die übriggebliebenen Officiere und Soldaten nahmen es nicht an, sondern fuhren fort sich auszuzeichnen.

Die Belagerten verlangten einen Waffenstillstand; und Villars bewilligte ihn. Er nützte ihn dazu, daß er die Todten begraben ließ; denn die Leichen waren schon seit mehrern Tagen dem Geruch und dem Auge in gleichen Grade widrig.

In der belagerten Stadt herrschte allgemeine Noth. Die Geistlichkeit, die bejahrten Leute und die Frauenzimmer drangen in den Kommendanten, einen längern Widerstand, der den Untergang der Stadt nach sich ziehen müßte, aufzugeben; indem sie mit Grund befürchteten, daß, wenn sie mit Sturm übergienge, die Bürgerschaft keine Schonung zu hoffen haben würde.

Ja, die Belagerten ließen sogar, auf das ungestüme Anhalten der Weiber, den Marschall bitten, wenigstens die vornehmsten Damen herauszulassen. Villars aber wollte nichts davon hören, weil er besorgte, die Göttin der Liebe möchte uns von den Geschäfften des Kriegsgottes ablocken. Er hatte sich vorgenommen, wenn auch der Kommendant Chamade schlagen ließe, ihm keine Kapitulation zu bewilligen, wofern er nicht vorher die Forts übergäbe. Jetzt erblickte man die weißen Fahnen auf den Wällen, und es erschienen zween Abgeordnete vom Stadtrath mit einem Schreiben vom Kommendanten an den Marschall. In diesem Schreiben erklärte der Kommendant: er habe sich in die Forts gezogen, und überlasse die Stadt der Willkühr und Menschenliebe des Ueberwinders. Als ich Freyburg betrat, fand ich ein Schauspiel, das mich bis zu Thränen rührte. Der ganze Magistrat in Ceremoniekleidung, hübsche Weiber, die in die Stadt wie in einen sichern Zufluchtsort geflüchtet waren, Kinder und alte Männer auf den Knien flehten uns um Erbarmen an. Villars versprach ihnen das Leben zu schenken: von der Plünderung und Ansteckung aber sollten sie sich mit einer Million loskaufen. Zugleich ließ er den Kommendanten sagen: wenn er nur einen Flintenschuß thäte, so würde kein Einwohner in der Stadt verschont bleiben.

Am folgenden Tage ließ er ihm ferner sagen: er mögte seine Verwundete und Kranke selbst verpflegen. Um auch dieser Erklärung mehr Nachdruck zu geben, wurden die Kanonen gegen ihn gerichtet, ohne daß ein Flintenschuß dagegen geschehen wäre. Der Gouverneur ließ darauf von seinen verschanzten Anhöhen herunter erwiedern: er könne sich nicht vorstellen, daß die christliche Religion das erlauben sollte, so viele arme Unglückliche durch Mangel an Verpflegung umkommen zu lassen.

Villars

Villars schickte ihm, statt einer Antwort, ganze Wagen voll Verwundeter, Kranker und Sterbender, die ihm ganz überlassen seyn sollten. Zugleich ließ er ihn nochmahls auffodern die Forts zu übergeben; ausserdem sollten nicht nur die übrigen Kranken nachfolgen, sondern auch alle Damen in der Stadt, Kinder und Greise sollten vor der Stadt verhungern oder niedergeschossen werden, wofern er sie nicht in das Schloß aufnähme. Trostlos sagten die Damen von Villars, er wäre wohl so groß aber nicht so edel wie Alexander: einige schwuren sogar, er sollte nicht anders sterben, als von ihrer Hand. Diese kriegerische Grausamkeit des Marschalls mißfiel dem König und dem Hofe; man nannte sie les douceurs de Villars. Es fehlte ihm gleichwohl nicht an scheinbaren Gründen zur Entschuldigung. Die Belagerten nehmlich hatten entweder Lebensmittel, oder nicht: in jenem Falle mußten sie ihre Kranken und Verwundeten selbst ernähren; im letztern, mußten sie sich ergeben. Villars gab dem Kommendanten vier und zwanzig Stunden Bedenkzeit. Der Kommendant bat um fünf Tage Waffenstillstand, damit er die Genehmigung des Prinzen einhohlen könnte. In der Zwischenzeit ließ er die Damen, die der Marschall gegen die Mißhandlungen der Soldaten und der Einwohner selbst einigen Klöstern in Verwahrung gegeben hatte, aus der Stadt mit Brod versorgen. Von uns durfte, bey schwerer Ahndung, niemand zu ihnen; sie waren aufs engste eingeschlossen, damit die Besatzung sie auf Kosten ihres eigenen Vorraths ernähren müßte.

Sechzig Kanonen und sechs und dreyßig Bombenmörser waren unterdessen gegen die Forts an den vortheilhaftesten Stellen aufgeführt worden. Nach dem Ablauf der Frist, die zu der Einhohlung einer Antwort vom Prinzen vergönnt worden war, schickte der Kommendant

dant verschiedene Entwürfe zu einer Kapitulation, die aber Villars alle verwarf. Der Kommendant hatte gemessene Ordre seine Gewalt nicht zu überschreiten: Villars hingegen verlangte einen vollständigen und ruhmvollen Sieg, ausserdem sollte der Platz in die Luft fliegen. Zum Glück brachte ein Kurier vom König die Nachricht, daß der Frieden mit dem Kayser gewiß zu Stande kommen würde. Diese Nachricht beschleunigte das Ende der Belagerung: und Villars wurde dadurch vermogt Bedingungen zu bewilligen, die er ausserdem nicht würde zugestanden haben; und am sechzehnten November 1713 wurde endlich eine Kapitulation unterzeichnet. Noch an eben dem Tage baten sich die beyden Generale zum Essen; sie, die bisher so hartnäckig, so erbittert, so grausam gewesen waren. Die Garnison zog mit allen kriegerischen Ehrenbezeugungen ab; und den Grafen Dubourg machte Villars zum Kommendanten. Uns ward erlaubt die beängstigten Damen zu befreyen: wir behielten auch Zeit genug ihnen wieder Muth einzusprechen, und sie zu überzeugen daß der französische Officier in Friedenszeiten nichts weniger als wild ist. Noch nie ist mir das schöne Geschlecht so interessant gewesen! Villars gieng nach Straßburg; und mir hinterließ er den Befehl dem König die Nachricht von der Einnahme der drey Forts zu überbringen.

Sehr vergnügt flog ich nach Fontainebleau, um den Auftrag zu vollziehen der mir so schmeichelhaft war. Nicht viel besser als in Ungnade hatte ich den Hof gegen die Bastille vertauschen müssen: jetzt kam ich mit allen Kriegsehrenbezeugungen und mit einer Art von Triumph über meinen Vater zurück. Gleich nach meiner Ankunft wurde ich dem König vorgestellt, zeigte ihm auch gleich meine Wunde am Finger: allein ich muß es gestehn, noch nie war mir der Monarch so majestätisch vorgekommen. Es überfiel mich eine Art von Schauer,

weil

weil ich aus Erfahrung wußte, wie weit die Macht eines ſolchen Monarchen reicht: die Baſtille ſchwebte mir mit allen ihren Schreckniſſen in dieſem Augenblicke vor. Der König mußt' es wohl wahrgenommen haben, denn er munterte mich ſelbſt zu reden auf. Sobald ich mich wieder geſammlet hatte, erzählte ich ihm die Geſchichte der Operationen bey Denain, die Einnahme von Marchiennes, das verdrüßliche Entwiſchen der ſchönen Italiänerin, welches dem Monarchen ein Lächeln ablockte, kurz, die Geſchichte des ganzen Feldzugs. Ich machte meine Erzählung ſo beſtimmt, daß der König vollkommen zufrieden zu ſeyn ſchien. Er legte mir einige Fragen vor, die ich nicht vermuthet hatte: doch antwortete ich auf alle ohne Verlegenheit. Ich ſprach die Sprache des Dienſtes als ob ich ſchon lange dabey geweſen wäre; und zu meinem innigen Vergnügen gab er mir die ſchmeichelhafte Antwort: „Der Verband Ihrer Wun„de bedeckt den Schimpf des Verhaftbefehls den ich gegen „Sie unterzeichnet habe. Führen Sie ſich ferner gut auf; „denn ich glaube, Sie ſind zu etwas Großen beſtimmt.“

Ich hatte nun einen vollkommenen Triumph, und glaubte, jedermann hätte den Vorgang mit der Baſtille vergeſſen. Allein ich machte bald genug die Erfahrung, daß glückliche Veränderungen die älteſten Vorfälle wieder in Erinnerung bringen, ſobald dieſe etwas unangenehmes für einen Günſtling gehabt haben. Ich hielt ſeitdem gegen jedermann mehr zurück; und beobachtete dabey die herrſchenden Parteyen in Verſailles, um nicht mehr gleichſam Kind zu ſeyn. Ludwig XIV hatte mich mit einem raſtloſen Ehrgeitz erfüllt, indem er zu mir ſagte: ich wäre großer Dinge fähig. Er kannte die Menſchen, er verſtand ſich auf Talent und Charakter: ſeitdem er ſein Urtheil über mich gefällt hatte, war meine Meynung von mir ſelbſt feſter als vorher.

III.

Frankreichs Entwürfe gegen Oestreich, angelegt vom Kardinal Richelieu — Ludwigs XIV. Verfahren nach diesen Planen.

Diese Reihe von Siegen nach so manchen Unglücksfällen, beschleunigte in Holland das große Werk des Friedens, der, wenn man ihn nach seiner ganzen Wichtigkeit übersehen will, nicht als ein abgesondertes Stück in der Geschichte Ludwigs XIV betrachtet werden darf.

Der Friedensschluß zu Uetrecht war das Resultat eines zusammenhängenden Systems, an welchem der verstorbene König sein ganzes Leben hindurch gearbeitet hatte. Seit seinen ersten Jahren kannte er die Entwürfe des Kardinals, meines Großoheims, in Absicht auf die Nothwendigkeit das Haus Oestreich, das dem Hause Bourbon ein so furchtbarer Nebenbuhler war, kleiner zu machen. Nicht um einen Schritt war der Monarch von dem großen Entwurf abgewichen, diese Macht zu zertheilen, die auf allen Seiten unsere Besitzungen einschloß, die in Deutschland, in Spanien, in Flandern, in Italien, und, wegen der vortheilhaften Lage Spaniens, auf der See so gut wie auf dem festen Lande herrschte. Täglich kam das Interesse der beyden Häuser wechselseitig in Widerspruch; und Frankreich, das gleichsam in der Mitte aller östreichischen Staaten liegt, konnte jeden Augenblick fast in allen Punkten seines Umkreises angegriffen werden. Um nun die

Kräf-

Kräfte eines so mächtigen Gegners zu schwächen, arbeitete das französische Ministerium von weitem daran, daß Spanien von dem deutschen Zweige des Hauses Oestreich abgerissen werden sollte.

Mein Großoheim hatte seinem Nachfolger alle Möglichkeiten von Entwürfen hinterlassen, wie das Haus Bourbon vergrößert, das Haus Oestreich aber geschwächt werden könnte. Was jener ausgedacht hatte, das erleichterte dieser, mit mehr Umständlichkeit und Feinheit im Unterhandeln, durch die Vermählung des verstorbenen Königs mit einer spanischen Prinzessin. Diese brachte dem König gewisse Ansprüche zu, die jenen Entwürfen den Anstrich von Rechtmäßigkeit gaben. Schon seit 1646 hatte Mazarin seinen Gesandten zu verstehen gegeben, wenn der König mit der Infantin vermählt wäre, so könnten wir einst, aller Verzichtleistungen ohnerachtet, die Erbfolge in Spanien verlangen. Auch war diese Aussicht kein leeres Projekt in die Luft, denn sie beruhte damals auf dem Leben eines einzigen Prinzen.

Auf den Fall aber daß jener Verbindungsplan nicht ausführbar wäre, hatte mein Oheim einen andern Plan hinterlassen, der sich noch von den Ministern Heinrichs IV herschrieb. Man sollte nehmlich das Haus Bayern auf den Kayserthron erheben, die östreichische Macht in Deutschland dadurch trennen, und denn jeden einzelnen Zweig besonders angreifen. Es lag in dem Charakter meines Großoheims, überall die Gewalt zu gebrauchen, die mit Hindernissen ringt, und sie überwindet: Mazarin hingegen zog immer die gelindesten Mittel vor. Die Umstände begünstigten einen Heyrathsvertrag; und dieser kam mit dem pyrenäischen Frieden zugleich zu Stande. Die Infantin brachte dem König ihre Rechte zu, die er auch, als der Fall eintrat, ohnerachtet der feyerlichsten Verzichtleistung, geltend machte.

Nach

Nach dem Tode Philipps IV vergaß Ludwig XIV keineswegs das große System einen Feind zu schwächen, der ihn von allen Seiten drückte. Zwar hatte er für sich und seine Gemahlin allen Staaten des spanischen Hauses entsagt: allein er nahm doch, als Gemahl der Infantin, von Franche Comte und einem Theile der Niederlande Besitz. Schweden, Holland und England verbanden sich gegen ihn zum Vortheil Spaniens; denn man glaubte, er strebe nach einer Universalmonarchie. Er gab auch Franche Comte zurück; aber er behielt verschiedene Plätze in den Niederlanden: zugleich gab er sich Mühe Schweden und England für sich zu gewinnen. Die Tripelallianz trennte sich; und Frankreich bekam auf kurze Zeit eine freundschaftliche Macht an England.

Spanien war damahls schwach und kleinmüthig; der Wiener Hof gleichsam eingeschlummert; Holland durch innerliche Unruhen zerrüttet. Ludwig XIV griff das Letztere an, eroberte in Zeit von drey Monaten drey Provinzen, ließ die Dämme durchstechen, und einen Theil des Gebiets unter Wasser setzen. Hierüber erwachten die andern Mächte von neuem; seine Bundesgenossen trennten sich zum Theil von ihm; Spanien und der Kayser sahen sich bewogen, den Schwächern zur Hülfe zu kommen. Frankreich nahm es nun mit seinen eigenen Kräften allein mit ganz Europa auf; verstand auch die Kunst, den Bund der drohenden Mächte zum zweytenmahle zu trennen. Siege und Negotiationen brachten die letztern dahin, daß sie zu Nimwegen (1678) einen Frieden annahmen, dessen Bedingungen der König vorschrieb.

Ganz Europa entließ einen Theil seiner Truppen: nur Ludwig XIV behielt die Seinigen. In Breysach wurde (1680) ein Gerichtshof, eine Art von Kommission niedergesetzt, um zu untersuchen, auf welche Provinzen

zen oder Ortschaften Frankreich Anspruch machen könnte; und dadurch wurden verschiedene abgerissene Stücke vom Elsaß wieder mit der Krone vereinigt. Ebendasselbe geschah mit verschiedenen andern Stücken durch eine ähnliche Reunionskammer zu Metz; von welcher auch die Könige von Schweden und Spanien vorgeladen wurden. Ludwig XIV behauptete in dem letzten Vertrage wäre die Abtretung von Aloß vergessen worden. Als Spanien sich weigerte es ihm noch zu überlassen, ließ er Luxemburg einschließen, welches ihm auch nachher, nebst Courtray und Dixmuyden abgetreten ward. Eine solche Untersuchung über die Rechtmäßigkeit der Besitzungen der Könige erregte die Aufmerksamkeit von ganz Europa. Die Mächte, die sich, nach dem Plan des Prinzen von Oranien zu Augsburg verbunden hatten, wurden dadurch aufs neue gegen ihn gereitzt. Der Herzog von Savoyen, die Churfürsten von Bayern und Brandenburg, der Kayser und Spanien schlugen nach der Reihe los; und der Prinz von Oranien vollführte seinen Plan, Jakob II, einen Bundesgenossen Ludwigs XIV, vom Thron zu stoßen. Man befürchtete, der König möchte, nach dem Tode des hinfälligen Königs von Spanien, seine Ansprüche auf die spanische Erbfolge erneuern, wodurch die zwo furchtbarsten Monarchien auf der Welt vereinigt worden wären.

Bey dem Bündnisse zu Augsburg war als Hauptbedingung festgesetzt, daß man nie anders mit Frankreich abschließen wollte, wofern nicht die Friedensschlüsse zu Münster, zu Osnabrück und in den Pyrenäen nach ihrem ganzen Umfange vollzogen würden; und stürbe der König von Spanien ohne thronfähige Erben, dann sollten die verbündeten Mächte dem Kayser behülflich seyn sich die spanische Erbfolge gegen Frankreich zu versichern. Diese Verschwörung der meisten europäischen Mächte

war ein förmlicher Angriff auf die vorhergehenden, gegenwärtigen und künftigen Entwürfe der Herrschsucht Ludwigs XIV. Doch im J. 1697 erfolgte der Friedensschluß zu Ryßwick: und nun bestimmte der Rhein die Grenzen zwischen Deutschland und Frankreich. Endlich wurde in einem für Frankreich sehr günstigen Vertrage zwischen Ludwig XIV und Wilhelm eine Theilung Spaniens nach dem Tode des letzten Besitzers, verabredet. Und hierin lag schon eine stillschweigende Anerkennung der Rechte, die den König, seines Verzichts ohnerachtet, auf Spanien zustanden.

IV.

Uetrechter Friede. — Ausführung der Entwürfe wider Oestreich.

Vor dem Uetrechter Frieden hatten Frankreich und Spanien gleichsam einen immerwährenden Krieg. Zwischen den Unterthanen der beyden Monarchien herrschte ein Haß, der sich durch nichts besänftigen ließ; jeder Friedensschluß war nur ein Waffenstillstand. Sobald aber ein Prinz aus dem Hause Bourbon auf den spanischen Thron gekommen war, genossen beyde Reiche ununterbrochen Eintracht und Ruhe; die beste Rechtfertigung für den Plan meines Großoheims und die vielen Kriege Ludwigs XIV.

Karl II, der letzte kinderlose König aus dem Hause Oestreich, hatte in seinem Testamente das Haus Bourbon

bon von der Erbfolge ausgeschlossen. Allein einige spanische Große, vorzüglich der Kardinal Porto Carrero, vermogten ihn ein anderes Testament zu Frankreichs Vortheil zu machen, und Ludwigs XIV Enkel, den Herzog von Anjou, zu seinem Nachfolger zu ernennen. Ahndung der Gefahr von Kriegen die Frankreich unaufhörlich mit Spanien führen würde, bewog jene Großen den natürlichen Feinden der spanischen Nation das Wort zu reden. Ueberdieses sahn sie ein, daß Ludwig XIV eher als ein östreichischer Prinz fähig wäre, seinem Enkel die spanische Monarchie, in welche sich andere Mächte schon getheilt hatten, unzerstückt zu erhalten. Die Schwäche ihres Königs kam ihrem patriotischen Entwurf zu statten: Karl II machte ein zweytes Testament zum Vortheil des Enkels Ludwigs XIV. Die alte Feindschaft mit Spanien verwandelte sich nun in ein Bündniß; das Haus Oestreich wurde auf seine Besitzungen in Deutschland eingeschränkt; der Entwurf meines Großoheims war in Würklichkeit übergegangen.

Europa sah diese große Staatsveränderung von weitem vorher. Es erwachte wieder die vieljährige Besorgniß von Universalmonarchie, zu welcher Ludwig XIV Veranlassung gegeben hatte; und Eifersucht bewaffnete von neuem halb Europa gegen ihn. Der Erzherzog Karl eilte nach Spanien und eroberte Barcellona mit dem Degen in der Faust; wurde auch von den Spaniern, die es mit dem Hause Oestreich hielten, zum König ausgerufen. Valencia, Arragonien und Catalonien unterwarfen sich ihm: Madrid öffnete ihm die Thore. Philip V verließ seine Hauptstadt; kehrte aber auch dahin zurück. Unterdessen daß diese Abwechselungen in Spanien beyde Theile schwächten, wurde unsere Armee in Deutschland durch eine unglückliche Schlacht zu Grunde gerichtet; und in Italien schlug uns der Feind, den wir bey

Turin überfallen wollten, mit überlegener Geschicklichkeit. So viele widrige Vorfälle an verschiedenen Orten zugleich mußten den König wegen seiner eigenen Staaten besorgt machen. Niemand getraute sich mehr ihm die traurigen Nachrichten zu melden, deren alle Tage mehr einliefen; die einzige die noch Muth genug dazu hatte, war die Frau von Maintenon.

Schon im J. 1706 sehnte sich Frankreich nach Frieden; aber noch hatte Europa nicht genug gelitten. Im folgenden Jahre bot Ludwig dem Erzherzog Mayland, Neapel und Sicilien, die übrigen Inseln des Mittelländischen Meers die zu Spanien gehören und eine Barriere gegen die Holländer an, wenn man seinem Enkel den spanischen Thron lassen wollte. Nur zum Vortheil des Königs von England that er kein Erbieten: er hielt es beständig mit dem abgesetzten König, den er in Frankreich aufgenommen hatte. England blieb daher gegen uns erbittert; die wichtigsten Parlementsberathschlagungen giengen immer dahin Dünkirchen zu schleifen, die Königin Anna zu erkennen, der protestantischen Linie des königlichen Hauses die Thronfolge zu versichern, dem Hause Oestreich die ganze spanische Verlassenschaft gegen Frankreichs Anmaßungen wieder zu verschaffen. Die Engländer sahen, mit sehr richtiger Einsicht in ihr wahres Interesse, daß es vortheilhafter für England wäre, wenn Oestreich die spanische Seemacht in seiner Gewalt hätte, als wenn die Franzosen, die natürlichen Feinde Englands, sie mit der ihrigen vereinigten. Indessen bot der König den Engländern noch immer Trotz, und schickte eine Flotte nach Schottland, die aber Byng zerstreute. Er suchte auch den Muth seiner Truppen in Italien, Spanien und Flandern dadurch von neuem zu beleben, daß er ihnen Prinzen von Geblüt zu Anführern gab. Freylich war der Erfolg nur unbedeutend;

in

in Spanien ausgenommen, wo der Herzog von Orleans sehr viel that.

Das Jahr 1709 schlug Frankreich vollends nieder; zu allen vorhergehenden Unglücksfällen kam noch der schreckliche Winter dieses Jahrs. Ludwig XIV ließ zwar die Friedensunterhandlungen insgeheim wieder anknüpfen: allein man verlangte öffentlich bevollmächtigte Minister; und daher führten alle dergleichen Versuche zu nichts. Europa blieb wider den König und seine Universalmonarchie erbittert wie vorher. Portugal, Savoyen, Deutschland, Preußen, England drängten uns zur See und zu Lande, in Italien, in Spanien und in Flandern: das Innere des Reichs beunruhigten die Protestanten. Gleichwohl blieb Frankreich unerschüttert, so viel es auch an Feinden gegen sich hatte: seine Stärke lag darin, daß seine Vertheidigungsmittel von dem Willen eines Einzigen abhiengen, die feindlichen Kräfte hingegen nach verschiedenen Richtungen sich zerstreuten. In Frankreich war der König der einzige Herr ausgebreiteter Staaten, und seine Macht fester als die erkünstelte Macht seiner Feinde, die nur dann furchtbar werden konnte, wenn sie durch ein gut überdachtes und eng geschlossenes Bündniß zusammengehalten wurde.

Ludwig XIV, der die natürlichen Vortheile Frankreichs in dieser Rücksicht vollkommen kannte, ließ es seine erste Sorge seyn, von diesem furchtbaren Bunde die kleinern Fürsten abzuziehen, die sich aus Furcht gleichsam unter den Schutz, unter die Vormundschaft der Verbündeten begeben hatten. Doch Portugal sowohl, das die Thätigkeit der Engländer und Angriffe auf seine entlegenen Nebenbesitzungen scheute, als auch Savoyen, das sich von dem Bunde und Frankreichs Entkräftung

einen beträchtlichen Zuwachs versprach, beyde lehnten alle Anträge von Separatfrieden ab.

Es wurde nun ein Versuch mit Holland gemacht. In der Verfassung dieses Freystaats, wo jeder entscheidende Entschluß von einer Menge verschiedener Rücksichten abhängt, sah man mehr Mittel der Republik einen Vortheil abzugewinnen, ohnerachtet sie ihre Angelegenheiten nur einigen wenigen Unterhändlern anvertraut hatte. Unser Minister der auswärtigen Affären gieng selbst nach Holland, ohne daß ein Schritt dieser Art einen solchen Mann abzuschicken damit er um Frieden bitten sollte, durch den Stolz des Königs wäre verhindert worden.

Torey wandte sich an Heinsius, Großpensionar von Holland. Dieser war vor einiger Zeit, nach dem Friedensschluß zu Nimwegen, in Paris gewesen, um wegen des Fürstenthums Orange zu unterhandeln. In jenen glänzenden Tagen der königlichen Regierung hatte man ihm, als er mit Wärme für die Rechte seiner Republik sprechen wollte, mit der Bastille gedroht. Das bittere Gefühl davon hatte sich noch nicht verloren: doch ließ er sich nichts davon merken, sondern sein Betragen verrieth blos Zurückhaltung und Entschlossenheit. Mit kalter Höflichkeit hörte er dem Minister Torey an, als ihm dieser geradezu gestand, der König, dem das Ungemach des Kriegs sehr nahe gienge, ließe durch ihn um Frieden bitten. Marlborough, der bald nachher kam, erklärte im Namen seiner Königin, daß sie bereit wäre zum Frieden beyzuwürken; nur wollte sie versichert seyn, daß die spanische Monarchie wieder an ihren rechtmäßigen Herrn zurückkehrte. Bey den Konferenzen zwischen dem Prinzen Eugen und dem Grafen Sinzendorf, als kayserlichen, Marlborough und Tounshem als englischen Gesandten, und dem Großpensionar von Holland blieb

immer

immer das Resultat, daß Ludwig XIV dem Hause Oestreich die ganze spanische Monarchie zurückgeben sollte.

Torey, der geschickteste Staatsmann seiner Zeit, stellte dagegen den Alliirten vor; ganz Europa führe nur deswegen einen verderblichen Krieg, damit das Haus Oestreich immer größer würde; und zugleich trat er mit jedem von den Stellvertretern dieser Mächte besonders in Unterhandlung. Den Holländern bot er wichtige Grenzplätze an; Ypern, Menin, Condé, Maubeuge, Tournay und Lille: den Engländern gestand er zu, daß Dünkirchen geschleift, und der Prätendent an Oestreich gewiesen werden sollte: auch gab er die Versicherung, der Enkel Ludwigs XIV würde blos mit Neapel zufrieden seyn. Allein je mehr er anbot, desto ungenügsamer wurden die Holländer; desto fester bestanden sie darauf, daß die spanische Verlassenschaft nicht zerstückt, sondern dem Hause Oestreich unzertheilt zurückgeliefert werden müßte. Sogar auf die ältern Eroberungen des Königs erstreckte sich ihre Eifersucht. Sie verlangten nehmlich, der Pyrenäische Friedensschluß sollte bey den gegenwärtigen Unterhandlungen zum Grunde gelegt werden; Ludwig XIV sollte ihnen die festesten Plätze, die er im Namen seines Enkels im Besitz hätte, zum Pfand einräumen; und, im Fall des Widerstandes von dessen Seite, dem Bunde beytreten, und den König von Spanien wieder vom Throne stoßen helfen.

Man vereinigte sich endlich über einen Entwurf zu den Präliminarartikeln eines allgemeinen Friedens; auch bey diesen machte die Wiederabtretung der spanischen Monarchie an Oestreich die Grundbedingung aus. Doch Ludwig XIV versagte ihnen seine Genehmigung, und rufte seine Minister, Torey und Rouille, vom Haag zurück.

Hungersnoth herrschte damahls in Frankreich; das Volk murrte, die Truppen wurden nicht bezahlt, und ihr Muth war zweifelhaft. Unter diesen Umständen schickten die Holländer einen Gesandten zur Erneuerung der Konferenzen über die wiederhohlten Anträge des Königs. Die Unterhandlungen wurden zu Gertruydenberg durch den Marschall von Uxelles und den Abbe von Polignac, auf einem armseeligen Nachen fortgesetzt. Hier erfuhren die Gesandten Ludwigs XIV die Demüthigung, daß man darauf bestand, er selbst sollte seine eigene Macht dazu anwenden, seinen Enkel wieder vom Throne zu stoßen.

„Die Alliirten, schrieb Polignac unterm 1 Jun. „1710 an den Marschall von Villars, die Alliirten ver„langen, der König soll sich mit ihnen gegen den Kö„nig von Spanien verbinden, um ihn aus der ganzen „Monarchie zu verjagen, wofern er nicht, binnen einer „sehr kurzen Frist, eine sehr mäßige Abfindung annimmt, „wozu man ihm vielleicht einige Inseln auf dem Mit„telländischen Meere anbieten wird. Es versteht sich, „wenn nun das alles zugestanden und vollzogen ist, so „hat Frankreich noch immer keinen Frieden, sondern „blos die Erlaubniß zu Friedensunterhandlungen. Da„bey hat es blos einen Waffenstillstand ohne Gewähr„leistung, das heißt, einen Stillstand, der gleich wieder „gebrochen werden kann, sobald S. M. die fernern For„derungen ablehnt, die man etwa noch zu machen belie„ben wird. Worin diese Foderungen bestehen, darü„ber will man sich nicht erklären, man mag ihnen noch „so viel und nachdrücklich vorstellen, wie schreyend un„gerecht eine solche Zumuthung sey. Auch werden wir „uns diese Zumuthung schlechterdings nicht gefallen las„sen; denn anstatt des Friedens bekämen wir vielmehr „einen neuen Krieg, der noch verderblicher als der bis„herige

„herige seyn würde. Sie geben uns kalt zur Antwort: „ihre Ueberlegenheit und unsere Kraftlosigkeit erlaubten „keine weitläuftige Erörterung; sie müßten Sicherheit „wegen Spanien haben; wir hätten die unsrige in ihrer „freundschaftlichen Denkungsart. Kurz, wir sollen uns „ihnen auf Willkühr überlassen; und dann werden sie „auch nicht abgehen, so lange sie noch die Hoffnung „haben uns dazu zwingen zu können. Indessen sind „ihnen doch die Armee, die Sie kommandiren, und Ihre „Entschlossenheit nichts weniger als gleichgültig. Sie „versahen sich keines so langen Widerstandes als sie bey „Donay erfahren; nach ihrer Meynung mußte dieser „Platz und sogar Arras selbst, schon in ihrer Ge„walt seyn, ehe Sie noch die Hauptarmee an der Som„me hätten zusammenziehen können. Seitdem Sie sich „in Bewegung gesetzt haben, sind sie drey Tage nach „einander in beständiger Unruhe gewesen: aber ihren „Toc haben sie deswegen nicht geändert. Man muß „hoffen, daß ihnen die Folge noch mehr Unruhe machen „werde als der Anfang. Ich verlasse mich hierin ganz „auf Sie: schlagen Sie die Feinde nicht, dann glaube „ich fest an die Unmöglichkeit der Sache. Fänden Sie „Mittel ihnen einen Vortheil abzugewinnen, so wollten „wir ihn gewiß benutzen, um etwas vernünftigeres, dauer„hafteres und weniger schimpfliches abzuschließen. Viel„leicht verlieren sie die Hoffnung, die sie selbst haben, „oder wenigstens dem gemeinen Manne zum Schein ma„chen, Spanien durch Frankreichs Sturz zu erobern. „Wir lassen die Möglichkeit eines Separatfriedens, die „der Hof zu Madrid sich etwa denken konnte, gar nicht „aus dem Gesicht: nur glaube ich, da die Alliirten im„mer befürchten, Frankreich mögte in diesem Falle über „kurz oder lang dennoch Spanien wieder beherrschen, „so würde nur die äusserste Nothwendigkeit sie vermögen „Philipp V in Spanien zu lassen, sollt' er ihnen auch

„jetzt, zu unserm Nachtheil, noch so vortheilhafte Bedin„gungen zugestehn."

Es war den Feinden des Königs nicht genug, daß sie den Monarchen in den Personen seiner Bevollmächtigten gedemüthigt hatten. Sie versuchten es sogar ihn im Innern seines Reichs durch einen ganz eigenen Angriff auf sein so reitzbares Gefühl und auf seine Allvermögenheit zu kränken. Sie ließen nehmlich darauf antragen, daß, um den Frieden noch mehr zu befestigen, die Reichsstände zusammenberufen werden sollten. Es wurden auch, durch Veranstaltung des holländischen Gesandten, Schriften ausgetheilt, die natürlicherweise in den Franzosen den Wunsch erregen mußten eine solche Versammlung zu verlangen. Der wesentliche Inhalt dieser Schriften gieng dahin: „daß die despotische Ge„walt des Königs die Quelle der immerwährenden Krie„ge wäre; daß der König, so lang er unbeschränkter Ge„bieter über den Willen seiner Unterthanen bliebe, nicht „aufhören würde nach Eroberungen und Siegen zu dür„sten, ohne daß eine ganze Reihe von Unglücksfällen fä„hig seyn würde ihn auf andere Gedanken zu bringen." Man zog hieraus den Schluß, daß in Frankreich eine Nationalversammlung nöthig wäre, um der willkührlichen Gewalt des Königs Schranken zu setzen, und seine Einwilligung zum Frieden zu erzwingen. Ja, man fügte sogar hinzu: man dürfte nicht eher die Waffen niederlegen, bis daß ganz Frankreich durch seine Stellvertreter erschienen wäre.

Ludwig XIV wußte von diesen Schriften, die in Paris heimlich umliefen. Eben so wenig war ihm das Murren des gedrückten Volkes unbekannt; und er besorgte, es mögte eben jetzt, wo das königliche Ansehen so sehr in Verlegenheit kam, heller sehen lernen. Bey

seiner

seiner Eifersucht auf Erhaltung einer unbeschränkten Macht, fühlte er sich dadurch gedemüthiget, daß er von seinen Feinden sagen hörte: seine Gewalt müßte mit der Nation getheilt werden. In seinen Augen waren ja die Franzosen nichts anders als Sklaven, zum gehorchen bestimmt; Sklaven, denen er sogar die Freyheit Vorstellungen zu machen, untersagt hatte. Es ward ihm bang, daß Frankreich, dem der langwierige Krieg eben so verderblich als dem übrigen Europa gewesen war, den neuen und kühnen Gedanken mit Vergnügen auffassen möchte.

In seiner Jugend war er Augenzeuge gewesen, wie ausserordentlich sich jedermann gefreut hatte, als die Regentin, seine Mutter, eine allgemeine Ständeversammlung hatte versprechen müssen. Mazarin, der die Macht der verschiedenen Korps scheute, und nur eins in Frankreich zu haben wünschte, Mazarin hatte der Zusammenberufung einer solchen großen Versammlung mit Geschicklichkeit auszuweichen gewußt. Auf eine ähnliche Art ließ sein Zögling, der sein ganzes Leben hindurch auch nur den entferntesten Antrag auf eine solche Versammlung mit der größten Festigkeit verwarf, die englischen und holländischen Druckschriften durch heimliche Blätter ohne Angabe des Verfassers oder Verlegers beantworten. Um ihn zu kränken, war in jenen geradezu behauptet worden: man müßte ihn bey seinen eigenen Unterthanen verklagen, man müßte, gemeinschaftlich mit der Nation, über die Abschließung eines dauerhaften Friedens berathschlagen. Hierauf ließ das Ministerium erwiedern:

„Eroberungssucht ist den vermischten Regierungs-
„formen eben so gut eigen, als den unbeschränktesten Mo-
„narchien. Solche Nationen, wo die höchste Gewalt

zwischen

„zwischen dem König und den Stellvertretern des Volks „getheilt ist, sind von Natur mehr zum Kriege geneigt. „Die Engländer haben sich in dem Blute ihrer Könige „gebadet; sie haben diese abgesetzt, enthauptet, einge„kerkert, verbannt: sie haben durch ihre blutigen Trauer„spiele bey allen Völkern auf dem Erdboden Schaudern „erregt. Jede von diesen Staatsveränderungen war „vom Parlement gebilligt, oder gar sein Werk. Weiser „und glücklicher haben die Franzosen eingesehen, wie „schädlich der Gebrauch des Schwertes in den Händen „des Volks ist. Um ruhiger in ihren Häusern zu seyn, „haben sie das Schwert ihrer Königin zurückgegeben; „und es würde ein sehr fruchtloser Versuch bleiben, wenn „man es diesen wider ihren Willen aus den Händen „winden wollte. Wo ist das göttliche oder menschliche „Gesetz, auf welches eine so abscheuliche Politik sich grün„den könnte? Die Engländer lieben zuweilen ihren Kö„nig, die königliche Würde aber ist ihnen verhaßt: um„gekehrt hassen die Franzosen zuweilen den oder jenen „König, lieben aber immer den Thron; und diese Vor„liebe für die Souverainetät söhnt sie jederzeit mit ihren „Beherrschern aus."

„Wo sind jetzt die Faktionen in Frankreich, daß „man es wagt den König zu der Zusammenberufung „eines Reichstags zwingen zu wollen? Und, brächten es „auch die Feinde des Staats dahin, wo sind die Prin„zen vom Geblüt, die gewichtvollen Männer, die sich „dem Willen des Königs bey einer allgemeinen Zusam„menkunft der Nationen widersetzen dürften? Glaubt „man die Versammlung zu Blois erneuern zu können? „Dreyßig Jahre voll Empörung hatten jenen widrigen „Auftritt vorbereitet: vierzig Jahre von Unterwürfigkeit „unter Ludwig den Großen haben die Gemüther geschmei„diger gemacht; der Monarch hat seinen Unterthanen

eine

„eine andere Stimmung gegeben. Nie würde der Kö-
„nig von Frankreich den Ausländern so groß, so furcht-
„bar vorgekommen seyn: die Prinzen, die Großen, die
„Geistlichkeit, die Parlementer, der Adel, das Volk,
„kurz, alle Franzosen würden sich vereinigen ihren Eifer
„für den König an den Tag zu legen, würden mehr
„Beystand anbieten, als der König selbst, in der Fülle
„seiner Macht, kaum von ihnen zu verlangen wagt."

„Man sahe, welche Kraft das königliche Ansehen
„in Frankreich besitzt! An das Wohl des Königs ist das
„Wohl aller seiner Unterthanen geknüpft: die Besol-
„dungen, die großen Jahrgelder, die Darlehne, die
„rückständigen Renten hängen von der Erhaltung der
„unumschränkten Gewalt des Königs ab. Sobald man
„diese angreift, sobald eine andere Macht im Staat
„entsteht, so schwebt jede von jenen Gattungen des
„Vermögens in Gefahr. Das wissen die Franzosen; und
„daher halten sie eine solche unumschränkte Gewalt für
„so wesentlich nöthig, daß gewiß alle Stände im Staa-
„te sich wechselseitig aufmuntern werden sie aufrecht zu
„erhalten. Sie haben vergessen, daß es einmahl Reichs-
„stände gegeben hat. Wie unvorsichtig ist es daher von
„den Feinden des königlichen Ansehens, daß sie daran
„erinnern? Frankreich würde dadurch nur noch mächti-
„ger werden. Das Blut seiner Könige ist ihm werth:
„macht man sich wohl die Hoffnung dieses natürliche
„Gefühl ersticken zu können? Und wer weiß nicht, daß
„selbst die Vorurtheile der Nationen unüberwindlich,
„daß ihre Irrthümer ihnen theuer sind? Eher nimmt
„man dem Franzosen das Leben als seine Gewohnheiten:
„er würde seine Knechtschaft besser verfechten, als die
„Holländer ihr Vaterland zu vertheidigen gewußt ha-
„ben. Man müßte ganz neue Begriffe in Umlauf brin-
„gen, und die Gemüther ganz von weitem auf so wich-

tige

„tige Umschaffungen vorbereiten. Unanständig ist es da„her, daß unbekannte Menschen, mit zügelloser Frechheit, „wider Frankreich und seinen König zu einer Zeit zu schrei„ben wagen, wo Eintracht in diesem Königreiche herrscht.“

Diese Beantwortung, eine hinreichende Schilderung von der damahligen herrschenden Denkungsart, mußte den Holländern und Engländern vollkommen verständlich seyn. Sie hatten ehedem die Waffen für die Freyheit ergriffen: durch einen Drang von entgegengesetzter Leidenschaft, und dem Willen eines Gebieters knechtisch ergeben, waren jetzt die Franzosen einer ähnlichen Geistesstärke fähig, um den höchsten Grad von unbeschränkter Gewalt, wozu sie Ludwig XIV gewöhnt hatte, zu ertragen. Die Holländer und Engländer verstanden auch den ganzen Nachdruck der in jener Beantwortung lag, und gaben ihre Forderung in diesem Stücke auf; man dachte bey den Unterhandlungen nicht weiter an Ständeversammlung. Allein noch härtere Bedingungen, die der König zu unterschreiben schwach genug war, setzten den großen Monarchen zu neuen Demüthigungen herab; und so trieben ihn die Holländer zuletzt bis zu der Bedingung, daß er selbst seinen Enkel wieder vom spanischen Thron verdrängen sollte.

Ludwig XIV war tiefgebeugt; trug aber auch diese Widerwärtigkeit, mit Geduld. Er wünschte Frieden; und erweiterte, um ihn desto leichter zu erhalten, die Vollmacht seiner Gesandten zu Gerdruydenberg, bis zu der Befugniß das Elsaß abzutreten. Da er auch voraus sah, daß sein Enkel, der die Treue und Liebe der Spanier besaß, sich weigern würde, ein Königreich, das ihm mit so vollem Recht gehörte, wieder aufzugeben, so bevollmächtigte er seine Gesandtschaft in Holland zu den seltsamen Versprechen einer monatlichen Zahlung einer

gewissen

gewissen Summe, bis zu der Entthronung des Königs von Spanien. Sollten, schrieb er dahin, 500000 Livr. monatlich nicht hinreichend seyn, so könnten sie noch einmahl so viel auf jeden Monat anbieten. Er empfahl seinen Gesandten sich mit Geduld zu rüsten, und die Friedenspräliminarien zu Stande zu bringen; denn Frieden würde mit jedem Tage dringenderes Bedürfniß. Allein seine Nachgiebigkeit machte die Holländer nur noch hartnäckiger; und endlich wurden diese demüthigenden Unterhandlungen am 25 Jul. ganz abgebrochen.

Anstatt einen Reichstag, den die Feinde verlangten, zu bewilligen, führte der König den zehnten Pfennig ein. Um sein Gewissen hierüber zu beruhigen, thaten die Notabeln von der Sorbonne den Ausspruch, er sey Eigenthümer von allem Vermögen und Einkommen seiner Unterthanen. Diese Auflage wurde von den Grossen des dringenden Bedürfnisses ohnerachtet, ungern und mit Murren bezahlt, weil sie wegen ihres Adels steuerfrey zu seyn glaubten. Und dennoch trug sie nicht mehr ein als vier und zwanzig Millionen; denn sie wurde unrichtig vertheilt und erhoben; da sie doch im entgegengesetzten Falle vierzig Millionen hätte einbringen müssen.

Unterdessen wurden die Friedensunterhandlungen fortgesetzt, um endlich mit den Feinden Frankreichs abzuschließen. Das Volk murrte über sein zu langes Ungemach, weil man jeden Augenblick den Staat am Rande des Verderbens sah. Auch der Hof war in Erschlaffung und Traurigkeit versenkt; viele Herren aus den ersten Häusern waren vor dem Feinde geblieben; kein Fremder besuchte Frankreich mehr; die Handlung stockte; von dem zahlreichen Gesandtschaftsgefolge das sonst den König umgab, war jetzt niemand mehr um ihn, als

als der spanische Gesandte, der Nuncius, und fünf bis sechs Envoyes. In dieser Lage der Sachen vereinigten sich drey unvermuthete Begebenheiten zur Rettung der Monarchie, deren Sturz oder Vertheilung von den immer mehr erbitterten Holländern beschlossen war. In Spanien machte der Herzog von Vendome einen ausserordentlich glücklichen Feldzug; in England verlor Marlborough die Gunst seiner Königin; in Deutschland starb der Kayser Joseph, und der Erzherzog ward als Kayser erkannt. Die Alliirten wurden es nach und nach müde Ludwig XIV zu drängen. Die Königin von England sah zuerst ein, daß die Wiedervereinigung Spaniens mit den übrigen östreichischen Erblanden den Erzherzog eben so furchtbar für Europa machen würde, als das Haus Bourbon auf dem französischen und spanischen Thron zugleich. Sie sah ferner ein, daß, der Verbindung beyder Kronen ohnerachtet, weder Ludwig XIV in einem Alter von 73 Jahren, noch sein Nachfolger, bey einer solchen Erschöpfung des Reichs, in langer Zeit die Ruhe von Europa nicht würde stören können. So trennte sich nach und nach der große Bund. Ein gewisser Abbe Gautier, dem es eingefallen war an dem Frieden für Europa zu arbeiten, fand bey der Königin Anna Gehör. Dieser Abbe negotiirte erst in London; dann kam er mit dem Grafen von St John, nachherigem Lord Bollingbroke, und dem bevollmächtigten Minister, Prior, nach Frankreich herüber. Sie machten auch ihre ersten Anträge mit Erfolg; und man empfieng sie in Paris, als Personen die uns den so sehnlich gewünschten Frieden brächten, mit allen Beweisen von Achtung und Freude. Prior war schon Gesandtschaftssekretär von Mylord Portland gewesen, und ein Mann von Kopf der seiner Sache gewachsen war. Der Abbe, jetzt nicht anders als Gautier de la paix genannt, hatte vordem eine Kaplanstelle zu Saint Germain verloren, weil

weil Jakob II dieſe Stelle lieber einem gewiſſen alten Prieſter zuwenden wollte. Prior, mit dem er ſchon in Verbindung ſtand, nahm ſich ſeiner an, und verſchaffte ihm durch ſeine Fürſprache die Stelle als Geſandſchaftsſekretär des Erzherzogs, der in London als König von Spanien anerkannt war. Seitdem ward ſeine Verbindung mit Prior noch enger; und beyde fielen nun darauf die Werkzeuge eines allgemeinen Friedensſchluſſes zu werden. Es glückte ihnen auch, den Holländern zum Trotz. Dieſe mußten es allerdings bereuen, daß ſie von den Anträgen des Königs keinen Gebrauch gemacht hatten; jetzt blieb ihnen freylich nichts anders übrig, als fruchtloſe Verſuche die guten Abſichten der Königin von England zu hintertreiben. Auch der Kayſer verband ſich mit ihnen, um den Frieden zu verhindern: allein das Werk war ſchon angefangen, und die Königin hatte ſchon befohlen einen Waffenſtillſtand mit uns zu ſchließen. Die Friedenskonferenzen wurden endlich zu Uetrecht am 29 Jänner 1712 eröffnet.

Die Beſorgniß Frankreich und Spanien unter einem Monarchen zu ſehen hatte auf alle gegen uns verbundene Mächte einen ſehr ſtarken Eindruck gemacht, und ſetzte dem Frieden ein beynahe unüberwindliches Hinderniß entgegen. Daher ließ die Königin von England zu allererſt darauf antragen, daß Philipp V zwar Spanien und Indien behalten, dagegen aber alle ſeine Rechte auf die franzöſiſche Krone aufgeben ſollte; ſo wie auf der andern Seite die Herzöge von Berry und Orleans ihren Rechten auf Spanien und Indien entſagen mußten. Frankreichs Feinde waren feſt überzeugt, daß ohne dieſe Verzichtleiſtungen keine Ruhe in Europa möglich, daß es wegen ihres Vortheils und ihrer Sicherheit unumgänglich nöthig wäre, lieber den Krieg mit Frankreich bis aufs Aeuſſerſte fortzuſetzen, als zu ge-

ſtatten, daß einſt zwo ſo mächtige Monarchien durch ihre Vereinigung noch furchtbarer werden könnten.

Ludwig XIV verrieth Abneigung gegen den Antrag daß jemand von ſeinen Nachkommen vom Throne ausgeſchloſſen werden ſollte. Frau von Maintenon und die ganze Partey die dem Herzog von Orleans entgegen war, regten ſich laut, da ſie ſahen, daß ſie vielleicht einem Prinzen den ſie haßten, als unumſchränkten Herrn würden gehorchen müſſen; denn die ganze Nachkommenſchaft Ludwigs XIV war abgeſtorben, und niemand davon mehr übrig als der Herzog von Berry, und der ſchwächliche, hinfällige Prinz, der nachher Ludwig XV hieß. Dieſe Partey vermogte den König, ſeinem Enkel in Spanien andere Länder vorzuſchlagen, die er, wenn ihm die Erbfolge auf den Thron ſeiner Vorfahren anfiele, mit der franzöſiſchen Krone vereinigen könnte. Die Politik des Hofs zu Verſailles bot ihre ganze Kunſt auf den König von Spanien zu der Annahme dieſes Vorſchlags zu bewegen: allein er wollte ſchlechterdings nicht beyſtimmen. Umſonſt ließ ihm Ludwig XIV vorſtellen: er ſey doch ſich ſelbſt ſeiner Familie und dem Staate ſchuldig; würde er König über ein Land, das näher an Frankreich läge, ſo könnten ſie zuweilen ſich ungezwungen und freundſchaftlich ſehen; erhielte Gott den Dauphin, ſo würde er Regent; ſtürbe der Dauphin, wie ſchon ſo mancher Prinz vom Hauſe, ſo wäre die Krone ſein. Vergebens wurden dieſe Vorſtellungen mit Nachdruck und Innigkeit wiederhohlt: ſie vermogten nichts über den König von Spanien. Seine Unterthanen waren ihm ſchon zu lieb geworden: er hatte auch ſchon die Reichsſtände zuſammenkommen laſſen, und der franzöſiſchen Krone feyerlich entſagt. Ludwig XIV, und noch mehr als er, die Frau von Maintenon, der Herzog von Maine und der ganze gegen den Herzog von

Orleans

Orleans verschworne Bund, erfuhren also die Kränkung diesem Prinzen, der ihnen mit jedem Tage lästiger wurde, die Aussicht auf die Regentschaft oder gar auf die königliche Würde geöffnet zu sehn. Ludwig XIV aber kam in die traurige Nothwendigkeit seinen Enkel von seiner Erbfolge auszuschließen, an dessen Stelle einen Prinzen zu rufen, der von seinem Bruder abstammte und ihm verhaßt war, und seinen Unterthanen einen Thronfolger zu geben, der es nach dem heiligsten Grundgesetze niemahls hätte werden können. Indessen er unterwarf sich, aus Liebe zum Frieden, der traurigen Nothwendigkeit. Die englischen Gesandten verlangten zwar, um der spanischen Verzichtsleistung noch mehr Nachdruck zu geben, von neuem eine allgemeine Ständeversammlung: allein dieses Gewicht das die Engländer auf eine Nationalversammlung legten, war dem König eine zu widrige Vorstellung. Es gelang ihm, auch jetzt, dieser Forderung dadurch auszuweichen, daß er öffentliche Versicherungsurkunden (lettres patentes) versprach, die von allen Parlementern eingezeichnet werden sollten. Durch eine ähnliche Urkunde hatte der König seinem Enkel, dem König von Spanien, sein Erbfolgerecht, ohnerachtet seiner Entfernung, vorbehalten: jetzt versprach er den Engländern, diese Akte, die den neuesten Friedensartikeln widersprach, aus den Parlementsbüchern ausstreichen zu lassen. Mit dieser Veranstaltung begnügten sich die englischen Gesandten, ohne seine Ruhe weiter zu stören.

Zuletzt sahen auch die Holländer, daß sich der Krieg mit Frankreich nicht länger fortführen ließe. Eben die stolzen Republikaner, die uns in den Konferenzen zu Gertruydenberg so sehr gedemüthiget hatten, arbeiteten nun, nach der Schlacht bey Denain, in Gemeinschaft mit den Engländern, ernstlich am Frieden. Vor-

her hatten sie dem König Bedingungen vorgeschrieben: jetzt schrieb sie der König ihnen vor. Der Kardinal von Polignac schrieb aus Uetrecht; sie befänden sich jetzt in eben der Lage, worin wir uns zu Gertruydenberg befunden hätten. Man weiß die Bedingungen des Vertrags der am 11 April 1713 zwischen Frankreich, England, Holland, Portugal, dem Herzog von Savoyen und dem Churfürsten von Brandenburg unterzeichnet ward.

Und so kam denn das große Werk des Friedens zu Stande! Ohnerachtet des traurigen Zustandes in welchem sich Frankreich, zumahl im J. 1709 befunden hatte, ohnerachtet so mancher Niederlagen, so mancher innerlichen Unglücksfälle, wie Hungersnoth, Auswanderung u. d. siegte Ludwig XIV dennoch, durch die Geschicklichkeit seiner Unterhändler, über das ganze verschworne Europa. Der Kayser machte zwar im folgenden Jahre noch einen Feldzug: aber nach den glücklichen Vorfällen bey Freyburg und Denain sah er sich ausser Stande den Krieg noch länger fortzusetzen. Ich war kaum zum König nach Fontainebleau gekommen, um die Nachricht von den eroberten Forts zu überbringen, so hatten schon der Prinz Eugen und der Marschall von Villars die Konferenzen zu Rastadt eröffnet. Die Heimtücke der Höflinge behauptete damahls, die beyden Generale verstünden sich zusammen und suchten den Frieden zu verhindern, um sich noch länger wichtig und reich zu machen. Beyde erfuhren das boshafte Gerücht, das man von ihnen ausprengte: aber es befremdete sie nicht, es brachte sie nicht aus ihrer Fassung; sie theilten sich wechselsweise dergleichen Beschuldigungen ganz unbefangen mit. Der Erfolg zeigte auch, daß sie redlich zu Werk gegangen waren; denn schon in den ersten Tagen des Jänners schickten sie Friedensentwürfe an ihre Höfe ein.

Ihre

Ihre Unterredungen gaben bald darauf Veranlassung zu einer sinnreichen Denkmünze, die zu Nürnberg geprägt ward. Sie zeigte die Brustſtücke der beyden Generale gegen einander im Gesicht, mit der Umschrift: Olim duo Fulmina belli; und auf der Kehrseite: Nunc instrumenta quietis. Rastad. 1714. Auf der Kehrseite sah man einen Tisch, zween Degen mit Oelzweigen umwunden, einen Helm zum Schreibzeug, und einen Liebesgott mit einer Feder in der Hand.

Endlich schloßen sie am siebenten März förmlich ab, und jeder von ihnen begab sich an seinen Hof.

Villars hat mir erzählt: der Prinz, der einst vom König verschmäht, und nachher ihm so furchtbar geworden war, hätte ihn versichert, daß ihm jederzeit ein tiefes Gefühl von Ehrfurcht für den Monarchen geblieben wäre. Noch beym Abschiede hatte er dem Marschall ausdrücklich aufgetragen, ihn dem Könige zu Füssen zu legen, und die Versicherung beyzufügen, wie leid es ihm thäte, daß er so oft im Felde gegen ihn hätte erscheinen müssen. Freylich war das alles im Grunde blos Kompliment: denn es ist völlig ausgemacht, daß er aus Verdruß in Kriegsdienste gegangen war, und die Weigerung des Königs ihn zu befördern nie hatte verschmerzen können. Indessen blieb doch dem großen Monarchen der Triumph einen ganz unabhängigen Gegner wegen der bisherigen Feindseligkeiten sogar fußfällig um Verzeihung bitten zu sehn.

So gelang es ihm nach und nach die Plane seiner Feinde vom Umsturz oder Vertheilung seiner Monarchie zu vereiteln. Der kluge und zweckmäßige Gebrauch der Kräfte des Staats, die Mäßigung die er seinen Generalen vorschrieb, die Vertheidigung des Vortheils der Krone durch ihn allein, die innerliche Schwäche der Ver-

bündete durch Parteygeist und entgegengesetztes Interesse, alles dieses rettete Frankreich. War die Rede von Friedensunterhandlungen, so stand es bey ihm allein, Bedingungen anzunehmen oder zu verwerfen; er konnte selbst die schicklichsten vorschlagen, erklären, wichtig machen, wie er es für gut fand. Er hatte auf keinen andern Vortheil zu sehen, als auf seinen eigenen: auf ihm allein beruhte jeder Entwurf, und dessen Ausführung oder zweckmäßige Abänderung nach Erforderniß der Umstände. Spaniens Interesse war im Grunde von dem seinigen nicht verschieden: indessen hielten doch seine Verbindungen mit jener Krone den Frieden auf. Er erlangte ihn blos dadurch daß er allein handelte, daß er besonders und zu rechter Zeit abschloß, daß er jede Veränderung in den Absichten und in dem Interesse seiner Feinde sorgfältig beobachtete, heimlich einen von den andern trennen half, zur rechten Zeit zögerte, und dann den günstigen Augenblick absah. Noch einmahl! dadurch wurde Frankreich gerettet!

Diese Einheit in Kräften, Hülfsmitteln, Interesse und Handeln war dagegen bey dem Bunde der Alliirten unmöglich. Hier mußte jeder Schritt vorher verabredet, entgegengesetzte Vortheile mußten vereinigt werden: jene Uebereinstimmung verschiedener Meynungen, die bey wichtiger Operation, vorzüglich wenn angegriffen werden soll, so schwer zusammentreffen, fehlte ihnen ganz.

Man vergesse diese Bemerkungen in der Folge von diesen Denkwürdigkeiten nicht. Einheit der Mittel bey uns, Verschiedenheit des Interesse bey den Feinden, wird immer die französische Nation retten. Sie macht gleichsam den Mittelpunkt der verfeinerten Welt; sie ist abwechselnd von Land und Meer umgeben; sie kann überall hinwürken, sie kann sich auf alle Art vertheidigen: folgt sie in ihrem Innern den Vorschriften der Klugheit,

dann

dann hat sie die Natur zur Beherrscherin von Europa bestimmt.

Zu meiner Zeit hat sie einen solchen Einfluß nicht gewinnen können: Minister ohne Fähigkeit zu Entwürfen, ohne Schwung im Charakter, ohne Zuneigung gegen den Staat und nur auf persönlichen Vortheil bedacht, solche Minister, Mätressen und Höflinge waren dagegen unübersteigliche Hindernisse.

Nach .t Frieden beschäfftigte sich der König blos mit dem Innern des Reichs. Er regierte noch einige Monate: aber der Ueberrest seines Lebens blieb ein immerwährend nagender Kummer über den Verlust seiner noch übrigen Kinder, und über die Zerrüttung der Finanzen durch die traurigen Folgen eines so langwierigen Kriegs, vorzüglich aber durch den Einfluß der Frau von Maintenon, die sich sehr unschicklich in zu vieles mischte. Von dieser Favoritin wollen wir nun reden; aber um sie noch besser kennen zu lernen, wollen wir eine kurze Geschichte der Liebschaften des Königs vorausschicken.

V.

Ludwig XIV, seine Liebschaften, und Frau von Maintenon.

Die Natur hatte alles gethan das Physische des Königs so vollkommen als möglich zu machen. Er war schön, groß, gut gewachsen. Auf seiner Stirne ruhte eine gewisse Majestät, so daß man nieder sehen mußte,

wenn der Blick auf den seinigen traf. Seine Gesundheit war ein wenig zärtlich, aber dennoch dauerhaft: bis in sein höchstes Alter machte er täglich drey Mahlzeiten ohne die mindeste Beschwerde. Bey der Königin erfüllte er die Gattenpflicht, ohnbeschadet seinen vielfältigen Galanterien, die so lange dauerten, bis er seine Kräfte erschöpft, und Frau von Maintenon das Mittel gefunden hatte ihn durch Frömmigkeit und Andacht beständig zu machen. Man sagte darüber, die Liebschaften des Königs hätten sehr schlecht angefangen und sehr schlecht aufgehört.

Er war nehmlich zuerst von einer alten Kammerfrau der Königin-Mutter, Beauvais genannt, verführt worden. Dieses bleichgelbe, runzelichte, einäugige Geschöpf, ohne Geist und Anmuth hatte sich des Prinzen frühzeitigen Genußtrieb zu Nutze gemacht, und seine Unschuld gemißbraucht, um seine erste Liebe zu erschleichen. Alle Welt war damahls erstaunt, und war es noch zu meiner Zeit, daß der Prinz, der schönste junge Mensch im ganzen Königreich und vielleicht von allen seinen Zeitgenossen, nicht mehr Muth gehabt hätte den ersten Drang durch eine bessere Wahl zu befriedigen. Lange blieb seine Intrigue ein Geheimniß: nur die Königin-Mutter wußte davon; aber sie ließ ihn damit spielen, weil eine Liebschaft dieser Art ihrem Einfluß auf ihn nicht hinderlich seyn konnte.

Erst nachdem der König den Kardinal Mazarin verloren, und seine Nichte vergessen hatte, ließ er seine Leidenschaft sich in voller Freyheit entwickeln. Ausser der Königin und seinen erklärten Geliebten liebkoste er jedem schönen Gesichte das ihm gefiel. Die Liebe spielte während seiner ganzen Regierung eine sehr bedeutende Rolle; nur artete sie zuweilen in würkliche Ausschweifung aus. Ein glühender Trieb nach sinnlichem Genuß

machte

machte den großen König blind gegen seine Herablassungen zu Aufwärterinnen, Blumenmädchen, Hofdamen, Schauspielerinnen, ja sogar zu Weibern braver Männer, die sich deswegen auf immer mit ihnen entzweyten. Bontems, sein erster Kammerdiener hatte das wichtige Geschäffte dieser menus plaisirs, und behielt die besondern Umstände dieser Galanterien als Geheimniß des Königs. Er ließ die Kinder erziehen; die Mädchen, welchen der König 20000 Thaler zur Aussteuer gab, brachte er an den Mann; die Söhne wurden bey den Truppen angestellt. Besonders gefiel dem König eine gewisse des Oeillets, die Tochter einer Schauspielerin. Diese hielt sein Herz ziemlich lange fest; strebte auch nach dem Vorzug erklärte Geliebte zu seyn. Als es ihr Ludwig XIV standhaft abschlug, grämte sie sich darüber dergestalt, daß sie vor Kummer starb.

Von den vielen weiblichen Geschöpfen, die er um sich gehabt hat, liebten nur wenige den Monarchen, der doch würklich liebenswürdig war, der auch ein Frauenzimmer gewiß hätte glücklich machen können, wenn er nicht König gewesen wäre. Fast alle heftete Eigennutz oder Stolz an ihn: diejenigen aber die ihn würklich wegen seiner selbst liebten, waren so unglücklich, daß sie ihn nicht lange genießen konnten, weil er ihrer überdrüßig ward. Mademois. Ludri liebte ihn zwey Jahre lang mit Leidenschaft: nach zwey Jahren mußte sie andern weichen, weil die Montespan dem König einen Wink hatte geben lassen, die Ludri hätte eine gewisse geheime Krankheit, eine Art von Flechte. Die Valliere war die einzige die ihn aufrichtig und vernünftig liebte, die ihn würklich hätte befriedigen können, wenn er nicht einen überwiegenden Hang zur Veränderlichkeit gehabt hätte. Auch die Fontange liebte ihn sehr: nur brachte sie in alles was sich auf ihre Liebe bezog, einen gewissen Anstrich von Idealischem, von Romantischem, so daß der

König ihrer sehr bald vergaß. Was die Montespan betrifft, so war sie ein Dämon von Witz und Stolz und Eitelkeit; wurde aber von der Frau von Maintenon nicht wenig gedemüthigt, und mit vieler Geschicklichkeit vom Hof verdrängt. Bis dahin hatte sie durch ihren Stolz die Königin empfindlich gekränkt. Sie war sehr schön, aber ihr Herz durchaus verdorben; und ohnerachtet der König der schönste Mann von der Welt war, zog sie ihm dennoch manchen andern vor. Ehe der König sie liebte, scheute man ihren Umgang, denn man verlor dadurch alle Aussicht auf Gunst des Hofs; nach ihrer Erhöhung wurde sie eine der bedeutendsten Gönnerinnen. Sie war hochmüthig und hart: über jedermann erlaubte sie sich die bittersten Spötteleyen. Zuweilen machten dergleichen Spötteleyen dem König einiges Vergnügen: allein sein großer Charakter konnte doch nicht lange Nahrung in einem Komischen finden, das öfters sehr zum Niedrigen herabsank. Was ihm anfangs Vergnügen gemacht hatte, das machte ihm zuletzt Langeweile; und Frau von Maintenon, die ernsthafter war, die viel Verstand mit viel Delikatesse vereinigte, wußte ihn bald so zu unterhalten, wie es eines großen Königs würdiger war.

Die Fontange hatte weder Zeit noch Fähigkeit genug gehabt ihn angenehm zu beschäfftigen. Sie war weiter nichts als schön, und hatte dabey ein gutes Herz, welches nur selten die Eigenschaft ist, die einen König fesselt. Verstand besaß sie wenig; sie war nicht im Stande vier zusammenhängende Worte zu sagen. Sie starb in der Ueberzeugung, die sie auch jedermann aufdringen wollte: die Frau von Montespan hätte sie, um ihre Stelle zu erhalten, durch einen bestochenen Bedienten mit Milch vergiften lassen.

Auch die Frau von Soubise war lange Zeit die Geliebte des Königs, und die einzige die würklich Herrschaft über ihn gewann, so sehr auch der König sich scheute beherrscht zu werden, so unerträglich ihm diese Lage beständig blieb. Sie hatte sich mit ihm auf einen solchen Fuß gesetzt, daß sie, (nach der Versicherung des Grafen von Maurepas in seinen Memoiren), als es ihr einmahl nicht beliebte zu geben, und er mit Gewalt nehmen wollte, dem königlichen Liebhaber eine Ohrfeige gab.

Das Ränkespiel der meisten dieser Damen um sich wechselsweise zu verdrängen, machte dem König viel Verdruß, und bewies, wie viel die Regenten wagen, wenn sie ihre Geliebten öffentlich dafür erklären, und ihnen Einfluß verstatten. Sie gaben sich einander alle mögliche Arten von häßlichen Handlungen schuld; öfters gelang es ihnen den König zu überreden, die Kinder die sie ihm gegeben hatten, wären nicht von ihm. Es gieng ihnen wie den Ministern: die Bessern unter ihnen behaupteten ihre Stellen nicht, zogen auch den wenigsten Vortheil davon.

Ludwig XIV ward endlich so vieler Liebschaften müde, und heftete sich an die Frau von Maintenon, wiewohl sie zwey Jahr älter war als er, und das jugendliche Ansehn nicht mehr hatte, das öfters die Blicke des Greises noch fesselt. Sie hatte die Kinder des Königs und der Frau von Montespan erzogen, und dadurch Zeit und Gelegenheit gehabt ihre große Eroberung von weitem ins Gesicht zu fassen. Sie war Zeugin der geheimen Zänkereyen zwischen dem König und der Frau von Montespan, und wußte sie mit vieler Feinheit wieder auszusöhnen. Dadurch gewann sie Achtung und Eingang beym König, der anfangs eine große Abneigung

gegen

gegen sie gehabt hatte. Frau von Montespan sah in der Aufseherin ihrer Kinder eine sittsame, stille Frau, die mehr nützlich zu seyn als zu gefallen suchte; daß sie ihr gefährlich werden könnte, fiel ihr nicht ein. Ja, sie glaubte sogar, daß bey der so schweren Stelle einer Aufseherin der königlichen Kinder von niemand weniger zu besorgen seyn würde als von ihr. Daher überredete sie auch den Monarchen, daß alles was man von Madame Scarron ausgesprengt hatte, gänzlich grundlos wäre. Auf ihre eigene Veranlassung mußten diejenigen die am meisten um den König waren, jenen Gerüchten widersprechen, und ihm eine bessere Meynung von der Gouvernante beyzubringen suchen. Nach und nach gewöhnte sich der König die Gouvernante zu sehen, bis endlich ihr Blick, der ganz voll Ausdruck der Liebe war, Eindruck auf ihn machte. Allein je zärtlicher der König wurde, desto zurückhaltender ward die Wittwe; immer wies sie die Versuche des Königs mit einer so ehrfurchtsvollen Festigkeit zurück, daß der Monarch sich schämte, weil er solcher Weigerungen wenig gewohnt war. Er wiederhohlte seine Versuche: Madame Scarron erwiederte, noch ehrerbietiger als vorher, mit Vorstellungen von dem Zorn des Himmels über die bisherige Lebensweise des Königs; nie würde sie die Ursache von Frankreichs Unglück seyn, wenn ja der Himmel die Sünden seines Königs strafen wollte.

Ludwig XIV erstaunte über die hohe Tugend der Wittwe Scarron; vieljähriger Genuß hatte ihn ermüdet; er wollte sich nun Gott allein widmen. Ihr Beyspiel, da sie Gewissensruhe dem Vergnügen und die Gottheit einem Monarchen vorzog, überredete ihn, daß ein guter Christ sehr wohl in diesem Leben eine Art von Glückseligkeit genießen könnte, die ihm noch unbekannt und wünschenswerth wäre. Frau von Maintenon, die er

häufig besuchte, bestärkte ihn in seinem Vorsatz, zeigte ihm beständig die Höllenpforten offen, und dagegen die Glückseligkeit der Frommen. Ganz in Bewunderung verloren, erzählte der König jede dieser geheimen Unterredungen der Königin wieder. Die Königin, die nun wohl die Unmöglichkeit einsah den König beständig zu machen, sah es wenigstens lieber, daß er eine fromme Dame vorzog. Ja, sie fühlte sich ihr gewissermaßen verbunden; trug auch selbst dazu bey, daß sie zur zwoten Dame d'atour bey der Dauphine, einer gebohrnen Prinzessin von Bayern, ernennt wurde.

Frau von Montespan konnt' es nicht verschmerzen, daß die Wittwe Scarron ihrer Herrschaft entzogen war, und schwur ihr deswegen unversöhnlichen Haß. Sie machte den Versuch sie bey dem König zu verdrängen, indem sie jedermann erzählte, was eigentlich die Wittwe Scarron gewesen, wie sie von ihr aus der Niedrigkeit und Armuth hervorgezogen worden wäre: sie verschönerte dieß noch durch manche Anekdoten, die zum Theil ganz unglaublich waren. Doch alles war umsonst; sie konnte keine Veränderung in den Gesinnungen des Königs bewürken; und in den geheimen Berathschlagungen zwischen ihm, der Frau von Maintenon und dem Herzog von Maine wurde beschlossen, daß die Frau von Montespan nicht länger bey ihm bleiben sollte.

Der Herzog von Maine, ein legitimirter Sohn der Montespan, wurde selbst das Werkzeug, dessen sich die Frau von Maintenon zur Entfernung ihrer Nebenbuhlerin bediente. Er gab ihr nehmlich den Rath den Hof auf einige Zeit zu verlassen; denn eine kurze Abwesenheit würde die Zärtlichkeit des Monarchen von neuem beleben. Die Neigung des Königs, stellte er ihr vor, würde von Tag zu Tag schwächer; zögerte sie noch länger,

ger, so müßte sie endlich eine gänzliche Gleichgültigkeit besorgen. Frau von Montespan ließ sich durch diese scheinbaren Vorstellungen überzeugen, und that den unüberlegten Schritt, daß sie dem König schrieb, sie würde nicht wieder am Hof erscheinen.

Das war es eben was Frau von Maintenon verlangt hatte. Der König, der ihrer zänkischen, grillenhaften, eigensinnigen, unruhigen Laune überdrüssig war, gab ihr gar keine Antwort. Und ihr Sohn, der Herzog von Maine, ließ ihre Sachen so geschwind nach Paris schaffen, daß sie keinen Vorwand mehr finden konnte Versuche zur Aussöhnung mit dem König zu machen. So endigte sich die Verbindung des Königs mit einer herrschsüchtigen Mätresse, die nicht geschmeidig genug zu seyn verstand, und mit Recht einer andern Platz machen mußte.

Hier ist der Ort noch etwas von der verstorbenen Königin zu sagen. Ich habe zwar nicht selbst über ihren Charakter urtheilen können: aber Augenzeugen und Briefschaften, die ich im Kabinet meines Vaters fand, haben mich belehrt; so daß ich diesen wichtigen Artikel nicht mit Stillschweigen übergehen darf. Sie hatte an ihrem Hofe den hohen Ton beybehalten, den sie aus Spanien mitgebracht hatte, und der dem König gefiel. Damit verband sie so viel Kunstlosigkeit und so viel Tugend, daß der König auch dann, als schon andere Schönheiten sein Herz an sich zogen, ihr doch seine Achtung und sogar seine Liebe nicht versagen konnte. Auch bey der heftigsten Aufwallung suchte er Befriedigung bey ihr; seine Mätressen mußten ihr immer die gebührende Ehrfurcht bezeigen; er sah es gern wenn sie, wiewohl äußerst selten, den Damen einen kleinen Streich spielte, die ihr den Gatten entzogen, der ihr beständig theuer blieb.

Nach

Nach der Entfernung der Montespan und nach dem Tode der Königin, herrschte die Frau von Maintenon dreyßig Jahre lang als unumschränkte Gebieterin. Einfluß hatte die verstorbene Königin nie gesucht, nicht einmahl gewünscht: destomehr bekam die neue Favoritin. Minister und Generale setzte sie ein und ab; zu jedem Plane machte sie die Einleitung, oder sie würkte dazu bey. Nachdem der König, auf ihr künstliches Eingeben in einer günstigen Stunde, fromm geworden war, brauchten sie die Jesuiten um den Religionsangelegenheiten eine neue Wendung zu geben; sie aber bediente sich wieder der Jesuiten um die Hand des Königs zu erlangen. Sie vergab alle Stellen zum Vortheil solcher Leute auf deren Ergebenheit sie rechnen konnte, und entfernte diejenigen die ihr gleichgültig waren. Sie bestärkte den König in seinen frommen Gesinnungen, durch Erzählungen von fürchterlichen Träumen, die sie wegen seiner vorherigen Liebschaften gehabt haben wollte. Sie gewann den Pater de la Chaise, den Beichtvater des Königs, durch Versprechen von Beförderung und Aufhelfung seiner Familie, woran ihm alles lag. Sie gewann die ganze Gesellschaft Jesu dadurch, daß sie die Aufhebung von Port-royal und die Vertilgung des Protestantismus begünstigte, und, wiewohl sie sich als Beschützerin des letztern im ganzen Umfang erklärt hatte, dennoch den biedern Kardinal von Noailles der Verfolgungswuth des Paters Tellier preisgab.

Unmerklich hatte sie die Bischöfe von Meaux, von Chartres, von Condom und noch einige Prälaten, welchen der König sein Vertrauen gönnte, auf ihre Seite gezogen. Als sie recht viele Anhänger hatte, sagte sie zum König: sie könnte unmöglich die Gewissensbisse, die sie Tag und Nacht quälten, noch länger bekämpfen. Der König sprach hierüber mit dem Pater de la Chaise; dieser

ser schlug eine sogenannte Gewissensheyrath vor. Anfangs wollte der König davon gar nichts hören: allein je mehr Hindernisse sich zeigten, desto mehr Geduld, desto mehr Entschlossenheit setzte ihnen Frau von Maintenon entgegen, und nach und nach brachte sie doch den Monarchen an das gewünschte Ziel. Immer fand sie der König, der sie täglich besuchte, zu den Füßen eines Kruzifixes in Thränen. Ihr Leiden rührte ihn; er bewunderte ihre Kämpfe zwischen der Liebe zu Gott und der Liebe zu einem König; ihre erhabene Gesinnung machte tiefen Eindruck auf ihn. Er machte ihr würklich die Hoffnung, daß sie ihn künftig ohne Vorwurf würde sehen können, und gab ihr dadurch Beruhigung. Allein der Dauphin erfuhr den Entschluß des Königs, und widersprach ohne Zurückhaltung mit Festigkeit; auch Fenelon stimmte ihm bey. Vergebens stellte man dem Dauphin vor, die Verbindung des Königs mit der Favoritin würde doch geheim und kinderlos bleiben; man versprach ihm sogar, Mlle. Fleury, seine Tochter von Mlle. de la Force, für rechtmäßig zu erklären: Monseigneur beharrte auf seinem Widerspruch. Der König, der im Grunde keine Lust haben mogte sich mit dieser Heyrath zu übereilen, schien erst die Stimmen darüber sammlen zu wollen; überdieß war ihm auch wohl daran gelegen, daß sein Sohn weder gegen ihn, noch gegen die Frau von Maintenon durch einen solchen Schritt aufgebracht werden sollte. Genug, er verschob es von einer Zeit zur andern, so eifrig ihm auch die Favoritin mit dem Zorne des Himmels zu bedrohen fortfuhr.

Endlich, nachdem er sich lange blos leidend verhalten hatte, nahm er sie dennoch insgeheim als seine Gemahlin an. Der ganze Hof, der es vermuthete, war innerlich eifersüchtig oder aufgebracht darüber. Die Prinzen fühlten sich beleidigt; und aus der Cabale zu

Meudon

Meudon, wo der Dauphin seinen Hof hielt, erschienen folgende Verse, die so platt und boshaft sie auch sind, dennoch hier eine Stelle verdienen.

Que l'Eternel est grand ! que sa main est puissante!
Elle a comblé de biens mes pénibles travaux:
Ie naquis Demoiselle, et je devins servante,
Ie lavai la vaisselle, et souffrir mille maux.
I'eus plusieurs amans, et ne fut pas ingrate,
Ie me livrai souvent á leurs prémiers transports,
A la Fin j'épousai ce fameux cul-de-jatte,
Qui vivoit de son vers comme moi de mon corps
Mais enfin il mourut, et vieille devenue,
Mes enfans, sans pitié, me laissérent toute nue,
Lorsqu'un héros me erut encore propre au plaisir.
Il me parla d'amour; je fie la Ma delaine,
Ie lui montrai le Diable an fort de ses désins,
Il en eut peur, le * *, et je me trouve reine.

Den König kränkte das Mißvergnügen seiner Familie: aber er verstellte sich, und hielt sein neues Verhältniß geheim. Oefters erfuhr Frau von Maintenon seine üble Laune; und wurde sie darüber beunruhigt, so suchte sie ihn durch verdoppelte ehrerbietige Schmeichelkünste wieder zu besänftigen. Auf einer andern Seite war sie unermüdet daran zu arbeiten, wie ihre Vermählung öffentlich bekannt gemacht werden könnte.

Man weiß, daß die vornehmsten Begebenheiten unter der Regentschaft, von dem Antheil herrührten, den sie an den öffentlichen Angelegenheiten nahm; daß sie, wo nicht die erste Ursache, doch das vorzüglichste Werkzeug derselben war. Die wichtigsten Geschäffte, worin sie sich mehr oder weniger öffentlich mischte, waren die Demüthigung der Jansenisten, die Verfolgung der Pro-

testanten, die Standeserhöhung der natürlichen Kinder des Königs, und das Testament welches den Herzog von Orleans von der Regentschaft ausschloß. Gegen die Unbilligkeit dieses Testaments half sich zwar der Herzog sehr bald durch seine Thätigkeit: aber die Angelegenheit der Bulle, womit der verstorbene König noch in seinem Alter sich abzugeben schwach genug gewesen war, zogen eine längere Reihe von unangenehmen Folgen nach sich, eben weil es eine Religionssache betraf.

VI.

Geschichte des königlichen Hauses und des Hofs, vor dem Tode Ludwigs XIV.

Der Herzog von Chartres, nachher Herzog von Orleans und Regent, ein Brudersohn und Tochtermann des Monarchen, besaß eine natürliche Neigung zu allem was schön ist und zu den Künsten des Vergnügens gehört. Er war Tonkünstler und Mahler und Kupferstecher; in der Baukunst, in der Bildhauerey, in der Physik, in allen Zweigen des menschlichen Wissens besaß er einen vortrefflichen Geschmack. Er suchte verdienstvolle Männer auf: gegen seine Freunde war er gut, sich immer gleich, immer vergnügt; für sie hatte er immer einen launigen Einfall, etwas Schmeichelhaftes in Bereitschaft. Ein natürlicher Hang zog ihn zu jedem neuen Gegenstande, zu unbekannten Systemen, zu großen Unternehmungen hin. Er liebte Freyheit und Ruhm, vorzüglich im Krieg, wo er sich gern auszuzeichnen suchte. Von dem guten Heinrich IV war er ein treuer

Ver-

Verehrer; man konnte ihm nicht leicht mehr schmeicheln, als wenn man ihm sagte, er hätte mit ihm einige Aehnlichkeit im Charakter und in der Bildung.

Mit diesen Eigenschaften verband er einen mächtigen Trieb zu den Freuden der Liebe; einen Trieb, den der Abbe Dubois sorgfältig unterhielt. Dadurch gelang es dem Abbe sich des Geistes und Herzens seines Zöglings ganz zu bemeistern, ihm eine Art von Fesseln anzulegen, die der gutmüthige Prinz nie wieder hat abstreifen können. Um ihn, in einer solchen schimpflichen Gleichgültigkeit gegen alles andere, ganz beherrschen zu können, flößte ihm Dubois frühzeitig Geschmack an Abwechselungen im Genuß ein. Nie waren seine Liebschaften von Dauer; schwere Unternehmungen wurden nie versucht, und eben so wenig solche, wo das Frauenzimmer eine gewisse Beharrlichkeit erforderte. In diesem Stücke gab er, während seiner Regentschaft den Ton an: machte die Sitten freyer, die Liebschaften weniger zurückhaltend; oder vielmehr, er schaffte das Feyerliche dabey, die vorläufigen Einleitungen, ab; er nahm den Damen und dem Umgang das Steife der ehemahligen Galanterie, die doch ihren ganz eigenen Reitz gehabt, die auch Ludwig XIV zu erhalten gewußt hatte. Wenn er liebte, so war es immer nur eine flüchtige Erscheinung eines Augenblicks, die gleich von einer andern wieder verdrängt wurde. Aus jedem Stande, in jedem Alter sucht' er sich seine Liebschaften auf. Beynahe war er noch Kind, als er schon mit kleinen Eroberungen anfieng; denn er verführte das Mädchen des Hausvoigts im Palais-rogal, Leonore, beynahe auch noch ein Kind. Die Sache machte nicht wenig Aufsehen wegen des so zarten Alters des Prinzen und des Mädchens, die auch Mutter ward. Monsieur ward darüber sehr aufgebracht; und der König verbot dem jungen Prinzen, zur Strafe, bis auf wei-

testanten, die Standeserhöhung der natürlichen Kinder des Königs, und das Testament welches den Herzog von Orleans von der Regentschaft ausschloß. Gegen die Unbilligkeit dieses Testaments half sich zwar der Herzog sehr bald durch seine Thätigkeit: aber die Angelegenheit der Bulle, womit der verstorbene König noch in seinem Alter sich abzugeben schwach genug gewesen war, zogen eine längere Reihe von unangenehmen Folgen nach sich, eben weil es eine Religionssache betraf.

VI.

Geschichte des königlichen Hauses und des Hofs, vor dem Tode Ludwigs XIV.

Der Herzog von Chartres, nachher Herzog von Orleans und Regent, ein Brudersohn und Tochtermann des Monarchen, besaß eine natürliche Neigung zu allem was schön ist und zu den Künsten des Vergnügens gehört. Er war Tonkünstler und Mahler und Kupferstecher; in der Baukunst, in der Bildhauerey, in der Physik, in allen Zweigen des menschlichen Wissens besaß er einen vortrefflichen Geschmack. Er suchte verdienstvolle Männer auf: gegen seine Freunde war er gut, sich immer gleich, immer vergnügt; für sie hatte er immer einen launigen Einfall, etwas Schmeichelhaftes in Bereitschaft. Ein natürlicher Hang zog ihn zu jedem neuen Gegenstande, zu unbekannten Systemen, zu großen Unternehmungen hin. Er liebte Freyheit und Ruhm, vorzüglich im Krieg, wo er sich gern auszuzeichnen suchte. Von dem guten Heinrich IV war er ein treuer

Ver-

Verehrer; man konnte ihm nicht leicht mehr schmeicheln, als wenn man ihm sagte, er hätte mit ihm einige Aehnlichkeit im Charakter und in der Bildung.

Mit diesen Eigenschaften verband er einen mächtigen Trieb zu den Freuden der Liebe; einen Trieb, den der Abbe Dubois sorgfältig unterhielt. Dadurch gelang es dem Abbe sich des Geistes und Herzens seines Zöglings ganz zu bemeistern, ihm eine Art von Fesseln anzulegen, die der gutmüthige Prinz nie wieder hat abstreifen können. Um ihn, in einer solchen schimpflichen Gleichgültigkeit gegen alles andere, ganz beherrschen zu können, flößte ihm Dubois frühzeitig Geschmack an Abwechselungen im Genuß ein. Nie waren seine Liebschaften von Dauer; schwere Unternehmungen wurden nie versucht, und eben so wenig solche, wo das Frauenzimmer eine gewisse Beharrlichkeit erforderte. In diesem Stücke gab er, während seiner Regentschaft den Ton an: machte die Sitten freyer, die Liebschaften weniger zurückhaltend; oder vielmehr, er schaffte das Feyerliche dabey, die vorläufigen Einleitungen, ab; er nahm den Damen und dem Umgang das Steife der ehemahligen Galanterie, die doch ihren ganz eigenen Reitz gehabt, die auch Ludwig XIV zu erhalten gewußt hatte. Wenn er liebte, so war es immer nur eine flüchtige Erscheinung eines Augenblicks, die gleich von einer andern wieder verdrängt wurde. Aus jedem Stande, in jedem Alter sucht' er sich seine Liebschaften auf. Beynahe war er noch Kind, als er schon mit kleinen Eroberungen anfieng; denn er verführte das Mädchen des Hausvoigts im Palais-rogal, Leonore, beynahe auch noch ein Kind. Die Sache machte nicht wenig Aufsehen wegen des so zarten Alters des Prinzen und des Mädchens, die auch Mutter ward. Monsieur ward darüber sehr aufgebracht; und der König verbot dem jungen Prinzen, zur Strafe, bis auf wei-

tern Befehl, den Hof. Madame schalt ihn aus; dann nahm sie Mutter und Kind in Schutz. Jene wurden nachher an Charençay den Sohn eines Raths zu Riom in Auvergne, verheyrathet.

Seit jener ersten Galanterie hat der Herzog nicht aufgehört zu lieben und zu genießen. Von der Hausvoigtstochter flog er zur Grandval, einer berühmten Schauspielerin. Doch diese Liebschaft unterbrach seine Mutter; denn man fand die Komödiantin zu alt für ihn, und für ein so junges Herz zu verdorben. Er wurde also nach Italien geschickt, wo er unter Catinat dienen sollte.

Offenbar lag hierin eher eine Art von Belohnung, als würkliche Bestrafung; auch wurde der junge Prinz, dessen Leidenschaften täglich heftiger wurden dadurch nur noch dreister gemacht. Auf seiner Durchreise durch Lyon rührte er das Herz einer noch sehr jungen Demoiselle de la Massonniere, und machte auch sie zur Mutter. Während des Kriegs unterhielt er einen Briefwechsel mit ihr; und als er bey seiner Zurückkunft ein niedliches Kind, die Frucht seiner Liebschaften antraf, bewog er sie mit dem Kinde und ihrer Mutter nach Paris zu kommen. Sie kam auch einige Tage nach ihm; ihr Vater aber, der sie nicht davon abhalten konnte, starb für Gram über diese Art von Entführung die in Lyon sehr viel Aufsehen gemacht hatte.

Als sie acht Tage darauf nach Paris kamen, fanden sie den Prinzen schon wieder in Verbindung mit der Desmarres, einer berühmten Komödiantin. Diese vertauschte er sehr bald gegen eine schöne Opertänzerin, gegen die Florence. Von jener war der Abbe von Saint Albin, den die Mutter des Prinzen sehr lieb gewann. Sie pflegte zu sagen, blos an den unehlichen Kindern ihres Sohns

fände

fände sie ihr Bild. Auch liebte sie diese Kinder wie die andern, oder wohl noch mehr, und vertrat an ihnen die Stelle einer Mutter.

Obgleich die Florence vom Prinzen geliebt wurde, so hatte sie dennoch einen sehr vertrauten Umgang mit einem gewissen Stadtschreiber. Ihre verdrängte Nebenbuhlerin, die Desmarres, die auf jeden ihrer Schritte Achtung gab, verrieth ihre Untreue, und verdrängte sie dadurch wieder. Dabey aber entsagte sie selbst keineswegs ihrem Baron, den sie aufs heftigste liebte. Der Herzog glaubte von ihr eine Tochter zu haben, die er zu Saint-Denys in einem Kloster zu einer künftigen Nonne erziehen ließ. Weil aber die Demoiselle keine Neigung zu den Ordensgelübden bezeigte, so verheyrathete sie der Herzog nachher, als Regent, an den damahligen Mousquetaire Segur, erklärten Liebhaber der Frau von Saint-Aignan, Aebtissin von la Joie. Diese Dame war auf der Durchreise durch Fontainebleau von den Kindeswehen überrascht worden, und befand sich von mehrern Herren umgeben. Der Herzog von Saint-Aignan, der nicht wußte daß die Aebtissin seine Tochter wäre, erzählte die seltsame Anekdote, ganz treuherzig, in Gegenwart des ganzen Hofs, dem König dem sie schon bekannt war. Ein königliches Lächeln erlaubte den Höflingen und Favoriten im Beyseyn des Monarchen loszubrechen; und blos dadurch wurde Saint-Aignan unterrichtet.

Unter diesen Umständen hatte zwar der Herzog von Chartres die Prinzessin von Blois, eine legitimirte Tochter des Königs, geheyrathet: allein er hörte deswegen nicht auf von einer Liebschaft zur andern zu flattern. Er wußte nun gewiß, daß ihm die Desmarres ungetreu war, daß sie Baron liebte, daß sie dies-

sen einem großen Prinzen vorzog, der eben so schön als freygebig war: er sagte sich also von ihr los, und wählte eine Hofdame seiner Mutter, Mademoiselle von Sery. Beynahe zwey Jahr widerstand dieses schöne, geistreiche, tugendhafte Mädchen seinen täglichen Verfolgungen und Klagen. Sie war die einzige, die er, sonst ein Freund von leichten Eroberungen, planmäßig und mit Beharrlichkeit angriff. Sie ergab sich endlich seinen Wünschen: aber kaum hatte sie's gethan, so erfuhr sie die Kränkung, ihn gleich wieder von einer Andern eingenommen zu sehen, die ihm auch zween Söhne gab, von welchen der Aelteste Groß-Prior von Frankreich, Aufseher über die Galeeren und der reichste Pfründenbesitzer wurde.

Gleichwohl dauerte seine Leidenschaft für Mademoiselle von Sery immer fort: er kaufte ihr ein Landhaus, und sie nennte sich Gräfin von Argenton. Doch nicht lange, so verließ er sie, weil sie den Baron von Oppede zum Liebhaber annahm, und zwar so öffentlich, daß der König selbst, in Verbindung der Frau von Maintenon, dieser Liebschaft ein Ende zu machen, beschloß. Der Herzog kehrte darauf zu der Desmarres zurück, deren Liebhaber Baron er während seiner Regentschaft verwies.

An diesen öffentlich erklärten, herrschenden Mätressen war es noch nicht genug: es gab ausserdem noch manche flüchtige Tändeley. Er hatte sich an geheime Nachtpartien gewöhnt, wo mit freyer Zunge alles durchgezogen wurde; Ludwigs XIV strengere Grundsätze, die Andächteley der Favoritin, des Königs Beichtvater, die Minister und die Generale. Der König stellte sich, als wären ihm diese ärgerlichen Orgien gänzlich unbekannt; er hätte sonst zu viel und zu streng bestrafen müssen. Nur ein Strafbeyspiel gab er, in seinem vorletzten Le-

bens-

bensjahre, an dem Abbe Servient. Der Herzog von Orleans hatte die berüchtigte Fillon mit ihrer Truppe in das Palais-rogal kommen lassen, und diese vereinigte sich dann mit den übrigen Libertins, die hier die Gesellschaft des Herzogs ausmachten. Der Abbe, der bey diesen Weibsleuten in einem übeln Rufe stand, mußte ihre beissenden Spöttereyen mit einem solchen Aufsehn erfahren, ihre Rachsucht war so unbändig, die ganze Gesellschaft wurde so zügellos, daß der König endlich den so übel verschrieenen Abbe zu Vincennes einsperren ließ, wo er auch bis zu der Regentschaft des Herzogs geblieben ist.

Es würde schwer fallen dem Herzog in dem Gewirre seiner Liebschaften zu folgen, oder auch nur ein trockenes Namensverzeichniß davon zu liefern. Die meisten suchte er sich unter der Bürgerschaft aus: nur wenige waren Personen von höherm Rang in der Hauptstadt. Die schönen Weiber in der Nachbarschaft des Palais-rogal waren seinen Nachstellungen am meisten ausgesetzt, und konnten ihm schwerlich entgehen. Auch wurde dieser Theil der Stadt sehr bald von den ehrliebenden Müttern verlassen, die ihre Töchter gern behalten wollten: nach und nach blieb niemand in der ganzen Gegend übrig, als artige Geschöpfe von der gefälligen Gattung.

Zuletzt mißfiel diese ausschweifende Lebensart dem König so sehr, daß ihm seine Neffe unerträglich wurde. Am heftigsten wurde diese Abneigung in den letzten Jahren seines Lebens, als er durch die Frau von Maintenon ein Frömmling und auf Kleinigkeiten erpicht geworden war. Allerdings hatte der Monarch wegen seiner eigenen Liebschaften sich manches vorzuwerfen: aber er hatte sie doch zu verbergen gewußt. Da er die Kunst

einen Hof zu halten vollkommen verstand, so hatte er allem was ihn umgab, ja selbst den Personen seiner natürlichen Kinder, das Gepräge des Anstandes in Verbindung mit Galanterie, und einer gewissen Würde mitten unter den größten Widerwärtigkeiten aufgedrückt. Man findet in unserer Geschichte sonst keine als diese Epoche, wo der Hof wahres Vergnügen ohne Zwang, aber auch ohne Anstößigkeit gekannt hätte. Ludwig XIV, den sein vorzügliches Gefühl des Anständigen niemahls verließ, hätte besorgt, daß eine grobe Abweichung von der Sittsamkeit als Vorwand auf ihn selbst zurückfallen mögte. In seinem Charakter lag ein solcher Ernst, daß er es sich niemahls erlaubte, jemand ins Gesicht zu lachen.

Natürlich mußte sich der Herzog von Orleans durch seinen ausschweifenden Hang zum Vergnügen, vorzüglich durch seine Liebe zur Unabhängigkeit, den Oheim und Schwiegervater abgeneigt machen. Er war das einzige Glied des königlichen Hauses, von welchem der Monarch sagte, er hätte nichts aus ihm machen können. Und doch war er in der That der einzige Prinz, der das war, wozu ihn die Natur bestimmt hatte, der einzige Prinz mit einem eigenthümlichen Charakter, der einzige Mann der jenen Hoffirniß verschmähte, welchen der Höfling vom Handwerk in Versailles auftrug. Gleichwohl ward er nicht so viel gebraucht, als sein Muth, seine militärischen Talente, sein bisheriges gutes Glück und seine Geburt es erfordert hätten; zumahl da er sich noch ausserdem durch Herablassung und Achtung gegen den Soldaten, der ihn liebte, unterschied. Eben durch das letztere verdarb er es vollends bey seinem Oheim, der schwach genug war über die Vorzüge der Prinzen vom Hause eifersüchtig zu seyn.

Der König hatte ihn anfangs im Dienste bey der Belagerung von Mons an seiner Seite gebraucht. Im folgenden Jahre bekam er das Kommando über das Reservekorps in der Schlacht bey Steinkirchen, wo er auch verwundet ward. Im J. 1693 wagte er sich, von Ruhmbegierde angereitzt, an der Spitze seiner Truppen fünfmahl mitten unter die Feinde, so daß er jedesmahl beynahe gefangen worden wäre. Vorzüglich tapfer hielt er sich auch in der Schlacht bey Neerwinden.

Bey seiner Zurückkunft nach Paris überließ er sich ganz den Wissenschaften und dem Vergnügen. Dem König und der Favoritin den Hof zu machen, fiel ihm nicht ein: dabey trieb er, bey seinen nächtlichen Schwärmereyen mit seinen lustigen Freunden, unaufhörlich seinen Scherz über den Hof. Im J. 1706 gieng er zu der Belagerung von Turin, welches gewiß eingenommen worden wäre, wenn nicht Marchin einen Befehl vorgezeigt hätte den Prinzen bey einem Vorfalle aufzuhalten, den das Schicksal der Belagerung würde entschieden haben. Die Belagerten forcirten einen gewissen Posten: der Herzog eilte dahin, wurde aber zurückgeschlagen, und bekam zween Schüsse: unsere Truppen geriethen in eine allgemeine Verwirrung. Marchin hatte dabey so gröblich gefehlt, daß man damahls sagte, und noch jetzt sagt: jener Befehl wäre nichts anders gewesen als ein Werk der Hofintrigue durch die geheimen Künste der Favoritin. Ich habe indessen dabey niemahls einige Wahrscheinlichkeit finden können: auch hat mir die Herzogin von Burgund öfters die Versicherung wiederhohlt: ohnerachtet ihrer italiänischen Herkunft wäre sie doch im Herzen eine gute Französin; und mit Recht wären ihr die Pflichten der Gattin und Mutter lieber als die Launen eines ehrsüchtigen Vaters, der aus grausamen Staatsgründen die eine von seinen Töchtern, die

Thronerbin von Frankreich verfolgen, die andere aber, die Königin von Spanien, wieder vom Throne zu stürzen suchen müßte.

Ludwig XIV hatte eine so hohe Meynung von seiner Person, daß er sein ganzes langes Leben hindurch blos auf Vermehrung seiner Würde und Größe sann. Frau von Maintenon gab dieser Schwäche noch mehr Nahrung; denn sie überredete ihn zu einer Standeserhöhung seiner natürlichen Kinder, durch die sie einen höhern Rang bekamen, als die legitimirten Kinder aller seiner Vorgänger gehabt hatten. Seine legitimirten Söhne wurden mit Prinzessinnen vom Geblüt, und Prinzen vom Geblüt mit seinen natürlichen Töchtern vermählt. So bekam Marianne den Prinzen von Conti; Mademoiselle von Nantes, der Herzog von Bourbon; der Herzog von Maine, Luisen von Conde. Alle diese Vermählungen fanden keine Schwierigkeit. Schwerer hielt es mit der Verheyrathung des Herzogs von Chartres; theils weil er von Natur nicht so beugsam war, theils wegen des Widerspruchs seiner Mutter, welche die deutschen Grundsätze von Mißheyrath mitgebracht hatte. Der König nahm den Schein an, als ob er den Widerstand von beyden Seiten gar nicht merkte, und wählte den Weg der gütlichen Unterhandlung mit dem Prinzen. Hierzu brauchte man den Abbe Dubois, seinen Erzieher, der seinen Zögling in der Kunst der Debauche eingeweyht hatte, der ihm noch jetzt die Gelegenheit dazu verschaffte, und dadurch viel bey ihm galt. Sobald Dubois gewonnen war, zeigte er dem jungen Herzog den drohenden Unwillen des Königs, wenn er die Hand seiner Tochter ausschlüge, und nöthigte dadurch dem jungen Prinzen seine Einwilligung ab.

Dubois hatte vor dem Antritt dieser Unterhandlung, die ihn leicht um die Gunst seines Zöglings bringen konnte,

konnte, zur Bedingung gemacht, daß er die nöthigen Anweisungen unmittelbar vom Monarchen bekäme Nachdem sie gelungen war, fragte ihn der König was er zum Beweis seiner Zufriedenheit für ihn thun könnte. Und nun machte ihn ein einziger Blick vom Monarchen blaß, als der Ehrsüchtige ohne Brod den Kardinalshut zum Lohn verlangte. Indessen Dubois ließ den Muth nicht sinken; und der Erfolg hat gezeigt, daß er seinen Entwurf nicht aufgegeben hatte.

Ohnerachtet der Nachgiebigkeit des Herzogs von Chartres gewann er dennoch gar nichts in der Gewogenheit des Monarchen, dessen Schwiegersohn er geworden war. Im Gegentheil, der König haßte ihn sogar seit der berüchtigten spanischen Anekdote, die ich jetzt erzählen muß.

Der Herzog von Chartres hatte dem König von Spanien durch seine Geschicklichkeit im Kriege unschätzbare Dienste geleistet. Er hatte ihm Valencia und Saragoßa wieder unterwürfig gemacht; er hatte ihm Tortosa erobert, und Lerida, mit dem Zunamen die Jungfrau, weil das Genie und die Kräfte der beyden größten Feldherrn, Conde und Harcourt in der Belagerung dieser Festung gescheitert waren; kurz, er hatte die beynahe völlig gesunkene Sache Philipps wieder emporgehoben.

So glücklich alles dieses abgelaufen war, so befand sich doch der König von Spanien in einem so mißlichen Zustande, daß die spanischen Großen die Hoffnung ihm den Thron zu erhalten, fallen ließen, und den Herzog von Orleans aufmunterten, seine Stelle einzunehmen. Sie stellten ihm vor: der allgemeine Haß des ganzen Europa wider Ludwig XIV, die Haupturſache des gegenwärtigen Kriegs, würde alsdann verschwinden, wenn man

ihn

ihn auf einem Throne sähe, auf welchem Ludwig XIV keinen Einfluß mehr verlangen würde. Seine Geburt, stellte man ihm weiter vor, gebe ihm ein Recht auf diese Krone; da sie nun Philipp V nicht länger behaupten könne, so müsse er sie gegen die Häuser Oestreich und Savoyen behaupten. Dieses, sagte man, sey der einstimmige Wunsch der Nation und der Großen; auch würde Frankreich dabey noch gewinnen, weil ein Prinz aus dem Hause Bourbon die Krone tragen würde. Sobald er einwilligte, setzte man hinzu, würde in Madrid eine starke Partey zu seinem Vortheil entstehen.

Der französische Hof wurde bald von diesem Komplot unterrichtet; am ächtesten aber und am meisten zum Nachtheil des Herzogs von Orleans, kamen die Nachrichten von der Prinzessin Ursini, die jeden seiner Schritte belauschte. Diese Prinzessin war sonst sehr genau mit ihm verbunden gewesen, in der Folge aber seine unversöhnliche Feindin geworden. Sie schickte dem König, aus Madrid, gewisse von dem Herzog unterschriebene Urkunden, die man auch in einer besonders darüber angestellten Berathschlagung für ächt erkannte. Bey der Entdeckung daß der Herzog nach eben dem Throne strebe auf welchem des Königs Enkel saß, erblaßten alle Anwesende vor Unwillen gegen den Urheber einer solchen Verschwörung. Der Herzog bekannte sich zwar zur Unterschrift, läugnete aber den Inhalt. Nach dem Aufschluß den er darüber gab, hatte er seine Agenten mit Blanketten zur Vollmacht versehen gehabt; Anhänger der Prinzessin Ursini hatten sie aufgefangen, und sich bey dieser Favoritin, seiner erklärten Feindin, ein Verdienst daraus gemacht ein Blankett mit einem Vertrage auszufüllen, von welchem ihm nicht das Mindeste bekannt war. Er gestand, nach seinem eigenen Ausdruck, kabalisirt zu haben: aber er entschuldigte sich damit, daß er, da

der

der König von Spanien im Begriff stünde seinem Throne zu entsagen, diese Erbschaft in Besitz nehmen müßte, damit ihm nicht der Herzog von Savoyen zuvorkäme. Renaud und Deslandes, die geheimen Unterhändler des Herzogs bey diesem Komplot, wurden in Verhaft gezogen. Ganz Frankreich empörte sich gegen seine Ansprüche, so gerecht und natürlich sie auch waren. Spanien, wo die Prinzessin Ursini den Ton angab, sagte alles nach; die Partey die er dort hatte, mußte verstummen; und der ganze Hof klagte himmelan über ihn.

Zu Versailles war der Staatsrath über diese Sache sehr beunruhigt; alle Feinde des Herzogs rügten sie mit Heftigkeit. Es ward in Gegenwart des Königs eine eigene Rathsversammlung darüber gehalten, was darin zu thun seyn mögte. Nach der einen Meynung hatte der Herzog das Leben verwürkt; nach einer andern verdiente er ewige Gefangenschaft. Seine Mutter warf sich dem König zu Füßen: Monseigneur, des Königs von Spanien Vater, verlangte den Tod des Herzogs. Bey der Stimmensammlung behauptete Pont-Chartrain, der Herzog wäre doch nicht so strafbar, als seine Feinde vorgäben. Jeder Prinz, stellte er sehr einleuchtend vor, würde in dem gegebenen Fall eben so gehandelt haben; es wäre blos Unvorsichtigkeit von Seiten des Herzogs; und diese Unvorsichtigkeit zu übersehen, wäre Pflicht der Menschlichkeit und Klugheit. Ludwig XIV, der schon wie Pont-Chartrain dachte, der gar nicht blutdürstig war, erklärte sich nachdrücklich für diese Meynung. Allein er behielt dennoch insgeheim einen gewissen Widerwillen gegen den Herzog, denn er hatte sich mögliche Unglücksfälle gedacht; diese aber sind etwas unleidliches für einen König der an Demüthigung seiner Feinde und an Glück seiner Waffen gewöhnt ist.

Nicht lange darauf wurde zu Poitiers ein Franciskaner, als Kavalier verkleidet, eingezogen. Diesem Menschen wurde Schuld gegeben, er hätte einen Mundkoch des Königs von Spanien bestechen wollen dem Monarchen Gift beyzubringen. Chalais brachte ihn, auf Befehl der Prinzessin Ursini, festgebunden in die Bastille. Man hatte verschiedene Arten von Gift bey ihm gefunden, von deren Würksamkeit, man sich durch Versuche an Hunden überzeugte.

Auch diese seltsame Entdeckung fiel dem Herzog von Orleans nicht wenig zur Last. Bey der Verhaftnehmung sollte der Mönch ausgerufen haben: „Ha! nun bin ich verloren!“ Chalais sprach den König lange und insgeheim; worauf sich dann sehr bald das Gerücht ausbreitete, man hätte einen von den Vergiftern der königlichen Prinzen in Verhaft genommen. Alle Anhänger des Hofs freuten sich darüber; die Freunde des Herzogs hingegen, deren nur sehr wenig waren, verloren die Fassung, und begiengen die Unvorsichtigkeit ihre Bestürzung merken zu lassen. Nur der Herzog selbst zeigte sich dabey vollkommen gleichgültig, ohne in seiner gewöhnlichen Lebensweise das Mindeste zu ändern. Bey den Verhören des Franciscaners, die d'Argenson anstellte und dem König unmittelbar wieder vortrug, fand er Gelegenheit dem Monarchen die Unschuld seines Neffen mit aller ihm möglichen Geschicklichkeit darzulegen. In der Folge belohnte ihn auch der Regent für einen so wichtigen Dienst, den er ihm zu einer Zeit geleistet hatte, wo die Feinde des Herzogs von Orleans durch Anschwärzung des unglücklichen Prinzen sich so leicht den Weg zu ihrem Glücke bahnten. Indessen mußte doch der Franciskaner in den sehr strengen Verhören eines schweren Verbrechens schuldig befunden worden seyn; denn Chalais brachte ihn nach Segovia, wo er, unter

ter Aussagen mancher Abscheulichkeit gegen das Haus Oestreich, eingesperrt wurde. Mit der ganzen Unverschämtheit eines Bösewichts hatte er d'Argenson geantwortet: jene Gifte wären es nur in dem Falle wenn sie allein gegeben würden; gäbe man sie aber mit passenden Zusätzen, so würden es vortreffliche Heilmittel. Vermöge dieser angeblichen Mittel wollte er, als ein berühmter Armenarzt, eine Menge Krankheiten geheilt haben. Als man aber an den Orten, wo er seine Kuren gethan zu haben vorgab, Erkundigungen einzog, wurde alles falsch befunden. Noch zehn Jahre hernach wiederhohlte er, unter fürchterlichem Geheul, er würde von denjenigen verlassen die ihn zum Werkzeug gewählt hätten; aber nie traf seine Beschuldigung den Herzog von Orleans. Man hat immer geglaubt, d'Argenson hätte das Verhör jenes Pfaffen, während der Regentschaft, bey Pomeren, einem seiner Vertrauten, in einem Kästchen aufbewahrt. Der Leser vergesse diesen Umstand nicht; denn d'Argenson hob diese Papiere sorgfältig als Urkunden auf, durch die er sich einst wichtig machen könnte; wie sie denn unter der Regentschaft ihm würklich dazu dienten, daß er einen hohen Grad von Gunst erstieg. Indessen, so vieles hier für die Unschuld des Herzogs sprach, so blieb er dennoch immer mehr in Verdacht der Giftmischerey wider die königliche Familie in Spanien; denn er kommandirte dort die französische Armee, und konnte sich daher der Krone leichter bemächtigen als der Herzog von Savoyen.

Noch ein Vorfall, der in Paris viel Aufsehen machte, schien den Feinden des Herzogs jenen Verdacht von Herrschsucht zu bestätigen, oder wenigstens sehr viel Leichtsinnigkeit zu beweisen. Es befand sich nehmlich in Paris ein gewisser Landedelmann, mit Namen Boyer, der sich für einen großen Magiker ausgab. Ich

habe

habe ihn genau gekannt, und nach einer sorgfältigen Prüfung befunden, daß er ein Narr und ein Betrüger war. Dieser Boyer war von der Frau von Senneterre bey Demoiselle von Sery als ein großer Magus eingeführt worden. Das reitzte den Herzog von Orleans, einen großen Freund der Magie, daß er ihn an die Arbeit stellte. Man brauchte dazu ein Mädchen, das sich noch ihrer Jungferschaft rühmte. Dieses Mädchen sah in einem Glase die Bilder von dem was man zu wissen verlangte, und was denn vorzüglich das bessere Glück des Herzogs oder die Person des Königs betraf.

Das wichtigste was sie gesehen zu haben nachher öffentlich gestanden hat, war der Tod des Königs, dessen Leichenbegängniß sie umständlich beschrieb; dann setzte sie hinzu, sie sähe den Herzog von Orleans mit der königlichen Krone auf dem Haupte. Diese Weissagung fand sehr leicht Glauben, und in der Folge machten die Feinde des Herzogs sehr viel Aufheben davon; denn als der Herzog von Orleans Regent geworden war, sagten sie: es wäre noch nie ein König gewesen, der Frankreich mit solchem Ernst beherrscht hätte. Ich habe diese Anekdote nicht blos von Hörensagen, sondern von der Demois. von Sery selbst, die sie mir und einigen Freunden als Wahrheit wiederhohlt hat. Damit ich ihr auch desto mehr Glauben beymessen möchte, ließ sie mich mit der Wahrsagerin selbst reden. Diese setzte noch hinzu: der Geist der ihr das alles gezeigt hätte, folgte ihr seitdem überall und meistens in einer furchtbaren Gestalt.

Ich habe diese Anekdötchen nicht mit Stillschweigen übergehen wollen, weil sie die Leichtgläubigkeit jener Zeiten und die Tücke böser Menschen schildern, die sie ausbreiteten um ihren Feinden zu schaden. Einige Tage lang

lang sprach man von nichts anders als von der Magie des Herzogs von Orleans. Daß er sich damit befaßte, geschah zwar mehr zum Zeitvertreib, als aus würklicher Neigung. Allein man wußte nun einmahl, daß er sich gern mit Leuten abgab die Umgang mit Geistern zu haben vorgaben, daß er selbst zu Zigeunerinnen und Wahrsagern von Gewerbe gieng. Dadurch erhielt natürlicherweise jede Anekdote, an welcher seine Leichtgläubigkeit Antheil hatte, einen hohen Grad von Glaubwürdigkeit. Der König selbst erfuhr das Spiel mit dem Glassehen; that aber als wenn er es nicht wüßte, und achtete nicht darauf. Indessen hinterließ doch alles dieses einen übeln Eindruck sowohl bey ihm, als bey den Prinzen die Ansprüche auf die Krone machen konnten; am meisten aber bey dem Dauphin, der ihn nie hatte leiden können, und ihm nachher als einen ehrsüchtigen, ausschweifenden Menschen verachtete.

Ausserdem mißfiel auch der Herzog von Orleans durch Vernachläßigung in seinem ganzen Benehmen, und durch eine gewisse Dreistigkeit sich solcher Dinge öffentlich zu rühmen, die er nach den Gesetzen des Wohlstandes hätte verhehlen sollen. So führte er z. B. seine Mätresse öffentlich durch die ganze Stadt in die Komödie oder zu den Seiltänzern; und in der Oper gab er sich in einer kleinen Loge zur Schau, wo er ein Bett und andere Bequemlichkeiten gehabt haben soll.

Bekanntlich hat der König zwo Töchter von der Frau von Montespan gehabt. Von diesen hatte er, wie schon gesagt, die älteste dem Herzog von Orleans gegeben; die jüngere dem Herzog von Bourbon. Beyde hatten mannbare Töchter; als nun der König darauf dachte seinen Enkel, den Herzog von Berry zu vermählen, gaben sich beyde Mühe, daß die Wahl auf eine

von ihren Töchtern fallen möchte. Die Herzogin von Bourbon stand sehr gut bey dem Dauphin und bey dem König selbst, der ihr sehr gewogen war, weil sie viel Verstand und eine sehr gefällige Laune besaß. Nur hatte sie dadurch einen großen Fehler gemacht, daß sie sich mit der Herzogin von Burgund entzweyt hatte. Sie war sehr schön, und erlaubte sich Spöttereyen über die aufgeworfene Unterlippe der Herzogin, vorzüglich aber über ihren großen Mund mit hohlen Zähnen. Beleidigungen dieser Art sind zwischen den Damen unverzeyhlich: Die Herzogin schlug sich, um sie zu kränken, auf die Seite der Herzogin von Orleans. Als nun der Fall von der Vermählung des Herzogs eintrat, wußte sie bey dem König und bey der Frau von Maintenon, die sie mit viel Geschicklichkeit zu lenken verstand, die Sache so einzuleiten, daß die Prinzessin von Orleans den Vorzug vor der Prinzessin von Bourbon erhielt, die nachher an den Prinzen von Conty vermählt wurde.

Diese Vermählung mit dem Herzog von Berry schien den Feinden des Herzogs von Orleans eine günstige Gelegenheit zu seyn das Publikum von einem geheimen Verständniß zwischen dem Herzog von Orleans und der Herzogin von Berry zu überreden. Stadt und Hof sprachen davon, zumahl nachdem der Herzog von Orleans die Freundschaft seines Schwiegersohns erlangt hatte. Sie speisten oft zusammen allein, blos von der Vienne, der Vertrauten seiner Tochter, bedient; welches ihnen dann nicht wenig Vergnügen machte. Der Herzog von Berry war damahls nicht älter als drey und zwanzig Jahr, die Vienne nichts weniger als häßlich; daher nahmen die Feinde des Herzogs von Orleans Veranlassung öffentlich zu sagen, diese vier Personen erlaubten sich, nach manchem frischen Zuge, gewisse Freuden, die Väter und Ehemänner eben nicht geziemen.

Die-

Dieses Geschwätze kam auch dem König zu Ohren, und sehr zu seiner Unzufriedenheit; es vermehrte noch seine Abneigung gegen seinen Neffen. Die Mutter des Herzogs, die von Natur sehr leicht weinte, begann über den Anblick ihrer schönen Pendans in den Ohren der Herzogin von Berry ein solches Geschrey, ein solches Weinen, daß sie durch ihre Aufklärungen über Vater und Tochter dem Ruf von beyden den letzten Stoß gab.

Die Herzogin von Berry hatte am Tag vor einem großen Hofbal diese Ohrengehänge, aus dem Schmuck der verwittweten Königin von ihrer Mutter, die sie selten trug, zu erhalten gesucht; eine andere Garnitur, ein Geschenk des Königs an ihrem Vermählungstage, hätte alsdenn den Schmuck vollkommen gemacht. Allein die Herzogin von Orleans schlug sie ihr ab, und zwar auf Anstiften der Herzogin von Burgund; denn diese glaubte selbst Ansprüche darauf zu haben, wollte auch nicht daß eine andere sie schöner haben sollte als sie. Beleidigt durch diese Weigerung, sagte die Herzogin von Berry zu ihrem Vater der sie mehr liebte als die Herzogin von Orleans: wofern sie nicht die Diamanten ihrer Mutter durch ihn bekäme, so würde sie ganz mit ihm brechen. Der Herzog bat darauf seine Gemahlin um ihren Schmuck auf ein halbes Jahr, damit er ihn, zur Bezahlung einer starken Schuld nach Spanien, versetzen könnte: sie schickte ihm auch ihr ganzes volles Schmuckkästchen. Er nahm weiter nichts heraus als die Ohrengehänge die seine Tochter wünschte, und gab sie ihr. Wie eine Siegerin gieng die Herzogin von Berry mit diesem Schmucke auf den Bal, der Herzogin von Burgund, mit welcher sie gespannt war, gleichsam zum Trutz. Dieser verdroß es so sehr, daß sie sich auf der Stelle bey dem König, bey der Frau von Mainstenon, bey der Herzogin von Orleans darüber beschwerte.

schwerte. Der König, der schon lange über die Herzogin von Berry, besonders wegen ihrer Unfrömmigkeit, unzufrieden war, ließ sie zu sich in sein Kabinet rufen, hielt ihr eine bittere Strafpredigt über ihre Unordnungen, vorzüglich über die Natur und den Gegenstand ihrer geheimen Liebschaften, ließ sich auch die Diamanten wiedergeben, und gab sie der Herzogin von Orleans zurück; die Vienne aber wurde als die Unterhändlerin bey dem allen fortgeschickt. Die Herzogin von Berry verschloß sich sechs Tage lang in ihrem Zimmer mit ihrem Unwillen über den König, über die Herzogin von Orleans, über die Herzogin von Burgund. Es wurde ruchbar wie der König mit ihr umgegangen war, und man nahm es für völlige Ungnade an.

Die Königin und die Dauphine waren schon tod, und also die Herzoginnen von Burgund und Berry die beyden einzigen Prinzessinnen die Hof hielten. Die Frau von Maintenon hatte den Rang einer Prinzessin nicht, sondern betrug sich immer, wenn es auf Hofedikette ankam, wie die demüthigste Unterthanin, hielt sich immer in der Entfernung. Freylich machte sie, besonders in den letzten Jahre, alles: da aber ihre Verbindung mit dem Monarchen noch nicht ordentlich erklärt war, so lebte sie sehr eingezogen. Bey ihr suchte der König seine Erhohlung, ließ auch die Minister dahin kommen, und arbeitete mit diesen in ihrer Gegenwart. Sie gab dann immer ihr Wort zu den Berathschlagungen, und wozu sie nicht beystimmte, erfolgte nicht.

Was die königlichen Prinzen betrifft, so habe ich noch eine zeitlang Monseigneur, oder wie man ihn nachher genennt hat, den großen Dauphin gekannt; so wie auch seine beyden Söhne, die Herzoge von Burgund und Berry. Zu keinem von allen hatte Ludwig XIV wah-

res

res Zutrauen, wahre Freundschaft. Beydes schien er seinen legitimirten Kindern, vorzüglich dem Herzog von Maine, vorzubehalten. Die beyden Thronerben hingegen ließ er zu keiner Vertraulichkeit; am wenigsten gönnte er ihnen einige Theilnehmung an Regierungsgeschäfften. Als der Herzog von Burgund Dauphin ward, bezeigte er ihm etwas mehr Achtung: allein der Tod des Letztern erfolgte bald nach dieser günstigen Umstimmung. In der ausserordentlichen Vorliebe Ludwigs XIV zu seinen legitimirten Kindern muß man die Quelle der wichtigsten Begebenheiten unter der Regentschaft suchen.

Ich will nun das so mannichfaltig verflochtene Interesse der königlichen Kinder der Prinzen vom Geblüt und der legitimirten Kinder umständlich auseinander setzen; vorher aber ist es nöthig ihren Charakter zu entwerfen.

Der sogenannte große Dauphin zeichnete sich dadurch aus, daß er im höchsten Grade zurückhaltend war und äusserst wenig sprach; eine Folge von der Allgewalt des Königs und von den Ansprüchen die sie machte. Dadurch daß ihn der König von aller Bekanntschaft mit den Regierungsgeschäfften entfernt hielt, wurden alle seine Gaben gleichsam erstickt, so daß er sein ganzes Leben hindurch eher eine wandernde Maschine, als der Thronserbe eines mächtigen Königreichs war. Ludwig freute sich insgeheim über die Unbedeutenheit seines Sohns; und dieser suchte ihr beständig den Schein von natürlicher Schlaffheit des Charakters zu geben.

So aufrichtig der Dauphin seinen Vater schätzte, so verhaßt blieben ihm doch, sein ganzes Leben hindurch, die natürlichen Kinder des Königs. Er allein verweigerte ihnen die Achtung die ihnen der ganze Hof bezeigte. Vermöge des Rechts der Wiedervergeltung untersagte dagegen der König den geliebtesten Damen des Dauphins den Hof.

Ohnerachtet dieses beständigen Zwangs hatte doch die Erwartung der königlichen Würde so wenig Reitz für diesen Prinzen, daß er sich jederzeit mehr wie ein folgsamer Unterthan, als wie ein Thronerbe betrug. Ganze Tage fand man ihn im Bette liegend, oder er dehnte sich in einem Sessel, und schlug mit einem Rohre an die Schuhe an, ohne nur ein Wörtchen hören zu lassen. Stundenlang saß er unbeweglich, mit unverwandtem Blick auf einen leeren Tisch, auf diesen mit den Ellbogen gestützt, und beyde Hände vor den Ohren. Viele Jahre lebte er als Vater des Königs von Spanien und Sohn unsers Monarchen, ohne daß es ihm eingefallen wäre, oder daß er Muth genug gehabt hätte, den Einfluß den er doch haben mußte, im Geringsten zum Vortheil von Andern zu benutzen. Ja, unter gewissen Umständen gab er sogar zur Antwort, daß Fürsprache von seiner Seite allein schon hinreichen würde abschläglich bedeutet zu werden: so eifersüchtig war der Monarch auf seine Alleinherrschaft! Nicht einmahl die Freyheit seine Kinder nach eigenem Belieben zu erziehen, wurde ihm gestattet, welches doch Beschäfftigung für ihn gewesen wäre: auch der Enkel Erziehung behielt sich der König vor.

Nach dem Tode seiner Gemahlin erneuerte der Dauphin, ganz insgeheim, seine Verbindung mit der Gräfin von Roure, einer vormahligen Geliebten. Hierauf hatte die Frau von Maintenon gelauert. Um sich dafür, daß ihr der Dauphin öffentlich so wenig Achtung bezeigte, zu rächen, brachte sie es bey dem König dahin, daß der Gräfin von Roure der Hof untersagt wurde. Die legitimirten Kinder des Königs aber waren schon im voraus eifersüchtig über die künftige Versorgung des Sohnes den er von der Gräfin hatte, und erhielten es vom König, daß er nicht für rechtmäßig erklärt werden sollte.

Nach

Nach der Entfernung der Gräfin von Roure verband sich der Dauphin insgeheim mit einer Hofdame der Prinzessin von Conti, Chauvin, oder wie man ihren Namen aussprach, Choin. Sie war weder schön, noch gut gewachsen, sie hinkte sogar ein wenig: aber sie hatte sehr schöne Augen, und in ihrem ganzen Betragen eine gewisse Geschmeidigkeit, Sanftheit und Feinheit. Die Prinzessin von Conti schickte sie einstmahl an den Dauphin mit einem Briefe und mündlichen Aufträgen wegen ihrer Zänkerey mit der Herzogin, die damahls in gutem Vernehmen mit ihm stand. Sie ließ sich mit ihrem Briefe anmelden, und Monseigneur verlangte blos den Brief, ohne sie eintreten zu lassen, weil er eben im Bette lag. Weil aber der Brief nicht alles deutlich sagte, sondern die Ueberbringerin noch verschiedene Aufschlüsse mündlich geben sollte, so wurde diese dennoch vorgelassen. Sie sprach mit so viel Geist, daß Dumont, sein erster Kammerdiener und bey ihm ohngefähr ein Bontemps, sie auf den Abend zu sich zum Essen bat, wo sie der Dauphin, vielleicht zu ihrem Vortheil, sehen würde. Demoiselle Chauvin, eine Hofdame, nahm diese Einladung zu Dumont, einem Kammerdiener, sehr übel; fügte auch noch manches im Ton der sittsamen Dame hinzu.

Der Dauphin kam hierauf immer verliebter, um nur die Chauvin zu sehen, weit öfter zu der Prinzessin von Conti als vorher. Allein die Prinzessin die es merkte, ermahnte ihre Hofdame dem Prinzen standhaft zu widerstehen. Sie stellte ihr vor: wenn sie ihm erst seine Wünsche gewährt hätte, so würde er ihrer eben so gut überdrüßig werden wie des Fräuleins von Melun, der Gräfin von Roure, der Desmarre, und der Raisin. Sie stellte ihr vor: seine Neigungen wären weiter nichts, als vorübergehende, flüchtige Laune eines Augenblicks. So hätte z. B. Dumont an die ältere Morcau, ein sehr

schönes Mädchen, schreiben müssen; der Brief wäre aber aus Versehen der jüngern Schwester, einem der häßlichsten Geschöpfe, überliefert worden, und man hätte also diese zum Prinzen gebracht; gleichwohl hätte sie der Prinz eben so wie die ältere Schwester empfangen, diese aber, bey ihrer Beschwerde über die Verwechselung des Briefs zurückgeschickt. Demoiselle Chauvin folgte diesen Warnungen, und setzte dem verliebten Prinzen beständige Zurückhaltung entgegen.

Eben diese Chauvin war die Person, deren sich die Frau von Maintenon zu bedienen vornahm, um die Erklärung ihrer Vermählung dem Dauphin weniger unleidlich zu machen; doch nahm die schlaue Dame in dieser Absicht mehr als einen Umweg. Erst sagte sie zum König, nach dem allgemeinen Urtheil spielte die Prinzessin von Conti bey den Liebschaften des Dauphins eine Rolle die einer Dame von ihrem Stande sehr wenig angemessen wäre. Vergebens bemühte sich die Prinzessin den König durch die Versicherung zu beruhigen, daß die Chauvin nichts anders für den Dauphin empfände als Ehrfurcht. Der König glaubte ihr nicht; und sie ward genöthigt die Chauvin zu entlassen. Diese ergab sich endlich, nach einem Widerstande von anderthalb Jahren, den Wünschen des Dauphins. Er verließ sie auch, wie er ihre Vorgängerinnen verlassen hatte: allein sie besuchte ihn bey seiner gefährlichen Krankheit zu Meudon, und pflegte ihn so sorgfältig, daß seine vorige Liebe in dankbare Freundschaft übergieng. Der König fand sie bey ihm, und ihr Verstand, ihre Delikatesse nahmen ihn so ein, daß er der Wahl des Prinzen seinen Beyfall nicht versagen konnte. Nunmehr vermogte die Frau von Maintenon den Pater Honore, Guardian der Capuziner zu Meudon und Beichtvater des Dauphins, seinem Beichtsohne zu einer heimlichen Heyrath

mit

mit dem Mädchen, das er entehrt hätte, zu rathen. Der geheime Plan der Andächtigen durch den Capuziner gelang; der Kranke versprach entweder seine Wärterin von sich zu entfernen, oder sie zur Frau zu nehmen.

Kaum erfuhr der König diesen Schritt des Beichtvaters, so wurde der Pater verwiesen und Dumont, der Unterhändler in dieser Sache, nach Toulouse geschickt. Allein die Frau von Maintenon wußt' es dahin zu bringen, daß beyde zurückgerufen wurden. Jener fuhr dennoch fort von Gewissen und Heyrath zu reden: dieser betrieb die Unterhandlungen wie vorher. Monseigneur ließ sich endlich (1702) in seiner Kapelle, in Gegenwart seines Favoriten Dubordage und Dumonts, mit der Chauvin heimlich trauen. Sie kam bald darauf mit einem Sohne nieder, der drittehalb Jahre alt wurde.

Die beyden Damen, die beyde ihre Vermählung öffentlich deklarirt zu sehen wünschten, suchten sich nun wechselsweise nach besten Vermögen zu dienen. Die eine milderte den Unwillen des Dauphins wider die Frau von Maintenon, und bereitete ihn darauf vor, daß der König seine Vermählung mit ihr nächstens bekannt machen würde: die Beherrscherin des Monarchen machte ihn nachsichtsvoller gegen die Verbindung seines Sohns mit der Chauvin, die äusserst bedächtlich, klug und schüchtern war, die sich wenig sehen ließ, und nach dem Tode des Dauphins gleichsam aus der Welt verschwand.

Man sieht aus allen diesen Anekdoten, daß der Dauphin am Hofe seines Vaters so viel als nichts war. Es fehlte ihm indessen nicht an Geist, noch Charakter: Montausier und Bossuet, seine Erzieher hatten doch manches vorzügliche Talent an ihm entwickelt. Er hatte Philippsburg, Heidelberg, Mannheim und die ganze Pfalz eingenommen; er hatte die Armee in Flandern

kommandirt. Wär' er zur Regierung gekommen, so hätte sich vielleicht sein Inneres erst entfaltet. Sein Vater, der ihn nicht liebte, hinderte die Entwickelung seines Charakters; und dieser bleibt folglich der Nachwelt ein Räthsel.

Der Dauphin starb am 14 April 1711, von Gift erstickt. Ich brauche hier den eigentlichen Ausdruck der Leibärzte, welchen es auch beliebt wenig, und immer in allgemeinen Ausdrücken, zu reden, ohne daß sie deswegen etwas von Wichtigkeit sagen. Indessen erstickte ihn doch jenes Gift so schnell, daß sein Tod nicht unvermutheter hätte kommen können, wenn er auch an einem Schlagflusse gestorben wäre.

Seine vormahligen Gesellschafter, welchen die wahre Gesinnung des Monarchen kein Geheimniß geblieben war, hatten ihre Sachen so fein gespielt, daß keiner von ihnen wegen seiner Person in Verlegenheit kam. Seine Dienerschaft war nach seinem Tode so niederträchtig, daß sie seiner Leiche den letzten Dienst versagte, den doch jeder Mensch dem Ueberreste seines Freundes oder Verwanden schuldig ist. Kaum war er verschieden, so verließen sie die Leiche aus übertriebener Furcht vor dem Monarchen. Dieser hatte nur einen allgemeinen unbestimmten Befehl zum Leichenbegängniß gegeben: jeder erklärte ihn also nach Gutdünken, und eilte von Meudon hinweg. Hier machte sogar der Ceremonienmeister den schändlichen Streich, daß er die Brüder Feuillantiner, die das Recht behaupten bey den Leichen unserer Könige in ihrem Palaste zu beten, fortgehen hieß; so daß Dumont, der Schloßaufseher, sechs Kapuziner, die man von ohngefähr antraf, dazu mußte rufen lassen. Die Leiche wurde weder geöffnet, noch einbalsamirt; sie wurde blos auf einer Baare in der Kapelle ausgesetzt.

Auch

Auch wurde der Sarg nicht mit dem Leichentuche wie sonst die Särge der Prinzen vom Hause bedeckt; sondern der Ceremonienmeister ließ ein schlechtes Gemeindetuch holen, das bey allen Bauernleichen diente; doch Dumont gab nicht zu daß es gebraucht werden durfte.

Die Pariser waren der langen und drückenden Regierung des Monarchen überdrüssig, der sie mit Abgaben beschwerte, dessen viele Kriege man mißbilligte: sie rächten sich jetzt wegen dieses Todesfalls an der Frau von Maintenon, die sie nicht liebten, weil man wußte, daß sie eine Feindin des Dauphins war. Es hatten sich bey seinem Tode ausserordentliche Symptomen gezeigt; daher fand das schadenfrohe Publikum sehr großes Wohlgefallen an folgenden verläumderischen Versen die damahls aus Hand in Hand giengen:

Ci gît le Seigneur de Meudon,
Qui vécut sans ambition,
Qui mourut sans confession,
Depêche par la Maintenon;
Ci gít le Seigneur de Meudon.

Eben so armselig wie das Ceremoniel zu Meudon, war auch der Leichenzug nach Saint-Denys. Man hatte nicht einmahl einen Trauerwagen, den doch jedermann zu diesem Behuf zu haben pflegte. Der Sarg wurde in einem mit Cramoisisammet ausgeschlagnen Wagen gesetzt, der aber zu eng war um die ganze Leiche fassen zu können, so daß die Füsse hinaushiengen. Das Volk bezeigte mit lautem Murren, wie anstößig ihm dieses armselige Leichenbegängniß war, und sagte öffentlich, wenn man ihm die Besorgung übertragen hätte, so würde man gern eine Million dazu angewendet haben. Das bittere Gefühl des langwierigen Leidens machte daß es

den

den König nicht mehr liebte; sein Wunsch war eine bessere Regierung, und der Dauphin, der sie ihm zu versprechen schien, war ihm werth. Als seine Krankheit in der Hauptstadt öffentlich bekannt gemacht wurde, verbreitete sich eine allgemeine Betrübniß. Das Volk versammelte sich in verworrenen Haufen auf einem der großen Plätze, und die Dame Gelée, die berühmteste Rednerin, wurde abgeschickt um ihm, im Namen der ganzen Halle ihre Theilnehmung an seinem Krankenbette zu bezeigen. Der sterbende Prinz erlaubte der Rednerin den Zutritt; dem Volke aber ließ er seinen Dank versichern und es bitten, daß es zu Gott für seine Genesung oder Auflösung beten möchte. Dieses rührende Schauspiel war eine sehr niederschlagende Warnung für den König. Als dieser, vier Jahre hernach krank wurde, stellte sich eben dieses Volk als ob es gar nichts davon wüßte, daß er dem Tode nahe wäre, und bey seinem Leichenbegängnisse brach es in die grausamsten Freudensbezeugungen aus.

Der Tod des Dauphins brachte, wie es gewöhnlich nach dem Absterben des Thronerben eines großen Reichs zu geschehen pflegt, vielfältige Würkungen hervor. Die Frau von Maintenon, die niemahls seine Achtung oder Freundschaft hatte erlangen können, wurde dadurch, eben so wie die legitimirten Prinzen, von einer drückenden Last befreyt. Monseigneur hatte, aus Ehrfurcht für den König, mit dieser ganzen Partey auf einen gewissen höflichen Fuß gelebt, aber niemahls war es ihm erträglich gewesen, daß sie bey dem König allmächtig seyn, er hingegen, als Dauphin für so gar wenig gerechnet werden sollte. Nie konnte er sich entschließen etwas durch ihren Einfluß zu erlangen, eben weil man ihm einmahl, da er etwas suchte, ihre Beywürkung als nothwendig vorgestellt hatte. Ueberdieß begegnete ihm die

Frau

Frau von Maintenon äusserst trocken; und der Duc du Maine, der ihn ganz wie seines gleichen behandelte, ließ ihn unaufhörlich fühlen, daß es für einen Dauphin so gut wie für den geringsten Hofmann, die Hauptsache ist, bey dem Monarchen einen gewissen Grad von Vertraulichkeit zu erlangen. Monseigneur schien zuletzt des Dinges müde zu werden; und die schon weiter oben angeführte Antwort entfuhr ihm so oft, daß der König, die Frau von Maintenon und die legitimirten Prinzen immer mehr darüber aufgebracht wurden.

Sehr auffallend verrieth sich diese Empfindlichkeit, als die Herzogin von Burgund dem König und der Frau von Maintenon erzählte, sie hätte den Dauphin, ihren Schwiegervater, in einem Gespräche mit seinen Vertrautesten über die Krönungsceremonien angetroffen. „Sehn Sie, Monseigneur! hätten die Damen „zu ihm gesagt, da ist der Duc et Pair, der den „alten Herzog von Burgund vorstellen „wird; dieser hier wird das Amt des „Grafen von Toulouse, und jener das „Amt des Herzogs von der Normandie „versehen.“ Diese Geschichte, die einige Tage vor dem Tode des Dauphins vorfiel, war dem König so empfindlich, daß er im Beyseyn des ganzen Hofs zur Antwort gab: „aber ich stehe doch noch nicht „am Rande des Grabes.“

Durch den Tod des Dauphins sahen sich verschiedene Herren am Hofe, die ihm sehr ergeben gewesen waren, in die größte Verlegenheit versetzt. Manche, wie Boufflers, Biron, Harcourt, d'Huxelles, halfen sich noch gut genug, und behaupteten sich am neuen Hofe; andre hingegen kamen von dem Wege zu Beförderung und Gunst in weiter Entfernung ab. Eben

die

die Minister, die sicherer als der ganze übrige Hof die Regierung des Dauphins geahndet hatten, eben sie verloren am meisten durch seinen Tod; denn unter einem Prinzen, dessen scheinbare Gleichgültigkeit vielleicht Klugheit und Selbstdenken verbarg, hatten sie statt seiner zu regieren gehofft. Der Kanzler sah dadurch das ganze Gebäude seiner vieljährigen Politik zertrümmert: Forcy, Vrilliere und Voisin erhielten sich blos durch die Frau von Maintenon. Doch nichts gieng über die schadenfrohe anstößige Freude verschiedener Anhänger des Herzogs von Burgund, die sich nicht scheuten öffentlich zu sagen: Frankreich wäre nun sicher keinen König zu bekommen der sich würde vom Throne stürzen lassen. Der Herzog von Chevreuse, der Herzog von Beauvilliers und Fénélon, die jetzt ihren Zögling und Freund als nächsten Thronerben sahn, verbanden sich jetzt enger durch einen ordentlichen Briefwechsel. Fénélon, der bisher zu Cambray in Ungnade, unter Erwartung mehr günstiger Umstände, gelebt hatte, sah sich jetzt auf einmahl von manchem Höfling, der lange Zeit von ihm entfernt gewesen war, von neuem umgeben. Man wußte daß er bey dem neuen Dauphin viel gelten würde, und keine Schmeicheley, keine Niederträchtigkeit wurde gespart um sein Glück an das Glück des künftigen Günstlings anzuschließen. Doch der würdige Prälat dachte und fühlte zu richtig, als daß er nicht, doppelt bescheiden und zurückhaltend, den niedrigen Hofmann hätte von sich abhalten sollen, der sich blos wegen der Zukunft an ihn drängte. Eben so nahmen auch Chevreuse und Beauvilliers dergleichen platte Freundschaftsbezeigungen auf. Ein solches Betragen nach festen Grundsätzen mußten diese drey vortreffliche Männer beobachten, wenn sie nicht den König, die Frau von Maintenon und die legitimirten Prinzen, die noch immer gemeinschaftlich herrschten, von neuem eifersüchtig machen wollten.

Fenelon

Fenelon, der bescheidener als die beyden andern war, empfand sogar in der weiten Entfernung vom Hof, wie sehr sich sein Zustand durch den Tod des Dauphins geändert hatte. Täglich vermehrten sich die Besuche bey ihm; selbst Officiere die von der Armee in Flandern kamen, beugten vom Wege ab, um nur ihm Beweise von Achtung zu geben. Fenelon erschrack; denn er sah voraus, daß der König, dessen Gunst er verloren hatte, nothwendig darüber aufgebracht werden müßte. Er nahm alle diese Merkmahle der Schmeicheley mit ächter Bescheidenheit auf; und der König, der sie erfuhr, der aber den würdigen Prälaten schon für bestraft genug hielt, that als ob er nichts davon wüßte. Er nahm die reisenden Generale eben so ungezwungen auf wie sonst; nur zuweilen fragte er, ob der oder jener zu Cambray gewesen wäre.

Derjenige selbst, auf den sich alles dieses Schmeicheln und Heucheln der Hofleute bezog, der Herzog von Burgund, verband mit seiner gewöhnlichen Bescheidenheit noch mehr Ehrerbietigkeit gegen den König und noch mehr Achtsamkeit gegen die Frau von Maintenon, die ihm zur Dankbarkeit dafür den König ganz überließ. Allein diese neue Art von Geschmeidigkeit gegen ihn nach dem Tode seines Vaters, ermüdete ihn mehr als sie ihm gefiel: sie machte ihn nur noch verlegener und scheuer. Frau von Maintenon, die in ihm den künftigen Beherrscher sah, nahm sich vor ihn umzuschaffen. Es gelang ihr auch damit; denn sein Charakter hatte Lenksamkeit, wiewohl er sonst von Natur rauh und stürmisch war. So träge nehmlich und so unbedeutend sich sein Vater gezeigt hatte, in eben dem Grade war er von Natur unartig und roh. Er zerschlug seine Möbeln, seine Wanduhren, seine Fensterscheiben, er prügelte seine Leute, wenn er in einer Arbeit die ihm lieb war,

oder in einem Vergnügen gestört wurde. Dabey war er stolz, hartnäckig, unmitleidig, ein Weintrinker, ein Liebhaber von mehrern zugleich und grausam.

Die unumschränkte Herrschaft die Ludwig XIV so gern über seinen ganzen Hof ausübte, vorzüglich über seine Kinder, diese Herrschaft hielt anfangs das kühne Aufbrausen seines Charakters zurück. In der Folge besaß er richtige Einsicht genug zu bemerken, wie nachtheilig einst die Folgen davon für ihn werden könnten. Das Ansehen das sein Vater über ihn behauptete, bewies ihm immer mehr seine Abhängigkeit. Wohin er nur sah, entdeckte er wieder andere Gründe abgeschieden, still, in einer Art von Nichtseyn für die große Welt zu leben. Er zog sich also in sein Kabinet zurück, und suchte sich durch anhaltendes Studium der Geschichte, der Regierungskunst und der französischen Verfassung darauf vorzubereiten, wie er einst Frankreich glücklich machen könnte. Ganz im Stillen seufzte er über das öffentliche Elend unter der blos soldatischen Regierung seines Großvaters, über die Fehler einer Staatsverwaltung, wo äusserlicher Schimmer dem innern Glück der Nation und der Ruhe Frankreichs vorgezogen wurde.

Der Herzog von Burgund liebte seine Gemahlin aufrichtig und warm: sie aber war galant, und wegen verschiedener Liebschaften nicht auffer Verdacht. Unterdessen daß er arbeitete, besuchte sie die sogenannte Menagerie, ein Lusthaus der Marschallin von Noailles zu Saint-Germain, das Rendez-vous verschiedener junger Herrn von leichtem, gefälligem Charakter, schöner Figur und ziemlich ungebundener Moral. Ihre Freundlichkeit gegen Coëtquen und nachher für Rangis, machte ihre Treue gegen ihren Gemahl verdächtig. Es währte

auch

auch gar nicht lange, so mißfielen dem König ihre häufigen Besuche in der Menagerie, und er bestand darauf daß sie jener Gesellschaft entsagen sollte. Dabey wurde ihr, gleichsam vergleichsweise, die Menagerie zu Versailles eingeräumt, wo sie näher unter den Augen des Königs seyn würde. Nachher nennte das böse Publikum erst Goudrin dann Salvert als ihre Lieblinge; auf beyde sollte ich gefolgt seyn.

Der Herzog von Burgund lebte in diesem Stücke vollkommen ruhig, ohne den geringsten Argwohn. Er liebte seine Gemahlin; ihre Treue war ihm eben so wenig zweydeutig als irgend einer von den Herren die um sie waren; nur den Herzog von Berry ausgenommen, der aus seiner Leidenschaft für sie gar kein Geheimniß machte. Nach meinen Beobachtungen benutzte sie jedoch diese Leidenschaft blos dazu, daß sie über ihn herrschte, daß sie ihn zu einem thätigen Werkzeug zu ihren Absichten brauchte, daß sie ihn zum Gegenstande ihrer scherzenden, neckenden Laune nahm. Nach seiner Vermählung mit der Prinzessin von Orleans (1710), die zum Theil ihr Werk war, entzweyten sich die beyden Schwägerinnen wegen ihres verschiedenen Charakters sehr bald. Die Herzogin von Burgund war sanft, einschmeichelnd; täglich ersann sie einen schalkhaften Streich, eine neue Belustigung für den König oder die Frau von Maintenon: Ganz anders war die Herzogin von Berry: leichtsinnig in der Religion, hochmüthig, keiner Nachgiebigkeit fähig, keiner Herablassung, keiner Bemühung die Gunst des Königs oder die allgemeine Achtung zu gewinnen. Daher bekam auch jene die ausgezeichnetesten Merkmahle von der Freundschaft des Königs: die letztere hinge ge mußte immer seine Geringschätzung fühlen, und die meisten Ehrenbezeigungen entbehren, die sonst den Prinzessinnen vom Hause zukommen. Da sie eben nicht gern

in die Messe gieng, so hatte er ihr aufgelegt mit der Herzogin von Burgund dahin zu gehen; so würde man doch eher bemerken wenn sie versäumte, und sie würde sie wenigstens aus Rückfichten auf Menschen besuchen müssen. Doch nun machte sie's zur Gewohnheit die Herzogin von Burgund warten zu lassen, vielleicht weil sie die Herzogin durch die Launen des beleidigten Frauenzimmers ärgern wollte, vielleicht aus Abneigung gegen Andachtsübungen. Ludwig XIV ward endlich der öftern Klagen über ihr Zögern überdrüßig, und sagte einstmahl in Gegenwart vieler Personen zu ihr: sie mögte nicht wieder die Herzogin von Burgand auf sich warten lassen, sondern begreifen lernen, daß zwischen ihr und der Gemahlin des Thronerben ein großer Unterschied sey. Diese wenigen Worte, die Ludwig XIV als Herr sagte, kränkten die Herzogin von Berry sehr. Auch mit ihrer Mutter sprach der König, und machte ihr Vorwürfe wegen der Irreligiosität ihrer Tochter, so wie überhaupt wegen ihrer unordentlichen Aufführung die nur noch wenig Personen bekannt war. Die Herzogin von Orleans erwiederte, die Erziehung ihrer Tochter wäre ganz das Werk ihres Gemahls, sie aber ganz unschuldig daran. Die beyden Schwägerinnen fuhren unterdessen fort sich zu hassen und zu necken: nur gelang es im letztern Stücke der Herzogin von Burgund besser, weil sie das Herz des Königs und der Frau von Maintenon besaß.

Während dieser kleinen Hofunruhen blieb der Herzog von Burgund immer einsam, beynahe unzugänglich. Nachdenken, Beyspiel von Beauvilliers und Fenelon, den beyden rechtschaffensten Männern am Hofe, des Letztern stille Tugend und sanfte Moral hatten seinen unbiegsamen, sonderbaren Charakter so umgeändert, daß er ein Muster von Sanftmuth, Bescheidenheit und Mäßigung

geworden war. Als der König den Ministern mit ihm zu arbeiten befahl, kannte er schon die wichtigsten Geschäffte, hatte er sich schon durch tiefes Forschen in allen Theilen der Staatswissenschaft zum Selbstregieren fähig gemacht. Ja, er hatte sich sogar ein eigenes System von Staatsverwaltung entworfen, das er auch, wenn er auf den Thron gelangt wäre, in Ausübung würde gebracht haben.

Während des Spanischen Erbfolgekriegs gieng es ihm nahe Frankreich so sehr leiden zu sehn, und er dachte schon im voraus auf Linderung. Die sogenannte Dîme royale, die nach Vaubans Vorschlag, nichts anders als eine Territorialauflage war, sollte durch Provinzialständeversammlungen ertheilt werden. Er wollte zu diesem Ende in allen Provinzen die besondern Versammlungen, an deren Stelle der König die geheime willkührliche Intendantenmacht eingeführt hatte, wiederherstellen. Es war sogar seine Absicht, der Nation überhaupt ihre alte Verfassung durch Einführung von Reichstägen zu gewissen festgesetzten Zeiten wiederzugeben. Ausschüsse von Provinzialständen sollten diese Versammlungen ausmachen, und öffentliche Berathschlagungen über das Beste des Reichs sollten ihr Gegenstand seyn. Alle Stände der Nation, auch die Geistlichkeit und den Adel, unterwarf er der Besteurung: übrigens sollten die ersten Korps im Staate ihre andern Vorrechte unverletzt behalten. Diese Grundsätze hatte ihm Fenelon in der Ueberzeugung beygebracht, daß dem Ansehen eines Königs der niemahls stirbt, durch erbliche oder nachgewählte Repräsentanten ein Gleichgewicht gegeben werden müsse. Denn eine unbedingte Wahlfähigkeit derjenigen Bürger, die zu bestimmten Zeiten im Namen der Nation handeln sollten, würde sich nicht lange gegen die erbliche Macht eines mächtigen und immer bewaffneten Monarchen behaupten können.

Auf solche Art wären jener alten Aristokratie, die dem Staate so gefährlich gewesen war, durch das königliche Ansehen sowohl, als durch den Beytritt der Reichsstände und des dritten Standes, Fesseln angelegt worden. Ehedem hatte England aus der alten französischen Verfassung Verschiedenes zur Errichtung seines Parlements entlehnt: umgekehrt würde der Herzog von Burgund, dadurch, daß er die Reichstäge wieder hergestellt, und diese politische Hierarchie beybehalten hätte, Frankreich seine alte Verfassung wiedergegeben haben. Und auch diese hätte er umgeschaffen, wäre sie in irgend einem Stücke mit dem Grundsatze, der ihr zur Unterlage dienen sollte, im Widerspruch gewesen; ich meyne mit dem Grundsatz der damahls eine Art von Majestätslästerung war:

Der König ist für das Volk, nicht das Volk für den König.

Die kommenden Geschlechter werden Fenelon und Beauvilliers dafür danken, daß sie den Herzog von Burgund auf so reine Grundsätze geführt haben. Er hätte einst die Fehler seines Großvaters und meines Großoheims wieder gut gemacht, und Frankreich hätte ihn dafür geseegnet.

Als er, nach dem Tode seines Vaters, der Schmeicheranbetung müde, sich immer unzugänglicher in seine Einsamkeit zurückzog, da fand es Frau von Maintenon ihrem eigenen Vortheil gemäß ihn mit den Regierungsangelegenheiten zu beschäfftigen. That sie das nicht, so konnte, wenn er zur Regierung kam, sein erster Schritt sie und die legitimirten Prinzen nöthigen es zu bereuen. Ihre eigene Erfahrung hatte sie schon belehrt, wie schädlich es ihr gewesen war, daß sie den vorigen Dauphin und die Herzogin von Orleans gegen sich gehabt hatte.

Auf einer andern Seite war er von den Fesseln der väterlichen Gewalt entladen: er athmete freyer; er ward sogar Hofmann. Der König gönnte ihm nun einigen Antheil an den Geschäfften, und lehrte sie ihn stufenweise kennen, erst die gewöhnlichsten, dann die geheimsten und wichtigsten. Auch befahl er den Ministern ihm Unterricht zu geben, und mit ihm in seinem Kabinet zu arbeiten. Dieses war das erste und auch das einzigemahl daß er irgend einem Menschen ein solches Vertrauen schenkte. Wer nur den König kannte, wunderte sich darüber im höchsten Grade; denn Ludwig XIV hatte immer nur befohlen, niemahls seine Macht getheilt.

So bereitete denn alles zu der Erwartung einer in der That neuen Regierung vor, als ein schauervoller Tod erst seine Gemahlin, und bald hernach ihn selbst dahin riß.

Am sechsten Februar 1712 erfuhr man, die Herzogin, die, weil der König keinen starken Geruch leiden konnte, ihren Tabak heimlich nahm, hätte von einem gewissen Herrn, der ihr auch seine Dose gelassen, Tabak genommen: noch in demselben Augenblicke hätte sie ein fürchterlicher Schauer überfallen, der mit grausamen Schmerzen an den Schläfen und im Gehirn, und mit einem starken Fieber begleitet gewesen wäre.

Am sechsten wurde das Fieber noch einmahl so heftig. Sie verlangte ihre Dose die unsichtbar geworden war, und sagte dabey zu verschiedenen Personen, sie hielte sie für vergiftet: doch warf sie dabey keinen Verdacht auf den Urheber dieses Geschenks; sie sagte vielmehr viel Gutes von ihm.

Die folgenden Tage über trat an die Stelle jener örtlichen grausamen Schmerzen ein tiefes Schlummern: auch erschienen und verschwanden wieder einige

Symptomen von Masern. Ein Brechmittel das man ihr gab, würkte heftig, schaffte ihr aber keine Linderung. Weil ihr Zustand gefährlich wurde, so sprach man von Beichte: allein sie wollte weder ihren ordentlichen Beichtvater, noch einen andern Jesuiten, sondern sie verlangte ausdrücklich einen Baarfüßer. Dadurch ärgerte sie nicht nur alle Frömmlinge die den fürstlichen Personen in den letzten Zügen diese so nöthige Freyheit auf ihr Verlangen nicht zugestehen wollen; sie reitzte auch das Mißvergnügen der Jesuiten, denen so viel daran liegt das Gewissen der Fürsten bis zum letzten Augenblick vor der großen Reise im Besitz zu behalten. Ihre Beichte war lang und mühsam; denn sie hatte ziemlich öffentlich gesagt, sie wollte rein ausbeichten. Auch ließ sie durch ihren Beichtvater viele Papiere verbrennen. Freylich sind dasmahls nicht alle verbrennt worden; denn ich hebe noch gewisse Briefchen in der nachdrücklichsten Sprache geschrieben, wie einen Schatz auf. Nach der Beichte empfieng sie die übrigen Sakramente mit mehr Ruhe. Gleichwohl hieng sie noch immer sehr am Leben; unter tiefen Seufzern sprach sie von Wiedergenesung, an welcher sie doch immer trostlos verzweifelte. Sie betete um längeres Leben, und konnte unmöglich verhehlen, wie sehr sie die gänzliche Vergessenheit scheute, die selbst auf die Regierungen der geliebtesten Fürsten an den Höfen folgt. „Heute, sagte sie, bin ich noch die ge„liebte Herzogin, morgen nichts, über„morgen vergessen."

Es wurde ihr zur Ader gelassen, und noch ein Brechmittel gegeben. Dieses aber erschwerte noch die fürchterlichen Symptomen; bis sie endlich unter entsetzlichen Verzuckungen, die alle Anwesenden mit Grausen erfüllten, verschied. Der König kniete dabey an ihrem Bette bis zu ihrem letzten Augenblick.

Die

Die Frau von Maintenon stand damahls in der höchsten Gunst, und man sagte öffentlich sie wäre die Gemahlin des Königs. Mein Vater schrieb an sie, und wünschte ihr Glück zu einem päbstlichen Breve, wodurch sie dafür sollte erklärt worden seyn; mit dem Zusatz, daß er so, wie ganz Frankreich und ganz Europa wünsche, sie öffentlich am Hofe dafür anerkannt zu sehen. Hier ist ihre Antwort:

„Es ist richtig, daß S. H. mich mit einem Breve „beehrt hat, welches sehr verbindlich seyn „soll. Allein ich bin dadurch um nichts gebessert; „und die Ehre die mir dadurch wiederfährt, ist blos „eine Folge von derjenigen die mir der König erzeigt. „Ich bitte Gott, daß ich in allem andern eben so hell se„hen möge, als ich in diesem Stücke sehe. Ich hoffe, „die Sache werde noch die Wendung so „nehmen, wie Sie es wünschen, und wie Sie „versichert sind, daß es auch mein herzlicher Wunsch ist."

„Sie werden schon wissen daß die Dauphine „nicht mehr lebt. Man war schon lange darauf vor„bereitet; nur so bald hatte man ihren Tod doch nicht ver„muthet. Wolle der Himmel, daß er sie nicht überrascht „habe! Frömmigkeit und Standhaftigkeit hat sie wes„nigstens gezeigt. Der König hat eine Stunde am Fuß „ihres Bettes gebetet, und gesehn wie sie verschieden ist. „Sie werden auch schon wissen, daß er Bessola eine Pen„sion zugestanden hat. Monseigneur ist gerührter ge„wesen als er hat ausdrücken können: man spricht schon „von Wiedervermählung. Leben sie wohl! die Welt „vergeht, und wir mit ihr, wenn uns die Reihe trifft: „es ist gut, wenn man daran denkt. Doch das wissen „Sie besser als irgend jemand; und was ich davon „weiß, das hab ich blos von Ihnen. Ich vergesse jene

„glücklichen Zeiten nie: und unverändert bleibt Ihnen „die Achtung und die zärtliche Zuneigung die ich jeder„zeit für Sie gehabt habe. Sie aber schreiben mir mit „einer Feyerlichkeit die mir äusserst unangenehm ist.“

Unterdessen daß man am Hofe von Wiedervermählung des Dauphins sprach, lag er auf dem Todenbette. Er stand bereits ähnliche Schmerzen aus, und sagte oft, die Warnung die Boudin erhalten hätte, mögte wohl Würklichkeit geworden seyn. Hierüber entstand blos ein schüchternes Gemurmel, das sich in der Hauptstadt, und von da in die Provinzen verbreitete. Man glaubte, wie bey der Dauphine, auf kurze Zeit, es wären die Masern; die unbestimmten Symptomen von dieser Krankheit erschienen und verschwanden auf der Stelle wieder. Man sagte sich ganz leise ins Ohr, es müßte wohl auch hier die nehmliche Ursache eintreten. Kurz, er starb, wie seine Gemahlin, unter schrecklichen Schmerzen. Nach einigen Tagen hätten die schauervollen Symptomen von seiner und seiner Gemahlin Krankheit beynahe blutige Streitigkeiten zwischen den Aerzten und Wundärzten erregt. Das Publikum glaubte lange und glaubt noch, Gift sey die Ursache dieser beyden Todesfälle gewesen, über welche das Reich mit vollem Rechte untröstlich war, über die sich auch der König tiefer grämte, als er wollte sichtbar werden lassen. Entsetzungsvoll waren auch in der That diese Todesfälle. Ein Prinz, eine Prinzessin, die man liebte, die bestimmten Erben einer Krone die man schon lange mit Widerwillen auf Ludwigs XIV Haupte sah, diese wurden beyde, neben einander, auf ebendemselben Paradebette einem Volke gezeigt, das sich mit Klagen und Thränen über seinen Verlust in grossen Schaaren herzudrängte.

Am siebenten des folgenden Monats wurde ihr hinterlassener ältester Prinz, der Herzog von Bretagne plötzlich krank; es sollten wieder die Masern seyn. Bald darauf klagte sich auch der jüngere Prinz, der Herzog von Anjou (nachher Ludwig XV). Als beyde Prinzen in den letzten Zügen lagen, befahl der König daß sie getauft werden sollten; und im Nothfall sollten die ersten die besten zu Pathen genommen werden. Der jüngere Prinz kam davon; und da man ihm, auf allen Fall, Gegengift hatte nehmen lassen, so sagte man öffentlich, dieses Mittel allein hätte ihn gerettet: der ältere aber starb am achten März, in seinem fünften Jahre.

Großvater, Vater und Sohn, alle drey Dauphins und Ludwigs XIV Nachkommen, starben also unter seinen Augen binnen einem Jahre.

Von dem ganzen königlichen Hause war niemand mehr übrig als der Herzog von Berry; und auch dieser bekam am ersten May einen tödlichen Anfall. Es wurde ihm zweymahl ein Brechmittel und dann Manna gegeben, aber es erfolgte keine Würkung: die Anwesenden sagten daher, das Gift wäre zu stark gewesen. Am folgenden Tage wurde ihm zur Ader gelassen; er bekam heftige Blutstürze; es war unmöglich ihm die letzte Oelung zu geben. Die Aerzte sagten, er hätte sich acht Tage vorher, als er auf der Jagd sein Pferd vom Sturz in einen Graben zurückhalten wollen, durch die heftige Anstrengung eine Ader zersprengt. Es wurde sogar hinzugesetzt, er hätte seitdem, alle Tage, heimlich viel Blut ausgeworfen, und auf einem andern Wege von sich gegeben. Auch wollte man wissen, daß er am vierten May, kurz vor seinem Tode, als ihm der Kopf schwer geworden wäre, sich seinem Beichtvater, dem Pater de la Rue, entdeckt hätte. Seine Gemahlin wurde sorgfältig von ihm entfernt gehalten; zumahl da

sie schwanger war, und sich Reden erlaubte, die an Höfen wo man wenig spricht, als sehr unbedachtsam angesehen werden.

So erlosch denn die Hoffnungsvolle Familie Ludwigs XIV! Die Ursachen davon werden vielleicht ewig ein Räthsel bleiben: das sagten die aufgeklärtesten Herren am Hofe, und ich bin schuldig ihre Worte der Nachwelt aufzubewahren. Gab es einige unter ihnen, die jene Todesfälle für natürlich hielten, so gab es dagegen andere, Männer von geprüfter Rechtschaffenheit und keines Verläumdens fähig, die damahls geradezu sagten und nachher auch ihren Kindern hinterließen, die Prinzen wären an Gift gestorben. Dangeau, der furchtsamste, feinste, am meisten schmeichelnde Höfling, schreibt in seinen weitläuftigen handschriftlichen Memoiren von dem Tode des ersten Dauphins:

„Der König erfuhr, am neunten April 1711, „beym Lever, vom Hrn. Autin, Monseigneur hätte sich „beym Erwachen sehr schwach und krank befunden. Um „11 Uhr zeigte sich Fieber, und nahm immer zu. Die „Aerzte glaubten, es wäre Gift bey seiner Krankheit: auch verbot der König, daß die „Prinzen und Prinzessinnen nicht auf sein Zimmer gelassen werden sollten. Am zehnten war die Krankheit „so, daß man glaubte er hätte vielleicht die Blattern, vielleicht ein Scharlachfieber."

Der König schien daher sehr ernstlich verhindern zu wollen, daß niemand, der diese Krankheit noch nicht gehabt hätte, ihm nicht zu nahe kommen sollte. Vom Anfang bis zum Ende der Krankheit ermangelte man nicht, in der Hofsprache zu antworten: Monseigneur befinde sich so wohl als er sich, seinen Umständen nach, befinden könne; eine

ne unbedeutende Antwort, die aber in ähnlichen Fällen noch jetzt in der Gazette de France gebraucht wird. In der ganzen Krankheit hatte der Dauphin häufig betäubende Schlummer. Am 13 warf sich das Gift der Krankheit in den Kopf und auf die Brust, und er starb am 14 April 1711. Er wurde nicht geöffnet, wegen des Giftes der Krankheit.

Von dem Tode des Herzogs von Burgund sagt Dangeau:

„Am siebenten, einem Sonntage, Abends 7 Uhr, „1713 empfand die Dauphine heftige Schmerzen unter „den Schläfen. Eben wegen ihrer Schmerzen ließ sie „den König bitten sie nicht zu besuchen.

„Am achten waren die Schmerzen äusserst heftig, „ohnerachtet sie Opium nahm, und Tabak rauchte, „roch und kaute: bey den Kindeswehen, sagte sie, hätte sie nicht so viel ausgestanden.

„Die Säfte mußten doch sehr bösartig seyn, weil sie heftige Schmerzen „erregten.

„Am neunten sagte der Leibarzt zum König, er „hielt es ganz ohnfehlbar für die Masern: am Abend „sah man, daß es nicht die Masern waren.

„Am zehnten stritt man noch immer darüber. „Waren sie es, so waren es gewiß sehr bösartige Masern. Am zwölften Februar starb sie: „aber bey der Leichenöffnung die der König befahl, „fand man keine Ursachen ihres Todes.“

Ich will nun noch anführen was der Graf von Maurepas von der Sache hält. Er war damahls noch ein Kind, eine Art von Schöker der überall war, überall durch muntere Einfälle, durch artige Kleinigkeiten

gefiel,

gefiel, dessen Frivolität und Etourderie so wenig gefährlich zu seyn schienen, daß die Damen nur ihr Spiel damit trieben. Seine handschriftlichen Memoiren, die während seiner Verbannung gesammlet worden sind, tragen das Gepräge ihres Urhebers nur zu sehr; was sie etwa noch anziehend macht, sind einige Anekdoten, die man blos hier findet, und einige lustige oder satyrische Stücke in Versen bey Anekdoten von der skandalösen Art.

„Die Herzogin von Burgund (heißt es in diesen Me„moiren, B. 1. S. 75) soll an Gift gestorben seyn, und „dieses Gift soll sie in einer Dose bekommen haben, die „verloren gegangen war, und erst drey Wochen nach „ihrem Tode wiedergefunden wurde. Herr von Gou„drin hatte auch davon genommen, und starb sechs „Wochen vor ihr, an einer Krankheit die man für zu„rückgetretene Blattern hielt. Auch der Dauphin soll „ebendieselbe Krankheit durch das Lesen eines Briefs oh„ne Unterschrift bekommen haben. Er hat das selbst „gesagt; mit dem Zusatz: die Mörder seiner Frau hät„ten ihn eben so wenig verschont. Einer Kollation die „der Herzog von Bretagne und sein Bruder (nachher „Ludwig XV) bey dem Herzog von Chartres eingenom„men hatten, schrieb man den Tod des Erstern und die „Krankheit des Letztern zu, den Frau von Ventadour „dadurch rettete, daß sie ihm, wiewohl er schon drey „Jahr alt war, wieder Muttermilch geben ließ. Bey „allen diesen Krankheiten traten die nehmlichen Symp„tomen ein. Während dieser verschiedenen Zufälle hatte „die Dauphine unerträgliches Kopfweh; der Dauphin „empfand in den Eingeweiden ein verzehrendes Feuer; „und der Herzog von Bretagne mußte sich unaufhörlich „brechen.“

Mitten

Mitten unter so vielen Unglücksschlägen schien der König unerschütterlich zu seyn. Es war indessen keine Fühllosigkeit gegen die Strafen des Himmels, der einen Monarchen, welcher über eine hoffnungsvolle Nachkommenschaft herrschen wollte, zu strafen schien: sondern stoische Ruhe und christliche Ergebung, als ihm die Vorsehung augenscheinlich zeigte, daß ihn eben das Schicksal träfe wie den geringsten Sterblichen. So aufrichtig die Nachwelt diese seine Standhaftigkeit bewundern wird, so wenig wird sie es ihm verzeyhen, daß er Fenelons Handschriften und Briefe an den Herzog von Burgund vernichten ließ. Dieser hatte sie in einem geheimen Kästchen aufbewahrt: der König aber ließ sich das Kästchen bringen, und verbrannte alles; auch die Protokolle von der Leichenöffnung der Prinzen.

Die Faktion der legitimirten Prinzen, die schon vorher mit der Frau von Maintenon genau verbunden gewesen war, schloß sich jetzt noch enger an sie an. Sie scheute sich nicht dem Herzog von Orleans Schuld zu geben, daß er entfernte Maaßregeln nähme sich des Throns zu versichern. Unter seine Vertrauten, unter die Gefährten seiner nächtlichen Schwärmereyen zu Saint-Cloud und im Palais-Royal, vor deren Erzählung schon die frommen Seelen schauderten, unter diese Lieblinge des Herzogs von Orleans gehörte auch der englische Gesandte, Stairs. Dieser versprach ihm den nachdrücklichsten Beystand von England, auf den Fall, wenn nach dem Tode des Herzogs von Anjou irgend eine Macht seine Ansprüche auf die Krone streitig machen wollte. Der Herzog, der durch einen Gefährten im Vergnügen einige Hoffnung von Unterstützung sah, verband sich mit ihm noch genauer als vorher. Ihr vertrauter Umgang wurde, so behutsam sie auch waren, dennoch dem scharfsichtigen Monarchen verdächtig. Diesen drängten auf

der

der andern Seite die Frau von Maintenon und die legitimirten Prinzen, die ihn unaufhörlich umringten. Er dachte also auf ein Mittel dem künftigen Reichsverweser die Hände zu binden; und zwar durch Zuordnung eines Staatsraths, wo dem Regenten blos die Präsidentenstelle gelassen werden sollte. In diesem Gedanken wurde der König durch die Klagen der Frau von Maintenon und seiner legitimirten Kinder, vorzüglich des Herzogs von Maine, immer mehr bestärkt.

An diese heftete ihn das Gefühl von Bedürfniß einer täglichen Stütze mit jedem Tage mehr. Kaum war daher der Herzog von Berry gestorben, so hob er sie noch weit höher empor, als sie bisher gestanden hatten.

Die Frau von Maintenon sagt in ihren damahligen Briefen an meinen Vater, sie hätte den Duc du Maine ganz ausserordentlich lieb. Ebendasselbe sagte der König, und bewies es auch, bey jeder Veranlassung, durch die That. Auf ihr und auf den Grafen von Toulouse sollten gleichsam die Empfindungen forterben, mit welchen die Natur für die so schnell nach einander verstorbenen Prinzen vom Geblüt durchdrungen gewesen war. Schon im J. 1673 hatte er ihnen den Namen Bourbon beygelegt, und sie für seine rechtmäßige Söhne erklären wollen, wiewohl sie beyde noch bey Lebzeiten des Marquis von Montespan geboren waren, und also, nach den Gesetzen und dem Gebrauche gemäß, ihm angehörten. Weiterhin (1694) gab er ihnen den Rang unmittelbar nach den Prinzen vom Geblüt, vor den Prinzen die sich in Frankreich aufhielten und ausser dem Königreiche unabhängige Besitzungen hatten. Um diese Vorrechte noch zu vermehren, verordnete der König durch ein anderes Edikt, daß, wenn einst keine rechtmäßige Prinzen aus dem Hause Bourbon übrig wären, alsdann

des

des Herzogs und des Grafen Kinder aus rechtmäßigen Ehen kronfähig seyn sollten.

Hierüber erstaunte ganz Frankreich. Der König, sagte man, nehme hier einen Fall an, wo die Nation allein sich einen neuen Herrn geben könnte; er wolle noch in die entfernteste ungewisse Zukunft hinaus gebieten. Indessen dabey blieb es auch; Frankreich verstummte wieder; und das an blinden Gehorsam gebundene Parlement wagte nicht die mindeste Vorstellung, sondern verließ sich ganz auf die Weisheit des Königs. In der Versammlung am zweyten August, wo das Edikt eingezeichnet wurde, waren der Herzog von Enghieu, der Prinz von Conti, so wie der Herzog von Maine und der Graf von Toulouse selbst. Auch befanden sich dabey viele Ducs und geistliche sowohl als weltliche Pairs. Namentlich war auch hier eben der Herzog von Saint-Simon, der sich in der Folge so entrüstet über diesen wichtigen Schritt des Monarchen zeigt: so sehr war damahls jedermann gewöhnt jede Laune des Königs zu unterschreiben! Auf das Edikt folgte eine Erklärung, vermöge welcher die legitimirten Prinzen sich Prinzen vom Geblüt nennen durften; dieses Titels sollten sie gewöhnlich und bey feyerlichen Gelegenheiten genießen; zwischen ihnen und den Prinzen vom Geblüt sollte kein anderer Unterschied seyn als der Rang, den jene über sie behalten würden. Auf solche Art that Ludwig XIV für seine natürlichen Kinder weit mehr als jemahls ein Monarch vor ihm versucht hatte. Cäsar von Vendome, ein natürlicher Sohn Heinrichs IV, war gewiß mehr begünstigt worden als wir von irgend einem andern in der neuern Geschichte wissen; und doch hatte er nur den Rang unmittelbar nach den Prinzen vom Geblüt erlangt. Ludwig XIV gieng weiter; denn er

machte

machte sie zu Prinzen vom Geblüt, und zu Gliedern des königlichen Hauses.

Es ist ausgemacht, daß die Frau von Maintenon zu diesen günstigen Gesinnungen des Königs gegen seine natürlichen Kinder sehr viel beygetragen hat, weil sie ihre Zöglinge waren. Der Herzog von Maine wußte recht gut wer seine Mutter gewesen war: aber wahre Zuneigung hatte er blos zu der Frau von Maintenon, seiner ehemahligen Aufseherin. Der ganze Hof scheute ihn; denn er konnte durch sie nach Belieben gutes oder böses stiften. Niemand, nicht einmahl die Prinzen und Pairs, welchen doch diese Gesinnungen des Königs am nachtheiligsten waren, getrauten sich dagegen zu reden. Im Gegentheil, jedermann sprach vom Duc du Maine nicht anders als von einem Fürsten, der so gut, besonders aber, der so fromm und deswegen aller Belohnungen würdig wäre.

Wahr ist es auch, daß er in der That manche Eigenschaft besaß, die damahls für persönlichen Vorzug galt. Nicht leicht erzählte jemand besser als er; von der Frau von Maintenon hatte er so viele einzelne Andachtsübungen gelernt, als ein Mann von einem Frauenzimmer, ohne lächerlich zu werden, lernen kann; seine Fasten hielt er mit einer Strenge ohne Beyspiel; man hätt' es mit ihm verdorben, wenn man Gleichgültigkeit gegen die Religion verrathen hätte. Uebrigens war er ein Mann von Geist und feinem Witz, und dabey das Werkzeug der allesvermögenden Frau von Maintenon.

Nicht so viel Charakter und mehr Schüchternes hatte der Graf von Toulouse. Dieser Prinz besaß die Kunst jedermann zu gefallen, jedermann beyzustimmen, sich das Ansehen zu geben als wäre ihm nicht einmahl das Daseyn einer Partey, einer verschiedenen Meynung,

einer

einer Faktion bekannt. Es war ein sehr gefälliger Mann, bey jedermann beliebt, und der einzige der zugleich dem alten und neuen Hof angenehm seyn konnte. Er lebte eingezogen, theilte sich wenig mit, schien jedem neuen Geschäffte, jeder unbekannter Figur auszuweichen, verrieth nicht die geringste Neugierde. Indessen kam das nicht von gänzlicher Gleichgültigkeit, (wiewohl auch ein kleiner Zusatz davon dabey seyn mogte) sondern es war würkliche Klugheit, die ihm jedermanns Achtung erwarb.

Durch den Tod so vieler Thronerben gewann die Partey oder vielmehr die Faktion der legitimirten Prinzen unendlich viel. Der Haß, den jene, die Herzogin von Burgund ausgenommen, gegen die Favoritin und ihre Zöglinge gehabt hatten, war jetzt erloschen. Ausserdem hatte diese Partey befürchten müssen, wenn jene Thronerben bald zur Regierung kämen, so mögten sie wegen des Zwangs und Drucks, dem Ludwigs XIV Enkel und Kinder ausgesetzt gewesen waren, Rache nehmen. Ferner hatten sie den Herzog von Orleans zu fürchten, den sie haßten, und von dem sie wieder gehaßt wurden. Nach den Reichsgesetzen mußte er Regent werden: sie beschlossen ihm dieses Vorrecht durch ein Testament, welches sie von Ludwig XIV erschleichen wollten, zu entziehen. Damit aber der Monarch ein solches Testament desto leichter machen möchte, brauchten sie von neuem die Verläumdungssucht, die auch dem Unschuldigsten zum Verbrecher macht. Man gab ihm Schuld, er beschäfftige sich, mit einem gewissen Homberg, bey seinen chemischen Arbeiten blos mit Zubereitung von Giften, um sich, bey der allmähligen Abnahme der königlichen Familie, den einzigen Weg zum Throne zu bahnen.

Niemahls ist der Herzog von Orleans mein besonderer Gönner gewesen; ich habe auch immer geglaubt

aus Pflicht und Dankbarkeit mich an den alten Hof dem ich meine erste Beförderung zu danken hatte, und an die Ueberreste dieses Hofs halten zu müssen. Indessen bedauerte ich doch das Loos dieses Prinzen, der an den Schandthaten die man ihm aufbürden wollte, gewiß unschuldig war. Ich sah nichts als Verläumdung in den Urtheilen der Andächtler, Bischöffe, Priester, Mönche und Molinisten, die von der Frau von Maintenon aufgehetzt waren; am meisten aber in den Urtheilen von Seiten des Kardinals und des Hauses Rohan. Man sprengte Dinge aus, die gar keinen, oder nur einen sehr lächerlichen Grund hatten. Man suchte nehmlich den Beweis für seine vorgebliche Giftmischerey darin, daß er weder Sitten noch Religion, und dabey einen so starken Hang zur Chemie hätte. Als ob jemand deswegen ein Meuchelmörder wäre, weil er nicht alles glaubt was sein Nachbar zu glauben für gut findet, oder weil man ein Temperament hat das sinnlichen Genuß liebt! Wahr ist es, der Herzog von Orleans hatte einen ausschweifenden Hang zum Vergnügen; wahr ist es auch daß dieser Hang bis zur Ausschweifung gieng; er war in diesem Stücke von den gewöhnlichen Menschen eben so sehr verschieden, als die Jugend im ersten Feuer von kalten oder bejahrten Personen. Allein es ist noch ein großer Abstand von einem Temperament dieser Art zu dem kaltblütigen Meuchelmörder: was zu diesem gehört, davon fand sich nichts ähnliches an ihm. Gleichwohl wiederholten die politischen Tartuffen unaufhörlich, er wäre der Urheber des Todes unserer Prinzen: sie wiederhohlten es, weil es ihnen so eingefallen, weil in allem was er that, eine andere Wendung war, als sie es den Umständen nach von ihm erwarteten.

Auf solche Art überredete man den König, daß sein Neffe jener Greuelthaten schuldig wäre. Hierzu kam,

daß

daß die Frau von Maintenon besorgte, man mögte sie ihr beymessen; wie sie denn schon am Tode des grossen Dauphins Antheil gehabt haben sollte. Man versicherte daher dem König, der Herzog von Orleans glühe vor Herrschsucht: der kleine vierjährige Dauphin sey das letzte Opfer, das er verfehlt habe; aber er werde gewiß auch noch dieses seinem Ehrgeitze bringen. Man müßte, wurde noch hinzugesetzt, ihm die Regentschaft, vorzüglich aber die Oberaufsicht über die Erziehung des jungen Prinzen nehmen, und beydes mit dem Kommando über die Armee, besonders über die Haustruppen, dem Herzog von Maine übertragen. Bis an die äussersten Grenzen des Reichs wurde das Gerücht verbreitet, daß er die königlichen Kinder vergeben hätte. Er konnte nicht mehr öffentlich erscheinen, ohne sich zurufen zu hören: „Da ist der Mörder! da ist der Vergifter „unserer Prinzen!" Deswegen nahm er auch, so oft er ausfuhr, ganze Säcke voll Gold und Silber bey sich, um dem Volk, im Fall eines Aufstandes, ein Spiel machen zu können. Dabey verließen ihn Verwandte und Freunde, aus Furcht in seinen Fall mit verwickelt zu werden. Ich weiß noch sehr genau, daß ich ihn in dieser Verlassenheit sehr oft besucht, getröstet, aufgerichtet habe. Auch schien er dankbar dafür zu seyn: allein in der Folge vergaß er den Dienst den ich ihm geleistet hatte, und stürzte mich in eben die Lage worin er selbst gewesen war.

Tiefgekränkt gieng er einstmahl zum König, und bat ihm seinen Proceß machen zu lassen; er sey bereit sich freywillig in die Bastille zu stellen. Der König empfieng ihn mit einem geheimnißvollen Stillschweigen, das den Herzog niederschlug. „Ich will kein Auf„sehen, gab er ihm endlich zur Antwort, und ver„biete Ihnen, auch keines zu machen."

„Aber, versetzte der Herzog, wenn ich mich „nun in die Bastille stelle, Sire, wollen „Sie mir denn nicht die Gnade erweisen „meine Sache gehörig untersuchen zu „lassen?“ „Wenn Sie, erwiederte der Monarch, „in die Bastille gehen, so bleiben Sie auch „dort.“ „So lassen Sie wenigstens Hom„berg festsetzen“ sagte der Herzog zuletzt. Dieses bewilligte auch der König, und schickte Befehl an den Grafen von Pont-Chartrain zur Ausfertigung eines Siegelbriefs (lettre de cachet). Der Kanzler, der zum voraus von seinem Sohne Nachricht davon bekam, gieng auf der Stelle zum König, und bewürkte den Wiederruf des Befehls. Dieser Wiederruf ärgerte die Feinde des Herzogs; denn durch jenen auffallenden Schritt wären sie berechtigt worden, ihn öffentlich als Vergifter der Prinzen anzuklagen. Pont-Chartrain ließ dagegen bemerken, daß eine Neuigkeit von solcher Art in der Hauptstadt und in den Provinzen manches Gerücht erregen würde, dessen Folgen sich nicht übersehen ließen; die Verhaftung des Herzogs würde das königliche Haus beschimpfen, und eine Untersuchung gegen ihn etwas sehr gehäßiges seyn; und, wäre auch der Herzog in eben dem Grade strafbar, als er ihn nach seiner Ueberzeugung für unschuldig hielte, so müßte dennoch auf sein Verbrechen für immer ein undurchdringlicher Schleyer geworfen werden. Der König antwortete dem Kanzler: er hätte den Verhaftbefehl blos auf das dringende Ansuchen des Herzogs selbst gegeben, und Pont-Chartrain hätte freye Hand ihn nicht zu vollziehen.

Auf der andern Seite suchten die Wüstlinge zu Saint-Cloud und im Palais-Royal den Verdacht der Giftmischerey auf die legitimirten Prinzen zurückzuwerfen. Sie bemühten sich zu zeigen, wie viel dem Herzog von

Maine

Maine daran läge alle Prinzen vom Geblüte auszurotten, damit dereinst jenes berüchtigte Edikt, welches ihm das Recht zur Thronfolge gab, in Würklichkeit übergehen könnte. Ja, sie giengen so weit, daß sie den Vergifter der Prinzen öffentlich nennten. Der Herzog aber setzte sogar hinzu: wenn das Kind, dem die Krone gebührte, und dem man das Leben gerettet hätte, auch noch umkäme, so würde dieser Todesfall gewiß der Vorbote des seinigen seyn, so würde sich endlich, auf Kosten seines Lebens, seine Unschuld bewähren. Indessen die Ausſprengungen der legitimirten Prinzen und der Favoritin vermogten mehr als die Gegenausſprengungen des Herzogs, der weiter nichts für sich hatte als seine Unschuld und seine Freudengenossen. Zudem standen die legitimirten Prinzen bey allen Ständen der Nation in gutem Ruf, und ganz Frankreich war noch andächtig, wie sie und die Frau von Maintenon. Was man also in Saint-Cloud und im Palais-Royal unter die Leute zu bringen suchte, wurde nicht einmahl nachgesagt.

Es ist auch dem Herzog niemahls gelungen die Verläumdung von Giftmischerey gegen die Prinzen und von geheimen Absichten auf das Leben des jungen Königs, ganz zum Schweigen zu bringen. Als Ludwig XV krank wurde, kündigte man schon seinen Tod als sehr nahe an. Als er ihm seinen Hofmeister Villeroy nahm, sollte die Absicht seyn, damit ihn nichts an seinem Mordplane hindern könnte. Ludwig XV gestand ihm selbst, nachdem er volljährig geworden war, wie oft man ihm während seiner Minderjährigkeit ein panisches Schrecken eingejagt hätte; begleitete auch dieses Geständniß mit dem ganzen Ausdruck der Dankbarkeit und Freundschaft, ohnerachtet sich das Publikum noch immer mit den seltsamsten Schimären trug.

Ludwig XIV kennte seinen Neffen vollkommen; und gleichwohl war ihm, in seinen letzten Jahren, dieser Neffe der Gegenstand einer immerwährenden Beunruhigung. Doch die Nachwelt soll Wahrheit wissen! Die Frau von Maintenon und der Duc du Maine hatten dem Monarchen zu überreden gewußt, daß er beständig ihre Wachsamkeit, ihre Sorgfalt, ihre Gesellschaft nöthig hätte, um nicht auch seinen Theil von dem Gifte zu bekommen, das für alle Prinzen bestimmt wäre. Beyde wollten nach dem Tode des Königs noch herrschen; nur der Herzog, dem natürlicherweise die Reichsverwesung anvertraut werden mußte, stand ihnen im Wege. Deswegen unterhielten sie den König beständig in Furcht, daß der kronsüchtige Herzog von Orleans jeden aus dem Wege zu räumen suchte, dem seine Geburt ein Recht zum Throne gab. Daher entwarfen sie weiter den Plan den König zu einem Testamente zu vermögen, das dem Herzog blos einen Titel ohne würkliche Macht gäbe. Im Grunde hofften sie, der Herzog würde vielleicht, mit seinen Vergnügungen beschäfftigt, weder stolz noch vermögend genug seyn das Testament anzugreifen. Zugleich wollten sie ihm die Aufsicht über die Erziehung des jungen Königs aus den Händen winden; es sollte ein Hofmeister und, auf allen Fall, ein zweyter Hofmeister ernennt werden. Die vornehmsten Stellen wollten sie, während der Minderjährigkeit an die ersten Chefs am Hofe, an Freunde des Königs, oder an seine legitimirten Söhne vergeben: dadurch, glaubten sie, würde ein Bund, eine mächtige Faktion entstehen, die das Regierungssystem Ludwigs XIV gegen alle mögliche Angriffe des Herzogs von Orleans mit Erfolg würde in Schutz nehmen können.

Dem Herzog von Maine, der in den letzten Jahren Ludwigs XIV die ganze königliche Gewalt besaß,

mußte doppelt daran gelegen seyn, sich im Besitz dieser Gewalt zu erhalten. Er sah nehmlich voraus, daß, wenn der Herzog von Orleans zum unbeschränkten Regenten erklärt würde, die Erhebung seines Hauses zum Rang der Prinzen vom Geblüt sich nicht würde behaupten können. Er haßte den Herzog der ihn wieder haßte und verachtete, unversöhnlich, und besorgte, ihn mit den übrigen Prinzen vom Geblüt wider die künstliche Größe seines Hauses verbunden zu sehn. Er hatte ihm bey der Nation und beym König herabgewürdigt: nun wollt' er ihm den Weg zur Regentschaft verschließen, um nicht etwa dasselbe von ihm zu erfahren.

Indessen der König legte jenem Plane Hindernisse in den Weg; er weigerte sich ein Testament zu machen. Es ahndete ihm, daß das Parlement, welches unter Minderjährigkeiten oder schwachen Regierungen seine Rechte nachdrücklicher zu behaupten pflegt, sich eine Freude daraus machen würde sein Testament für ungültig zu erklären, sich nach seinem Tode dafür zu rächen, daß er es während seiner Regierung so ganz in Nichts verwandelt hatte, seine letzte Verordnung eben so zu verschmähen wie vormahls die letzte Verordnung seines Vaters. Einem solchen Schicksal wollte er sein Testament nicht aussetzen; und das war die Ursache seiner Weigerung. Oefters sagte ihm der Kanzler auf Befehl der Frau von Maintenon davon; aber jedesmahl legte er dem Kanzler Stillschweigen auf.

Der Herzog von Maine verdoppelte zwar, besonders seit dem Tode des Herzogs von Burgund, seine Achtsamkeit, seine Sorgfalt, seine zuvorkommende Aufmerksamkeit gegen den Monarchen, suchte durch Güte, durch Bitten, durch anhaltende Vorstellungen seine Absicht zu erreichen: doch alles war fruchtlos. Ludwig

blieb bey seiner Weigerung; ja, er wollte nicht einmahl von der Sache reden hören. Man weiß dieses aus den nachherigen Aussagen von Voisin, in einem von jenen Augenblicken, wo Furcht vor Ungnade zuweilen den Mund der Minister öffnet, da sie sonst so selten über so bedenkliche Gegenstände die Wahrheit sagen.

Als weder Vorstellungen noch Bitten halfen, wurden andere Künste zu Hülfe genommen. Man überließ den König der Traurigkeit des Alters und der ihm eingeflößten Furcht vor dem Herzog von Orleans. Keine Erhohlung wurde ihm mehr gemacht, kein Vergnügen mehr: sie überließen ihn ganz sich selbst. Kam der König, von seinen düstern Gedanken geplagt, zu ihnen, so wurde geschmollt, was er verlangte oder wünschte verzögert, alles mit Widerwillen gethan. So erzwang man endlich von ihm ein Testament; jenes schändliche Testament, das die gröbste Ungerechtigkeit enthielt, und eine lange Reihe widriger Folgen, auf Kosten der Ruhe des Staats, nach sich ziehen mußte. Ludwig XIV ahndete selbst das Schicksal seines Testaments, und sagte mit Verdruß zur Königin von England: man hätt' es ihm abgetrotzt; er hätt' es gemacht; aber man würde dadurch um nichts gebessert seyn. Ludwig fühlte seine Abhängigkeit von der Favoritin und seinem natürlichen Sohn so schmerzhaft, daß er, wenn er alles thun mußte was sie verlangten, blos mit Achselzucken sagte: „ach! als ich noch König war; eine Klage, die er jedesmahl wiederholte, wenn ihm ein Wunsch fehlschlug. Ein andermahl, da ihn sein Unwille zu sehr übernahm, sagte er, in meiner und vieler andern Gegenwart zum Herzog von Maine: „Sie haben bey meinem Leben und „nach meinem Tode groß werden wollen; aber suchen „Sie blos das zu erhalten was Sie haben.“ Er sagte

das

das mit einem solchen Nachdruck, daß er wohl den Fall des Hauses Maine vorhergesehen haben muß.

Nachdem das Testament gemacht und mit sieben Siegeln besiegelt worden war, ließ der König das Parlement zu sich rufen, und übergab es ihm. Vorher aber rächte er sich noch wegen des Zwangs den ihm die Favoritin und sein Sohn aufgelegt hatten. „Hier, „sagt' er, hier ist mein Testament! Was „dem letzten Willen meines Vaters wi„derfuhr, lehrt mich was auch bey die„sem möglich ist. Allein ich bin dazu ge„plagt worden: da habt ihr nun den Preis „für meine Ruhe; mag daraus werden „was da will!" Mit diesen Worten kehrt' er ihnen den Rücken zu.

Die unglückliche Urkunde wurde in einem Thurme des Palais unter dreyfachen Beschluß verwahrt. Das Publikum, dem die Gesinnungen des Königs gegen seine Neffen bekannt waren, ließ sich durch die Nachricht von seiner Testamentserrichtung keineswegs irre führen. Hätte ihm, sagte das Publikum, der König die Regentschaft lassen wollen, so war diese letzte Verordnung unnöthig; denn die Natur ruft eben so zum Genuß dieses Vorrechts wie sie zur königlichen Würde ruft. Manche glaubten, der Monarch hätte den König von Spanien zum Regenten ernennet: diejenigen aber die heller sahen, blieben dabey, der Herzog von Orleans würde um sein Recht getäuscht werden. Der Herzog selbst urtheilte eben so; und entwarf sich schon von weitem einen Plan wie er das wieder erlangen könnte, was ihm durch ein unbilliges und gesetzwidriges Testament würde entzogen worden seyn.

Es war auch in diesem Testamente während der Minderjährigkeit nicht sowohl eine würkliche Regentschaft,

ſondern blos ein Staatsrath angeordnet, wo der Herzog von Orleans, unter dem Titel als Regent, den Vorſitz haben ſollte. Dieſer Staatsrath ſollte beſtehen aus dem Herzog von Bourbon, wenn er 24 Jahr alt ſeyn würde, aus dem Grafen von Toulouſe, dem Kanzler von Frankreich, den Marſchällen von Villeroi, Villars, d'Uxelles, Tallard und Harcourt, aus den vier Staatsſekretären und dem Controleur-general. Der Duc du Maine bekam die Aufſicht über die Erziehung des jungen Königs, unter der Oberaufſicht des Staatsraths: zum Hofmeiſter des jungen Königs wurde der Marſchall von Villeroi, ebenfalls unter der Aufſicht des Herzogs von Maine, ernennt: der letztere ſollte auch Befehlshaber der königlichen Haustruppen werden. Die übrigen Hoheitsrechte wurden dem Staatsrathe vorbehalten, und die meiſten Stimmen ſollten entſcheiden. Dieſen mußte ſich auch der Herzog von Orleans unterwerfen, weil er blos Präſident war. Und ſo hatte denn der Herzog von Orleans, der erſte Prinz vom Geblüt und Erbe des Throns blos einen leeren Titel von Regentſchaft: das weſentliche davon war in der Gewalt des Herzogs von Maine und des Staatsraths.

VII.

Hofluſtbarkeiten und Hofceremoniel, vor dem Tode Ludwigs XIV.

So wie Ludwig XIV älter ward, ſo wurde auch ſein ehedem ſo glänzender Hof von Tag zu Tage

ge trauriger und stiller. Seine liebe Dauphine, die Herzogin von Burgund, sie, die ihm die Last der Jahre zu erleichtern gewußt hatte, war nicht mehr; seine Jahre erlaubten ihm nur noch selten eine Jagd; die vormahligen Hofspiele und Hoflustbarkeiten paßten nicht mehr zu seinem Geschmack und Alter; seine hoffnungsvolle Nachkommenschaft war verschwunden, sein Hof einsam, und niemand um ihn als seine legitimirten Kinder, die so manche vom Hofe verscheucht hatten. Die Frau von Maintenon, die ihrer großen Rolle müde und ihrer bisherigen Lebensart überdrüßig war, wußte nicht mehr wie sie den König angenehm unterhalten sollte.

Er war unterdessen fromm geworden, und gab sich viel mit Andachtsübungen und Religionssachen ab. Sein Beichtvater hatte ihn in einem Sklaven verwandelt, dem er, im Einverständniß mit dem Herzog von Maine und der Frau von Maintenon, jeden Schritt vorzeichnete. Die Bulle Unigenitus, der Kardinal von Noailles, die Absetzung des Erzbischofs von Paris, die Angelegenheiten der Protestanten, geheimer Kummer über einen Friedensschluß unter Bedingungen die ihm meistens schimpflich zu seyn schienen, die Anlegung des Kanals von Mardyk, die Wiedereinsetzung des Prätendenten, das waren die letzten Entwürfe oder Beschäfftigungen des bejahrten Monarchen, unterdessen daß die Nation unter dem Druck der Auflagen und des fürchterlichsten Elends erlag.

In diesen trübseligen Zeiten kam man auf den Einfall, Ordensgenerale mit eben dem Gepränge und Ceremoniel wie bey den ansehnlichsten Gesandtschaften, feyerliche Einzüge halten zu lassen. Als ich die Nachricht von der Einnahme von Freyburg nach Fontainebleau brachte, waren die Herren und Damen noch voll von dem

dem Einzug eines gewissen P. Ange. Dieser gab sich für den Kapuzinergeneral aus, der von Rom nach Frankreich gekommen wäre um seinen Orden zu visitiren, da doch jedermann wußte, daß ihn die Frau von Maintenon hatte kommen lassen. Sie dachte nehmlich alles mögliche aus um den Monarchen zu beschäfftigen, und in dem öden traurigen Fontainebleau, das sonst der Sitz der Freude gewesen war, die Leere auszufüllen. Dieser Pater Ange behauptete, daß ihm vermöge seiner Würde ganz besondere Ehrenbezeugungen gebührten, und brachte deswegen sein Gesuch beym Ministerum förmlich an. Der König befahl, er sollte empfangen werden wie ein Gesandter vom ersten Rang, und der Ceremonienmeister mußte ihn in einem königlichen Wagen abhohlen. Der Kapuziner spielte auch seine Rolle gar nicht übel. Er redete den König auf italiänisch an; und der König antwortete ihm ohne Dollmetscher.

Sonderbar war der Kontrast zwischen dem glänzenden Hofe zu Fontainebleau und einem Religiosen mit einem langen Bart, einem Stricke um den Leib, in einer groben, schmutzigen Kutte, ohne Schuhe, mit einem Gefolge von Mönchsfiguren mit hochrothen Gesichtern, krummen italiänischen Nasen und hohlen Stimmen. Dieser Kontrast hatte auf die jungen Herrn, besonders aber auf die Damen einen solchen Eindruck gemacht, daß ich bey meiner Ankunft von dieser seltsamen Reception bis zum Ueberdruß zu hören bekam. Ich wunderte mich jedoch nicht darüber: der Hof war so unbeschäfftigt, und, wenn ich so sagen darf, so mönchisch, daß er sich wohl mit so etwas abgeben konnte.

Nicht lange, so machte diese Auszeichnung bey andern Ordensgeneralen die Lust nach einer ähnlichen Vorstellung am Hof rege. Es kam der General der

Minimen,

Minimen, mit einer Legion von seinen Ordensbrüdern zur Begleitung; und wurde ebenfalls im königlichen Wagen abgehohlt. Alle dergleichen Klosterreden hatten etwas sonderbares oder gar seltsames; die Herren, die dabey den Dienst hatten versehen müssen, wiederhohlten ihren Kindern noch lange nachher einzelne Stellen daraus, und erzählten noch manch Drollichtes von diesen Komödien von der Erfindung der Frau von Maintenon.

Bald darauf erdachten die Jesuiten, um den König zu beschäfftigen, noch seltsamere Aufzüge. Wenig Monate vor dem Tode Ludwigs XIV wurde bekannt, daß ein Persischer Gesandter, Mehomet-Riza-begh, nach Paris kommen würde. Der König befahl dem Gesandteinführer, den Baron von Breteuil, ihn zwo Meilen von Paris einzuhohlen, und gab ihm den Marschall von Matignon zum Begleiter; Saint-Olon, einer der königlichen Kammerherrn, war ihm schon bis Marseille entgegengeschickt worden; denn er sollte, nach des Königs Willen, mit der größten Pracht empfangen werden.

Als Breteuil zu dem Gesandten ins Zimmer trat, fand er ihn, nahe beym Kamin, auf einem persischen Teppich und auf einer Art von Matratze nach morgenländischer Weise, sitzen. „Ich läugne nicht, sagt Breteuil „in seinen Memoiren, daß er mir, beym ersten Anblick, „nicht anders vorkam als wie ein großer Affe. Aber „ich denke immer, wenn ein Persianer zum erstenmahl „einen Europäer auf einem Stuhle sitzen sieht, so wird „ihm diese Stellung eben so lächerlich vorkommen, als „wie das Sitzen des Gesandten beym Anblick.“

Sobald der Baron von Breteuil saß, setzte sich der Gesandte, der vor seinem Kamine lag, ohne vorher aufzusteigen, auf die kleine Matratze, und stützte sich mit dem Ellenbogen auf das Kissen, um zu hören

was

was ihm der Baron sagen würde. Die Anrede des Barons war ganz im orientalischen Styl, wie sie für den Persianer seyn mußte. Ich will sie doch hieher setzen; sie ist ein Incidentpunkt in der Komödie und sonderbar genug.

„Der Kayser von Frankreich, mein Herr, der „größte und frömmste aller christlichen Kayser, der erha„benste unter allen Königen in Europa, der mächtigste „im Kriege zu Wasser und zu Lande, der immer Un„überwindliche, die Freude seiner Unterthanen, das voll„kommene Muster aller Königstugenden, sendet mich hie„her, um Euch seinen Gruß zu entbieten, und versichert „Euch seiner Freude über Eure Ankunft in der Gegend „von Paris, der Hauptstadt seines Reichs, der reichsten „und prächtigsten Stadt in dem Theile der Welt den wir „bewohnen. Er weiß, daß der Kayser von Persien, Euer „Gebieter, der mächtigste und prachtreichste Kayser im „Morgenlande ist, und meynet gewiß, daß, da er an „seinem Hofe so viele vortreffliche Männer hat, er euch „als einen vorzüglich würdigen Mann ausgewählt habe, „der am fähigsten sey das Band der Eintracht zwischen „zween so mächtigen Kayfern zu schließen.“

Anfangs war der Gesandte billig und artig: nachher aber bestand er darauf, der Marquis von Torey, der Minister der auswärtigen Angelegenheiten, welches eben so viel wäre als sein Großweßir, sollte ihn in Charenton einhohlen. Hier war er nehmlich in dem königlichen Wagen geblieben, und von da wollte er reiten, aber allein; denn, sagt er, es wäre seine Sache nicht sich mit einem Christen in einen Kasten einzusperren. Auch wollte er seinen Einzug nicht eher halten als nach dem Neumond im Februar, um die unglücklichen Tage zu vermeiden.

Breteuil

Breteuil gab ihm zur Antwort: Torey und die andern königlichen Minister wären keine Weßire, sondern bloß Sekretäre bey Seiner Majestät, denen er seine Resolutionen in die Feder sagte. Diese Herren beklagten sich nachher, daß Breteuil nicht anständig genug von ihren Verrichtungen gesprochen hätte, denn er würdigte sie zu bloßen Schreibern herab. Als man diese Beschwerde dem König vortrug, gab er dem Baron gar nicht Unrecht: allerdings, sagte er, wären seine Minister nichts anders als bloße Schreiber die aufzeichnen müßten was er beföhle. Breteuils Scherz pflanzte sich bis in die Provinzen fort; und als der König sieben Monate hernach starb, nennten die Minister, die durch den Regentschaftsrath ihre Gewalt verloren, den Baron einen Unglückspropheten, der ganz genau getroffen hätte, was sie wären.

Endlich, nach langem Suchen im Kalender, fand der Gesandte, daß der siebente Februar ein glücklicher Tag seyn könnte; im Grunde war sein Warten auf den Mondeswechsel blos ein Vorwand um Zeit zu gewinnen, und seinen Einzug zu verzögern. Der Marschall von Matignon, der Baron von Breteuil und andere Männer vom Stande wollten ihn nun abhohlen; er gab ihnen zur Antwort: vor Christen würde er nicht aufstehen, sondern wenn er aufstünde, so geschäh es um abzureisen. Breteuil, den diese Antwort verdroß, erwiederte ihm: er würde nie seinen Einzug in Paris halten, würde auch nie Audienz vom König bekommen, wofern er nicht bescheidener und artiger wäre. Damit gieng er fort, und ließ ihn mit seinen Betrachtungen allein.

Ohnerachtet der Gesandte geschworen hatte lieber Hungers zu sterben als einen Bissen zu essen der von Christenhänden zubereitet wäre, und ohnerachtet er schon

seine

seine Küche nach Paris vorausgeschickt hatte, weigerte er sich doch dem Baron nachzugeben. Er wollte nicht vor ihm stehen, welches in Persien die größte Ehrenbezeigung ist; sondern, sobald der Baron das Zimmer verlassen hatte, sprang er hastig auf, und schwang sich auf ein Pferd, um gleich fortzureiten, und seinen Einzug, ohne Beystand eines Christen, allein zu halten. Breteuil rief ihm zu, er würde ihn wohl vom Pferde herunterzubringen wissen. Auf das griff der Persianer wüthend nach seinem Säbel, und gab zugleich seinem Pferde die Sporen. Der Baron ließ, um eine solche Abreise zu verhindern, das Hofthor sperren. Der Gesande nahm das so als ob man ihn zum Gefangenen machen wollte, stieg vom Pferde ab, und rennte wieder auf sein Zimmer auf seinen Teppich. Als Breteuil ihm dahin nachrennte, ward er sogleich, auf Befehl des Gesandten von sechs Soldaten aus dessen Gefolge mit geladenem Gewehr umringt. Breteuil aber verlor den Kopf nicht, sondern ließ ihm durch den Dollmetscher andeuten: er dürfte nur pfeifen, so würden, wenn es nöthig wäre, sogleich sechstausend Mann erscheinen, die ihn wohl lehren würden den Befehlen des Königs zu folgen. Zugleich faßte er ihn bey den Knöpfen seines Unterkleides, nöthigte ihn aufzustehen, und rief den Marschall von Matignon herbey.

Der Gesandte war ein stolzer und hartnäckiger Mann; höflich, wenn er wollte, unlenksam wenn er nicht wollte; des heftigsten Jähzorns fähig, und nach Breteuils Ausdruck im Stande sich zu wehren wie ein Stier. Er war in seinem Wagen ganz allein von Marseille nach Paris gefahren, und hatte unterwegs jedermann zittern gemacht. Weil er zugleich andächtig und abergläubisch war, oder sich wenigstens so stellte, so waren Grillenfängereyen über sein Gesetz die Ursache

oder der Vorwand seiner gefährlichsten Widersetzlichkeit, und seiner Geringschätzung gegen die Christen. Er sprang, um sich in den Wagen zu stürzen, so hastig auf, daß er zwey bis drey aufmerksame Zuschauer der Zänkerey übern Haufen rennte. Der Marschall von Matignon und der Ceremonienmeister folgten ihm unverzüglich, und der Zug fieng an. Der Gesandte kehrte beständig dem Marschall den Rücken zu, und saß sprachlos. Nur so viel ließ er sich entfahren: wenn er die Hand an den Säbel gelegt hätte, so hätt' er es blos darum gethan, um den stärksten Schwur darauf abzulegen. Er ward böse darüber, daß man ihn seiner Religion untreu machte, weil man ihn zwänge an einem unglücklichen, durch sein Gesetz verbotenen Tage, eine feyerliche Handlung vorzunehmen. Glücklicherweise nahm er bey dem Zuge keine neue Tollheit vor: der Anblick der Pariser Damen, sagt Breteuil, mildert auch den wildesten Bären.

In Paris selbst legte er seine angenommene Rauhigkeit in etwas ab. Als man ihn den Marquis von Torcy als Minister der auswärtigen Angelegenheiten bekannt machte, bezeigte er ihm Achtung; ließ sich auch seine Vermittelung zur Aussöhnung mit dem Baron von Breteuil gefallen, und gab diesem eine Orange zum Zeichen der Versöhnung. Nur bat er dringend, daß der König die Audienz bis nach dem dreyzehnten des Monden verschieben möchte; es wär' ihm, wie er versicherte, unmöglich eine so wichtige Handlung in einem Zeitraum von unglücklichen Tagen vorzunehmen. Als aber Torcy fortgieng, stand er von seiner Matratze halb, das heißt, auf den Knien auf, blätterte in seinen Gesetzbüchern, befragte seinen Kalender, und sagte zu Torcy: er hätte gefunden, daß der künftige Dienstag vielleicht kein so ganz unglücklicher Tag seyn möchte; der König ließ sich auch diese Nachgiebigkeit gefal-

len. Unterdessen ritt der Gesandte mit seiner Fahne, seinen Fuselierern und vier auf Persisch angeschierten Handpferden aus. Die Damen, die so gern alles sehn, waren nicht allein, in Gesellschaft der vornehmsten Herren, nach Charenton gekommen; sondern sie besuchten ihn auch so zahlreich, daß ihrer öffters mehr als vierzig in seinem Zimmer beysammen waren, und wohl eben so viele noch draussen warteten. Es ward ihm schwer, sich an die französische Vertraulichkeit zwischen beyden Geschlechtern zu gewöhnen; auch erlaubte er nicht, daß sie bey ihm zusammen seyn durften; des Morgens kamen die Herren, am Abend die Damen. Er empfieng sie höflich, aber ohne aufzustehen, und ohne sich in seinem Tabakrauchen stören zu lassen. Wer wollte, bekam Caffee, Thee und Sorbet. Er hatte auch Musik; und die Damen waren so gefällig, daß sie bey ihm allein ohne Herren tanzten.

An den Vorschriften seiner Religion hieng er so gewissenhaft, daß er keine Konfituren, keine Konserven essen wollte, weil er sie nicht mit selbsteigener Hand zubereitet hatte. Immer führte er seine Köche und sein Küchengeschirre bey sich. Seine Mahlzeiten waren sehr mäßig und kurz, auf einem Tischtuche von Goldbrokat, nach morgenländischer Sitte. Dieses Tischtuch wurde blos über den Teppich der an der Erde lag, gebreitet; und dabey aß er sehr unreinlich, denn er nahm den Reis mit den Fingern, knetete ihn zwischen den Händen, und führte ihn denn zwey bis dreymahl zum Munde. Seine Möbeln, selbst die Leuchter die er zum Nachtlicht brauchte, standen an der Erde durchgängig nach Persischer Sitte, wo man nichts von Kommoden, Tischen, Stühlen oder hohen Betten weiß. Nur das schöne, weiche Bette das man ihm im Gesandtschaftshause gab, lockte ihn; er gewöhnte sich daran, und schlief darin recht gut.

Am Audienztage bestand er darauf, daß ihm seine Fuselirer mit der Fahne seiner Nation bis an den Eingang des Schlosses zu Versailles folgen sollten. Zu seinem Empfange wurde die große Galerie bestimmt, damit es ihm bequemer seyn möchte, dem König, der sich am Ende der Galerie setzte, seine Begrüßungen zu machen. Auf beyden Seiten stand der Hof in großer Gala; die Damen mußten auf besondern Befehl in den schönsten Roben und mit vollem Schmuck erscheinen.

Bey der Anordnung des Zugs war den Herren die um ihn seyn mußten, nicht wenig bang, er möchte während der Ceremonie wieder eine Albernheit machen. Alle Zuschauer würden darüber gelacht, der König selbst würde die Fassung verloren haben: und doch mußte, wo möglich, die Komödie bis zum Ende fortgeführt werden.

Als der Gesandte die Galerie betrat, an deren äußersten Ende der König, von dem jungen Dauphin, den Herzogen von Orleans, Chartres und Bourbon, dem Grafen von Charolois und den übrigen Prinzen umgeben, auf dem Throne saß, schien dieser Anblick einen starken Eindruck auf ihn zu machen. Nach der ersten Begrüßung von ihm, stand der König auf, und nahm den Hut ab; der Gesandte aber stieg zu der Erhöhung hinauf, wo des Königs Sessel stand, und überreichte ihm sein Kreditiv; dann schloß die Ceremonie eben so wie sie angefangen hatte.

Doch sehr bald folgte auf dieses Staunen und Drängen des Publikums die äußerste Gleichgültigkeit. Man erfuhr, der angebliche Persianer wäre aus der Gefangenschaft zu Konstantinopel entsprungen, und zwar durch Beyhülfe des französischen Gesandten; seine Geschenke aber, die durch eine eigene Wache waren bewacht und mit großem Gepränge vor ihm hergetragen

worden, bestünden blos aus hundert und sechs Stück kleinen Perlen und 180 Türkisen zusammen 1000 Thaler am Werth, und ein Paar Gefäßen mit Gummi. Dem Publikum war das alles so anstößig, daß es den Gesandten laut einen Betrüger schalt. Es irrte sich auch nicht; denn bald darauf machte der Regent die Entdeckung, daß es ein portugiesischer Jesuit war, der die halbe Welt durchstrichen hatte, vorzüglich aber Persien, der in Konstantinopel lange Zeit ein Gefangener gewesen war, und den seine Ordensbrüder freygemacht und unterrichtet hatten, dem König eine Komödie zu spielen. Breteuil mußte zwar in den besten Gesellschaften behaupten, sagt es auch in seinen handschriftlichen Denkwürdigkeiten, daß der Gesandte würklich ächt gewesen sey: aber niemand hat es ihm geglaubt. Torcy überredete mehr, allein er überzeugte nicht. Der König selbst, der schon befohlen hatte den Thron bis zur Abschiedsaudienz stehn zu lassen, ließ ihn endlich wegnehmen, und fühlte sich in Verlegenheit wegen des Menschen, und wegen des angeblichen Vertrags den er mit ihm schließen sollte. Er ließ den Aufwand bezahlen, den er täglich gemacht hatte; nur hielt es Morel zu tief unter seiner Würde auch die Weiber, die man für den Gesandten oder für seine Leute hatte kommen lassen, und die nun ihre Bezahlung verlangten, zu befriedigen. Der sogenannte Persianer aber bestand auch auf dieser Zahlung, weil der König sich anheischig gemacht hätte allen seinen Aufwand zu übernehmen. Dieser betrug täglich hundert Pistolen; ausser den Kosten eines Badezimmers das der König für ihn einrichten ließ, welches allein zehntausend Livr. betrug; ausser 24000 Livr., die der Persianer in Marseille zur Reise nach Paris gebraucht hatte; ausser einem täglichen Zuschuß von 500 Livr. den ihm der König gab, und den er zum Theil auf eine Dame übergehen ließ, die ihm so wohl gefiel, daß er sie mitnahm.

Es wurde ein Handlungstraktat mit ihm geschlossen, und er nahm, man weiß nicht recht warum, seinen Rückweg über Moskau. Auf dem Wege nach Rouen und Havre hatte er seine Geliebte, Madame von l'Epinay in einem Kasten bey sich, von dem er vorgab, er wäre mit Porzellan angefüllt. Nachher schweifte er auf der See zwischen Dännemark und Schweden umher; wobey er Gewehr mit sich führte, das für den Feldzug, den der Prätendent vorhatte, bestimmt gewesen seyn soll. Weiterhin zog er in Kopenhagen, im Hamburg, in Berlin umher, bis er endlich ganz verschwand, ohne daß man jemahls von seiner Zurückkunft nach Persien, noch von seinem vorgeblichen Vertrage zwischen Persien und Frankreich, noch von ihm selbst wieder etwas gehört hätte.

VIII.

Ludwigs XIV Grundsätze über Regentenmacht.

Der König war in den Grundsätzen des unbeschränktesten Dispotismus auferzogen worden. Er hatte, seit seinem zartesten Alter, die Prinzen vom Geblüt, den Erzbischof von Paris, die Großen des Reichs und das Parlement gegen sich empört gesehn. Er war aus seiner Hauptstadt vertrieben worden; und hatte mit der ersten Nahrung die Grundsätze seiner Mutter und eines Ministeriums eingesogen, das jeden Widerspruch der Nation für Verbrechen hielt. Mit den Waffen in der Hand hatte die königliche Gewalt gesiegt; bey aller Schwäche

weiblicher Leidenschaft, hatte eine Dame die Mißvergnügten gebändigt. Von ihr war der junge Prinz überredet worden, das Volk als ein wildes Thier zu betrachten, das man im Schlummer fesseln müßte.

In dieser Maxime war die Regierung durch die Fronde bestärkt worden. Ihre eigene Erfindung war sie nicht: sie lag schon im Plane meines Großoheims. Dieser ausserordentliche Mann hatte beobachtet, wie wenig die Unterthanen, die Großen und die Protestanten sich unter Herrschaft schmiegen wollten; oder vielmehr, wie die verschiedenen Stände im Staate den Fortschritten des königlichen Ansehens und der Ministergewalt widerstrebten. In dem Kampfe von beyden mit der Macht der Großen mußten nothwendig diese oder jene erliegen: entweder die Lehnsverfassung mußte vernichtet, und unsere Könige unumschränkt werden; oder Frankreich mußte wieder Grafen und Baronen zu Herren bekommen, wie besonders unter der dritten regierenden Familie, der König aber und das Volk von ihnen abhängen. Zu der Zeit als mein Großoheim über diese Alternativen nachdachte, waren die Grafen und Baronen den Königen und dem Volke noch furchtbar. Selbst diejenigen, welchen die freygebige Hand unserer Monarchen Stellen gegeben hatte, benutzten die Vereinigung der Ministerialmacht mit der Aristokratenmacht, die ihnen ihre Geburt gab. Sie giengen in ihre Provinzen, und machten sich da zu wichtigen Männern, zu kleinen Fürsten, mit welchen das Ministerium gütlich reden mußte. So oft ein Epernon, ein Lesdignieres in sein Gouvernement abgieng, galt es jedesmahl für einen Beweis von Unzufriedenheit und Anfang einer Unruhe.

Die Protestanten waren gewöhnlich das Werkzeug, dessen sich die Leidenschaft dieser Großen bediente. Die

Häupter

Häupter der Katholiken, zum Theil Prälaten, zum Theil Minister, reitzten die eine Partey; die Häupter der Protestanten thaten dasselbe mit der andern. Im Grunde aber wollten beyde Parteyen blos die verwickelten Umstände benutzen, um sich zu bereichern, um sich wichtig zu machen, oder auch um mächtiger zu werden.

Unter diesen verworrenen Umständen entwarf die Regierung einen schönen Plan, den Plan die Großen zu demüthigen. Es fehlte uns damahls ein geschickter und rechtschaffener Mann, im Besitz des königlichen Vertrauens, und scharfsichtig genug um vorauszusehen, daß, wenn Vornehme und Geringe zugleich unter Ministerdespotismus fielen, die Nation allmählig zu der Erniedrigung morgenländischer Sklaven herabsinken müßte. Ein solcher Mann hätte das Ministerium von einer andern Art von Despotismus zurückgehalten; denn er hätte dem König vorgestellt; wenn das königliche Ansehen immer schwerer auf der Nation läge, so würde diese zuletzt völlig niedergedrückt werden. Allein damahls war der menschliche Geist noch nicht genug über die möglichen Folgen einer Staatsveränderung aufgeklärt: man dachte nur an das Bedürfniß des Augenblicks, an schwächen, einreissen und niederschlagen. Sonst war die höchste Gewalt zwischen dem König, der Geistlichkeit und den Großen getheilt: jetzt kam sie ganz in die Hände von fünf bis sechs Ministern, die beständig um den König waren und verschiedener Unterminister, die ihre Befehle mit militärischer Genauigkeit vollzogen.

Hier liegt nun das große Versehen meines Oheims! Er wollte die blutigen Kämpfe zwischen dem königlichen Ansehn und der Macht der Großen beylegen; der unaufhörlich beunruhigten Nation den Frieden wiederherstellen; die verschiedenen Mächte in Eine vereinigen. Aus dieser

ser großen Operation entstand jedoch weiter nichts als ein Gebäude von geringerer Dauerhaftigkeit als das vorhergehende, welches über sechs hundert Jahre gestanden hatte. Scheinbarer war dieses zweyte Gebäude, aber nicht so fest; durch die Fehler einiger Minister und Könige mußte es zusammenstürzen, beym ersten Erwachen des Volks das von ihm zur Knechtschaft bestimmt war.

Nach dem Tode Ludwigs XIII und meines Großoheims, der eigentlich an seiner Stelle regiert hatte, fiel es den Großen ein, daß sie gedemüthiget worden waren. Das Parlement erinnerte sich an die Lits de Justice; und sah mit Schmerzen in der Herabwürdigung der Magisteratur, die sich bisher durch ihren Widerstand gegen die Kabinetsbefehle und Auflagen furchtbar gemacht hatte, einen Theil von meines Oheims allgemeinem Unterwerfungsplan. Die Herrschaft eines ausländischen Kardinals und die Unzufriedenheit des Volks, das während der Minderjährigkeit so sehr gedrückt wurde, brachten die Fronde zum Ausbruch. Spanien war damahls in den Schlummer der Unthätigkeit versenkt, Oestreich mit Frieden umgeben, England im Streite zwischen König und Volk. So behielt dennoch die Macht des Militärs während der Minderjährigkeit Ludwigs XIV die Oberhand, und die furchtbare Vereinigung der vollziehenden, gesetzgebenden und richterlichen Gewalt blieb unversehrt; zum großen Nachtheil für den Unterthanen, der Minister und der Monarchen zugleich. In dieser Lage beschloß das Ministerium sich zu behaupten.

Das große Regierungsgeheimniß Ludwigs XIV bestand darin, daß er der Knechtschaft, unter welche er die Nation beugte, einen vortheilhaften Schein gab. Den Adel beschäfftigte er unaufhörlich mit Krieg, damit er nur an persönlichen Ruhm, nicht an seine vorige Macht,

und

und an Mittel sie wieder zu erlangen, denken möchte. Die Geistlichkeit ermunterte er zum Studieren, und zog sie vom Pabste ab. Ein blaues oder rothes Band, einen Sessel in der Akademie, brauchte er als Fesseln die man sich anzulegen stolz war; Müssiggänger ließ er mit den Schönheiten einer werthlosen Litteratur tändeln. Seine ganze Regierung war nichts anders als verhüllter Despotismus, als täuschende Form über Sklaverey, als Blendwerk für den Ausländer: jedermann staunte, und doch war alles weiter nichts als falscher Schimmer. Das Volk, in welchem doch die Nationalkraft eigentlich ruht, war verachtet, erniedrigt, wurde bey seinen königlichen Unternehmungen für nichts gerechnet. Es fehlte dem großen Werke des Königs an einen sichern Grunde, so tief auch sonst der Urheber dieses Plans, mein Großoheim, bey seinen Entwürfen zu sehen pflegte.

Allerdings hatte sich der Monarch von der Aristokratengewalt befreyt, die Großen erniedrigt, alle seine Unterthanen, in Rücksicht auf ihn, einander gleich gemacht. Es blieb ihm nur noch dieses übrig, daß er selbst unmittelbar über sein Volk geherrscht hätte. Statt dessen überließ er das Volk der Willkühr der Großen: mithin drückte eine doppelte Macht, die königliche und die aristokratische, zugleich auf das Ganze der Nation. Um sich der Unterwürfigkeit von Allen zu versichern, überließ das Ministerium das Volk der Geistlichkeit und den Großen: die Letztern aber erhielt es durch Lockungen von Eigennutz und Ehrsucht in seiner Abhängigkeit.

Auf solche Art wurden die Minister die eigentlichen Regenten in Frankreich; denn der König, der nicht alles sehen, nicht alles thun kann, muß freylich fremde Hände, fremde Einsichten, fremde Augen zu Hülfe nehmen. Indessen blieb er dennoch Oberhaupt der fran-

zösischen Kirche, der Armee, des Adels, der Magistratur, und der ganzen Nation. Auf diese drückten die verschiedenen Mächte, die Gesetze, und selbst die katholische Religion, die ohnerachtet ihrer Grundsätze von Freyheit, Gleichheit und Brudervereinigung, dennoch in den letzten Jahren des Monarchen manchen Unruhen und Streitigkeiten zum Vorwand dienen mußte.

Um die Regierung auf einem solchen Fuße zu erhalten, mußten gewisse Formen erfunden werden, die den Unterschied zwischen einem Leibeigenen und seinem Herrn, zwischen einem geringen Menschen und einem von Adel bezeichneten; die herrschende Partey mußte von der beherrschten durch auffallende Abzeichen kenntlich gemacht werden. Ludwig XIV, ein genauer Beobachter der Etikette und des äusserlichen Wohlstandes beschäfftigte sich sein ganzes Leben hindurch mit der Bestimmung solcher Abzeichen und Formen. Vorzüglich richtete sich seine Aufmerksamkeit auf das Militär, bey welchem von Stufe zu Stufe, der Abstand vom Monarchen bis zum geringsten Soldaten hinunter bestimmt war.

Bey der Geistlichkeit nahm er beständig seine neue re Hierarchie in Schutz, vernichtete aber jene ursprüngliche Freyheit, worauf die politische Verfassung der Kirche beruhte. Auch ließ er die Reichthümer der hohen Geistlichkeit, die sich auf eine so anstößige Art durch die Zehnten und Grundstücke der niedern Geistlichkeit bereichert.

Auch in der Magistratur wurde diese hierarchische Verfassung beybehalten, und ihr erhabenes Gepränge bey den Lits de Justice gezeigt. Diese hielt er jedoch äusserst selten, weil dabey vorausgesetzt war, daß er gemeinschaftlich mit der Magistratur zu handeln hätte. Alsdenn verrichtete er, von den Prinzen vom Geblüt,

von

von Pairs, Präsidenten und Räthen umgeben, das Amt der ersten Magistratsperson; aber nicht in Form von Berathschlagung, sondern als Gebieter an die Versammlung die ihn schweigend anhörte.

In Ansehung der Gelehrten war es ihm nicht genug, daß er sie der Ministergewalt untergab, daß er ihnen vorschrieb welche Gegenstände sie bearbeiten sollten, daß er ihnen solche Arbeiten verbot, welche die Nation aufklären, sie mit ihrer wahren Würde bekannt machen, oder sie belehren konnten, worin ihre Vorzüge, ihre unverjährbaren Rechte bestehn. Es beliebte ihm noch ausserdem in den Gesellschaften die er stiftete, eine Art von monarchischer Abhängigkeit einzuführen. Er gieng noch weiter als mein Großoheim, der bey seinen Beschränkungen der Mitglieder der französischen Akademie, unter ihnen selbst völlige Gleichheit gelassen hatte. Bey der Stiftung der Akademie der Wissenschaften und Inschriften hingegen verordnete Ludwig, daß jene Abstufungen, die er zum Wesen der Monarchie für nothwendig hielt, auch hier beobachtet werden sollten. Daher zuerst ein Ausschuß von Ehrenmitgliedern von vornehmen Herren und Bischöffen, mit besondern Plätzen in den Versammlungen; denn eine zwote Klasse von Akademikern, die Klasse der Pensionnäre; denn eine dritte von Associirten; und endlich eine vierte von sogenannten Eleven; damit ja der monarchische Subordinationsgeist überall, auch sogar in der Gelehrtenrepublik, herrschen möchte! Vermöge dieser seltsamen Einrichtung sah man einen Brilliere, einen Dubois, einen Law sich über die höhern Wissenschaften ein Ansehen geben, und ein Tournefort heißt der Zögling des Halbgelehrten, den Hofränke und Hofeinfluß in solchen Gesellschaften eingeschoben hatten. Daher sah man auch Mitglieder der Akademien die erst im zwanzigsten Jahre nach ihrer Aufnahme Stimmrecht erhielten.

Die

Die Sucht der Auszeichnungen solcher Art wurde bald genug allgemein; in der Gesellschaft, unter den Handwerken sogar, bey großen Gastmahlen und bey blossen Mahlzeiten. Rousseau sagt: „platte Akademisten und „parasitische Philosophen nennen mich einen Murrkopf, „weil ich nicht an großen Gastmahlen um Beyfall bettle, „und nicht die untere Stelle annehme, wie jeder Schrift„steller der nicht zur Akademie gehört.“

So dachte sich Ludwig XIV die Organisation einer Monarchie! Alles was einen Schein von Wahlfreyheit, von Gleichheit hatte, war ihm verhaßt, und verächtlich jede Republik, wo beyde herrschen. Seine Vorfahren hatten Holland geholfen sich eine republikanische Verfassung zu geben; diese Macht war eine natürliche Bundesgenossin von uns, wir mußten sie unsers Vortheils wegen zu erhalten suchen: und doch behandelte er sie nicht anders als mit dem äussersten Stolz; eine Handlungskompagnie, war der gewöhnliche Ausdruck den er von ihr brauchte. Die Engländer störte er unaufhörlich in ihren verschiedenen Anstrengungen die Familie Stuart zu entfernen, und ihre Rechte zu vertheidigen. Man müßte, sagte er zu seinen Ministern allen Verkehr zwischen Frankreich und England nach Möglichkeit abbrechen; die Franzosen wären von Natur geneigt alles Neue in der Staatsverwaltung zu bewundern; und es würde ein großes Unglück für den Staat seyn, wenn die Franzosen Geschmack an den englischen Sitten und Achtung für ihre Verfassung bekämen. Staat heißt bey ihm so viel als Erhaltung seiner Macht.

Diesen Grundsätzen gemäß durften seine Günstlinge und Damen keinen andern Kopfputz, keine andere Frisur, keine andern Möbeln und Kleider haben, als solche die seine Künstler in Frankreich angegeben hatten. Mit

Wohl-

Wohlbehagen hörte er, wenn man ihm sagte, daß seine Moden und Hofgebräuche an andere Höfe übergiengen. Wäre irgend ein englischer Gebrauch, oder irgend eine englische Mode in Paris eingeschlichen, so würde er es gleich erfahren, und sie gemißbilligt haben. Oefters, wenn er etwas neues sah, runzelte er die Stirn, und sagte dazu: „das ist kein guter Geschmack! das „ist nicht französisch!“; so wie er auch sagte: „das ist Gothisch“! wenn man ein Buch las, das unter seinem Vorgänger geschrieben war.

Ludwig XIV hatte den stufenweisen Unterschied der Stände durch Gesetze festgegründet, und das Volk der Willkühr der Minister dahingegeben: seine eigene Macht aber machte er von dieser politischen Hierarchie dadurch unabhängig, daß er neue Minister anstellte, die gleichsam Aufseher darüber wurden. Er errichtete, anstatt der Polizey welche sonst die ordentlichen Gerichtshöfe verwalteten, eine königliche Polizey, oder vielmehr eine Art von Inquisition, die, unter verschiedenen Gestalten, alle Mißbräuche und Greuel begieng, welche man der Inquisition in Spanien, zu Venedig und sonst in Italien vorwarf. An die Stelle der Rechtspflege vor den Gerichtshöfen setzte er Strafen, Einkerkerungen, Verbannungen, königliche und ministerielle Machtbefehle, um da wo die Gesetze oder Gerichtshöfe nichts vermogten, hinreichen zu können. Siegelbriefe waren gewiß schon vor ihm gebräuchlich: aber noch nie war bey so vielen eingebildeten, kindischen, willkührlich ausgelegten Versehen Gebrauch davon gemacht worden, als wir weiter unten Beyspiele davon finden werden. Ein Ministerium, das, im Vollgenuß seiner Allmacht, seinem Verfahren wenigstens das äussere Gewand von Recht umwerfen wollte, ein solches Ministerium brauchte förmliche Urtheilssprüche, um seine Rachsucht und jeden andern will-

willkührlichen Schritt den Augen des Volks zu rechtfertigen. Oefters weigerten sich jedoch die Parlemente die Launen des Ministeriums zu befriedigen, oder nach seinen Angaben zu sprechen. Freylich war auch hier, wie unter den übrigen Ständen, Verderbniß eingerissen: allein ein Gerichtshof, kann immer einzelne verdorbene Glieder haben; im Ganzen ist er doch zuweilen in seinen Aussprüchen gerecht, und nicht so geschmeidig wie eine Kommission. Will nun ein Ministerium etwas durchsetzen oder sich rächen, ohne deswegen für weniger gerechtliebend gelten zu wollen, so fühlt es, soll anders der Schein gerettet werden, die Nothwendigkeit solcher Unterthanen, die sich alles gefallen lassen. Daher jene anstößige, abscheuliche Kommissionen, wodurch unter Ludwig XIV alles betrieben wurde.

Polizeykommissionen der Intendanten. Diese entzogen den Obrigkeiten eine Menge von Sachen, deren Richtung der Hof, nicht nach alten Satzungen und Gebräuchen, sondern nach der neuen Staatsverwaltung, für sich behielt. Man brauchte die Polizey zum Vorwand, um einseitige Befehle des Hofs vollziehn zu lassen.

Finanzkommissionen der Intendanten. Sie überbrachten königliche Befehle in die Provinzen, oder vollzogen Ministerialverordnungen. Sie sollten die Abgaben nicht fodern, sondern einführen; nicht das gedrückte Volk über die beste Art der Vertheilung befragen, sondern einen gewissen Bezirk, einer Herrschaft, einer Stadt oder auch einem Partikulier mehr auflegen, abnehmen, Erleichterung schaffen. Sie durften nach Willkühr besteuern und rauben, ohne daß sie deswegen bestraft worden wären.

Militärkommissionen an Kommandanten. Der König wollte gefürchtet seyn; Furcht,

glaubte

glaubte er, müsse jeden freyheitssüchtigen Bürger im Zaum halten. Er hatte in diesem Stücke ganz die Grundsätze seines Vaters, der, (nach dem Ausdruck eines Zeitgenossen) sich beyde Ohren zuhielt, wenn die Municipalitäten oder die Pays d' etat ihm Vorstellungen wegen ihrer Rechte und Privilegien machten. Ludwig XIV verweigerte ihnen kein Gehör; es schien sogar als ob er ihnen Aufmerksamkeit gönnte: allein sein Blick wurde finster, auf seiner hochgewölbten Stirne zogen sich Runzeln, und er antwortete nicht. Um nun die unbeschränkte Macht gegen die Freyheit der Städte und Provinzen zu behaupten wurden Kommandanten abgeschickt, die wieder Unterkommandanten unter sich hatten, damit die strengste Subordination in jedem einzelnen Verhältnisse durch das ganze Königreich eingeführt würde.

Die Intendanten hatten Stellvertreter (Subdélégués) in ihren Gebieten verstreut. Diese Subdelegirten waren nichts anders als Spionen unter einem anständigen Namen; geringere Kommissionsrichter, deren Berichte den Gebrauch der Siegelbriefe und die Resolutionen der Intendanten bestimmten. Der König machte und verkaufte diese Subdelegirtenstellen; das heißt, er legte einen Werth auf die Kunst einen Mitbürger auszuspioniren, heimlich anzugeben, und ihm durch eine Ministerialverordnung oder durch eine Kommission das Urtheil sprechen zu lassen. Auf solche Art würkte der Minister von Versailles aus, in einem Augenblicke, über ganz Frankreich. So breitet die Spinne, aus dem Mittelpunkte ihres Gewebes, ihre Fäden nach allen Richtungen aus, und merkt die leiseste Berührung des Würmchens, um es in ihr Netz zu ziehen.

Der König, dem es genügte, wenn ihn seine Unterthanen fürchteten, der niemahls von ihnen hatte geliebt

liebt seyn wollen, der dabey im höchsten Grade argwöhnisch war, der König hatte diese Subdelegirten zu Ausspähern der Kommandanten gemacht. Alle diese Subalternen belauschten, schadeten oder nützeten sich wechselsweise. Indessen war das Letzte meistens der Fall; denn es leuchtete ihnen ein, daß sie sich verstehen müßten, da die Intendanten und commandants en chef im Großen das nehmliche thaten. Auf solche Art geschah der Dienst, indem dergleichen Leute, zum Theil aus der Militär, zum Theil aus der Robe genommen, sich wechselsweise entgegengesetzt wurden. Durch eine solche Sorgfalt die so sehr ins Einzelne gieng, durch eine Behutsamkeit die sich oft ins Kleinliche verlor, dadurch kam es, daß der Staat einer so tiefen Ruhe genoß. Auch währte diese Ruhe so lange, bis der König die Religion der Unterthanen angriff; denn alsdann zeigte man ihm durch offenbaren Widerstand, daß es nicht in seiner Gewalt stünde, den Glauben einer halben Million Menschen abzuändern, noch ihr seinen eigenen Glauben aufzudringen.

Jene monarchische Form der untergeordneten Mächte, die lange Kette, deren erstes Glied der König hielt, fand sich vorzüglich bey der Magistratur. Der König hatte die Kunst gefunden sie zum Werkzeug seines Willens zu machen, so daß alles was er im Fach der Gesetzgebung und der Auflagen verlangte, mit gesetzlichen Förmlichkeiten vollzogen wurde. Er nahm sich in Acht, daß er nicht in Zwist mit ihr gerieth; denn er wußte, daß ihre Widersprüche die Unzufriedenheit des Volks erregten: er scheute sich vor Streitigkeiten, die in Zeiten von Mangel oder Krieg seinem monarchischen System nachtheilig werden konnten. Sie würde, pflegte er zu sagen, vermöge ihres natürlichen Ehrgeitzes, sich bey jeder Verification einer königlichen Verordnung beschwe-

schweren; und daher wär' es das kürzeste Mittel ihr Stillschweigen aufzulegen.

Auſſer diesem braucht' er noch ein anderes Mittel, schändliche Bestechung auf eine doppelte Art. Zuerst gab er ihr die Unterthanen preis, indem er ihr erlaubte die Processirenden durch Sporteln niederzudrücken. Anders als so weiß ich das Verfahren der Richter nicht zu nennen, nicht einmahl nach seiner Justizverbesserung; die Richter mußten durch Sportelansetzen drücken, wenn sie ihre Auslagen für den Kauf ihrer Stellen wieder haben wollten. Die zwote Art von Bestechung bestand darin, daß er den Magistratspersonen beständig den Reitz einer höhern Beförderung vorhielt. Er behielt den Gebrauch bey, die Parlementsmagistratur in die Ministerialmagistratur übergehen zu lassen. Man wurde Requetenmeister, Staatsrath, Intendant, Chef de Bureau, und endlich Minister; umgekehrt aber blieb man immer und ewig ein unbedeutender Parlementsadvokat, wenn man nicht die Kunst verstand, ohne Zwang und mit gutem Anstand, wie ein Hofmann, das verlangte zu thun.

Hierzu kam noch ein doppelter politischer Grundsatz der die Erhebung der Magistratspersonen bis ins Ministerium begünstigte. Ludwig XIV war sehr eifersüchtig auf Erhaltung seines Ansehns; von ihm sollte alles abhängen. Er machte niemanden zum Minister, der schon durch eine Würde in der Kirche oder durch seine Geburt ein wichtiger Mann war. Sogar aus der untersten Klasse, der Magistratur hob er sich seine Minister aus, und verlangte dennoch, daß sie als solche geachtet werden sollten. Nach eben demselben Grundsatze wurden seine unehelichen Söhne in Prinzen vom Geblüt verwandelt, zwischen die rechtmäßigen Prinzen

und die Pairs eingeschoben, durch die besten Stellen im Staate versorgt, und von ihm selbst mit mehr Freundschaft und inniger Vertraulichkeit als seine rechtmäßigen Kinder gewürdigt.

Geheime Kommissionen im Auslande. So muß man die Einführung der Afterminister nennen, die er, ohne Charakter und ohne öffentliche Anerkennung an alle europäische Höfe schickte, um seine eigenen Minister zu beobachten, ihre Relationen mit einander zu vergleichen, und sie in einer Art von wechselseitiger Abhängigkeit zu erhalten. Dieses gieng so weit, daß er dazu Tanzmeister und Sprachmeister in allen fremden Ländern in dieser Absicht besoldete. Aus diesem Mißbrauch entstand die ärgerliche Verfolgung wider den Kardinal von Bouillon, den die geheimen Minister ganz unrichtig schilderten; daher auch, besonders in den letzten Tagen des Königs, sein Haß gegen die Protestanten, die ihm von jenen geheimen Abgesandten mit abscheulichen Farben, als Feinde seines Namens und seiner Größe, abgemahlt wurden.

Post-Inquisitionskommissionen. Eben der große Ludwig XIV, ein General über 300000 Menschen, verband mit seiner Allmacht noch die List der kleinen italiänischen Fürsten, das Hülfsmittel einer unsichtbaren Inquisition, von welcher man erst verschiedene Jahre nach der Einführung des tyrannischen Gebrauchs etwas erfuhr. Eben diesem großen Monarchen überbrachte der Oberpostmeister den vollständigen Inhalt der Briefe die auf dem Oberpostamt erbrochen wurden. Diese Art den bejahrten König einen Zeitvertreib zu machen, benutzten die Minister, vorzüglich der grausame Louvois; sie gewannen den Oberpostmeister, und setzten selbst die wöchentlichen Postberichte nach ihren

Absich-

Abſichten auf; wobey denn die gröbſten Ungerechtigkeiten gegen den Ruf ſolcher Perſonen vorfielen, deren Untergang ſie beſchloſſen hatten.

Inquiſitionskommiſſion im Innern von Paris. Vorzüglich unter d'Argenſon erfand man die Kunſt der Polizey einen beſoldeten Anhang von verarmten Officieren, Akademiſten, Leuten von jedem Stande, ja ſogar von vornehmen Geiſtlichen anzuwerben. Die abſcheulichen Kunſtgriffe ſolcher tiefgeſunkenen Menſchen wurden immer belohnt, und d'Argenſon verdankt die Nation die Erfindung der Ausſpähungskunſt, ſowohl nach der Theorie als in der Ausübung, in allen Staaten.

Miniſterialkommiſſionen. Sonſt waren die Vollzieher der königlichen Willensmeynung auch Männer der Nation: keinen Connetable von Frankreich, keinen Marſchall von Frankreich, keinen Kanzler von Frankreich konnte der König entſetzen. Und doch verwandelte ſie Ludwig XIV, wie er ſelbſt einmahl bey vollem Hofe ſagte, in bloße Schreiber, ihre Stellen aber machte er wiederruflich, die Siegel gab und nahm er nach Belieben; einen erſten Miniſter wollte er nie. Zwar hatten ſeine Vorgänger ſich dem Zwang entzogen, ihre Miniſter beſtändig behalten zu müſſen: aber zu bloßen Schreibern der königlichen Willensmeynung waren die Letztern doch nie erklärt worden.

Kommiſſion in der Perſon der Parlementspräſidenten. Bey dem Stellenverkauf, wodurch die Magiſtratsperſonen weniger abhängig vom Hofe wurden, hatten ſich die Monarchen das Vorrecht vorbehalten, die Stellen des Präſidenten und des Procureur-General unentgeltlich zu vergeben. Ludwig XIV fügte noch überdieſes ein jährliches Hands-

geld hinzu, um den Präsidenten noch mehr in Abhängigkeit zu erhalten, einen sogenannten Homme du Roi aus ihm zu machen, und den Gerichtshöfen dadurch stillschweigend zu erklären, daß sie blos das Organ des Monarchen wären.

Bücherkommission. An der Spitze dieser Kommission stand eine obrigkeitliche Person, um Achtung zu geben was für Bücher aus dem Auslande ins Königreich kämen, um den Staatsschriften freyer Nationen den Eingang zu verwehren, um nur solchen den Umlauf zu verstatten, deren Verfasser vom französischen Ministerium besoldet, oder durch die Drohung geschreckt waren, daß man ihre Schriften verbieten würde, wenn sie die Regierung zu tadeln wagten. Dieser Oberaufseher des französischen Bücherwesens mußte auch untersuchen, welche Bücher in Frankreich gedruckt wurden; um allen Unterschleif zu verhüten, wurden die Buchdruckereyen genau durchsucht, und Censoren, die dem Ministerium ganz ergeben waren, mußten durch ein gewisses Zeichen auf jeder Seite bekräftigen, daß die Schrift nichts verfängliches gegen die Regierung enthielt. Hatten der Censor, der Verfasser oder der Buchhändler nicht die gehörige Vorsicht gebraucht, so war gewöhnlich die Bastille ihr Lohn.

Kommission über die Wissenschaften. Die Akademien, die Ludwig XIV stiftete, waren nichts anders als litterarische Innungen, welchen er auflegte sich mit dem Lauf der Gestirne, mit der Kräuterkunde, mit der Wundarzneykunst, mit der Vervollkommnung der französischen Sprache abzugeben; auch mußte jedes Mitglied Rechenschaft von seinen Arbeiten ablegen, und was er wollte drucken lassen, mußte die Akademie gebilligt haben. Damahls hatte die Nation besoldete

Historiogra-

Historiographen: aber der Wahrheitsliebende Geschichtschreiber wurde bestraft, und ein Schmeichler, wie der Jesuit Daniel, bekam Pension.

So war denn in Frankreich alles willkührlich, alles Ministerialkommission. Für die eigentliche Magistratur blieb nichts mehr übrig, als der Spruch zwischen Bürgern in Handlungsgeschäfften oder andern Rechtsangelegenheiten. Uebrigens nahm ihr der König allen Antheil an der allgemeinen Polizey, allen Einfluß auf das Volk, das Vorrecht dem Monarchen zu sagen, wenn seine Minister und der Hof fehlten. In alles mischte sich der König; alles wollte er selbst thun, seine Minister bilden und lenken, seinen Generalen und sogar seinen Bauoberaufsehern vorschreiben; General, Obrigkeit, Richter wollte er seyn; ja, sogar das Strafamt übte er als Kriminalrichter durch seine Siegelbriefe aus. Die Welt hat nie einen mächtigern Monarchen gehabt; nie hat ein Souverän den Zunamen des Großen mit mehrerm Rechte verdient; nie hat ein König die gesetzgebende, vollziehende, gerichtliche und militärische Macht so eng zu verbinden gewußt, noch alle zugleich so lange im Besitz behalten. In diesem Sinne verdient er jenen Zunamen, aber auch in diesem Sinne allein. Ein Zeitalter, das sich gern täuschen ließ, das an Schönheit und Schimmer mehr Wohlgefallen fand, als an dem würklich Nutzbaren; Künstler in Menge, welchen er Kost und Wohnung gab; Lobredner die er mit freundlichen Blicken und Jahrgeldern belohnte; ränkevolle Jesuiten die ihn beherrschten; eine habsüchtige Geistlichkeit die er zu beherrschen verstand, und durch Belohnungen gewann; vornehme Herren die er bereicherte, und, wenn sie glücklich waren, Helden nennte; viele Männer von vorzüglichem Talent in und auffer Frankreich, die er gleichsam an seinen Triumphwagen band; Akademien von Mah-

lern, die seine Thaten auf die Leinwand brachten; Bildhauer, die sie vor's Auge rückten; Dichter, die sie besangen; Geschichtschreiber, die Lobreden darauf schrieben; Akademien, die er stiftete, und zu Sklaven des Throns machte; eine Generation von Ehrsüchtigen, erzogen in der Kunst zu schmeicheln, und in dem abscheulichen Grundsatz, daß man in Frankreich blos für den König und durch den König etwas sey; beynahe die ganze Nation, durch den Ruf von seinen Siegen berauscht; Spanien, das er seinem Enkel unterwarf; Unterthanen von Natur zu Schmeicheley, Aufsehen und Pracht geneigt; dieß waren die Leute die ihm den Namen des Großen, des Mächtigen, des Unsterblichen gaben: auf diesen Wegen erstieg er die Höhe, auf welcher er sich, selbst bey seinen größten Widerwärtigkeiten, dennoch erhielt.

Auf der andern Seite sieht man zwo Millionen Menschen geächtet, verwiesen, oder in der Bastille, weil sie anders glaubten; Feinde durch die Grausamkeiten seiner Feldherrn erbittert; sein Volk selbst, sein gutes Volk, arm gemacht von ihm und ausgesogen, um Schlösser zu bauen, oder sonst zur Befriedigung seiner Eitelkeit; die Staatsgefängnisse angefüllt wegen Tugend, Vaterlandsliebe, Schwung des Geistes oder Aufwallen der Freyheit die den Franzosen so theuer ist; eine Nation die er mit der Härte eines Eroberers behandelt, die er aller ihrer Rechte beraubt, die nichts mehr übrig behält als eine Magistratur die nicht zu reden wagt und immer bebt; die prächtigen Palläste die er baute, den Aufwand den sie verursachten, die Schuld die daher entstand; eine Schuld, die nicht hat getilgt werden können, die es jetzt (1785) noch nicht ist, und vielleicht nie getilgt werden wird; die verdeckten Bankerutte, wobey er durch die Finger sah; seine unehelichen Söhne, die er auf die Spitze seiner monarchischen Hierarchie erhob, die er zwi-

schen

schen die Prinzen vom Geblüt und die Pairs eindrängte, die er uns, nach dem Abgang seines Hauses, zu Beherrschern geben wollte; jene schändlichen Werkzeuge des Despotismus, die Kommissionen; seine neuen Stellen in der Magistratur; seine Staatsgefängnisse; seine Gierigkeit nach dem Vermögen seiner Unterthanen. Sollte nicht wegen aller dieser Mittel und Werkzeuge und Gegenstände einer beyspiellosen Ehrsucht, die Nachwelt diesen großen Monarchen für die größte Züchtigung ansehen müssen, welche die Vorsehung jemahls Frankreich fühlen ließ?

IX.

Ludwigs XIV Grundsätze in Rücksicht auf seine Unterthanen.

Wir haben gesehn, wie Ludwig XIV eine neue Verfassung einführte, eine Verfassung, die ganz aus Kommissionen bestand. Jetzt müssen wir noch das Zerstörungssystem zergliedern, wie er den Staat aus seinen Fugen riß. Wir finden nicht mehr die freye Monarchie unter der ruhmvollen Regierung Karls des Großen; veraltert ist sie schon unter dem eisernen Scepter, den die letzten Könige aus dem Hause Valois auf Frankreich gesenkt hatten.

Alle ihre Grundsätze und Entwürfe waren auf ihn fortgeerbt. Er hatte ganz eigene Begriffe über die Na-

tion, über die pays d'état, über die Stadt Paris, die Geistlichkeit, den Adel, das Volk und die Minister. Diese seine Begriffe muß man genau kennen; denn wird Frankreich jemahls wiedergeboren, so kann diese Kenntniß von Nutzen seyn. Geschichtschreiber genug haben Ludwigs große Thaten beschrieben: es ist auch Pflicht der Geschichte zu sagen, was er zerstört hat.

Von seinem dreyzehnten Jahre an hatte er von seiner Mutter und Mazarin gehört, der Reichstag wär' eine gefährliche Versammlung, so daß jeder Gedanke, jede Erinnerung daran unterdrückt werden müßte. Jene, als damahlige Regentin, unter Mazarins geschickter Lenkung, wurde von dem Adel gedrängt die Stände zusammenzuberufen. Sie wußte, daß Verweigerung den Wunsch darnach nur noch lebhafter machen würde, und daher bewilligte sie eine solche Versammlung, die schon lange nicht viel mehr war als ein Schreckbild, welches die mißvergnügte Nation den pflichtvergessenen Ministern vergebens entgegensetzte.

Maria de' Medici hatte ihr, während ihrer Regentschaft, nicht ausweichen können: allein sie vereitelte sie durch einen Entwurf der ihr vollkommen gelang. Sie trennte nehmlich die drey Kammern, beschäfftigte sie mit unbedeutenden oder gar lächerlichen Untersuchungen, und entließ sie wieder, ehe sie noch gemeinschaftlich und einstimmig etwas für Frankreichs Wohl gethan hatten.

Anna von Oestreich, die Mazarin besser führte, rief im J. 1651 den Reichstag von Tours zusammen. Anjou, Chartrain und Languedoc, auch die meisten übrigen Provinzen hielten vorläufige Versammlungen zu den Wahlen ihrer Stellvertreter: unterdessen aber arbeitete

tete der schlaue Mazarin daran die Zusammenkunft der Letztern zu hindern. Mazarin, der die verschiedenen Korps und ihre Gerechtsame scheute, unterdrückte die Versammlung, ehe sie noch eine feste Bildung gewann.

Nach solchen Grundsätzen, unter solchen Besorgnissen war Ludwig XIV erzogen: daher suchte er alles zu entfernen, was einen wiederhohlten Antrag auf eine allgemeine Versammlung der Stände hätte veranlassen können. Er brachte auch bey der Nation ihre ursprünglichen Rechte so gut in Vergessenheit, daß nachher unter der Regentschaft des Herzogs von Orleans, als der König von Spanien eine solche Versammlung begehrte, diese Foderung als aufrührerisch betrachtet wurde. Sogar Colbert war so hart gegen Mezeray, daß er ihm sein Jahrgeld einzog, weil er die Befugnisse der Nation bey neuen Auflagen in Schutz genommen hatte. Wir haben oben gesehn, wie Ludwig XIV den Anträgen der Engländer und Holländer auf den Beytritt des Reichstags zur Friedensversicherung auszuweichen gewußt hat.

Während seiner langen Regierung bestärkte sich immer mehr der schädliche Grundsatz: es könne keine Versammlung im Reiche statt finden, als mit Bewilligung des Königs; bey denjenigen aber, die er selbst zusammenberufen, hätte nie ein Unterthan das Recht zu sprechen, als mit königlicher Erlaubniß. Ganz Frankreich wurde von ihm überredet, ein Reichstag sey nichts anders als ein Geheimerrath, ein Lit de Iustice, nichts anders als Form, als Feyerlichkeit, die königliche Willensmeynung bekannt zu machen. Die Etats généraux waren nicht mehr jene ursprünglichen Versammlungen welche die regierenden Familien verdrängten, wenn sie blos ihren Leidenschaften folgten, und dagegen andere

auf den Thron erhoben. Sie hatten sich in eine bloße Gesellschaft verwandelt, die nur den Staatsrath vergrößerte, übrigens aber alles that was der König befahl. Die Minister waren dabey nichts anders als Sekretäre die sie dirigirten, die Parlementer nichts anders als Werkzeuge die sich blos leidend verhielten, Maschinen die sich zur Ausführung brauchen ließen. Das war der Grundbegriff von Staatsverfassung, den der König seiner ganzen Nation und den Rechtsgelehrten während seiner langen und verderblichen Regierung beyzubringen wußte.

Auch sah er in der That neue Menschenarten entstehen, das Andenken unserer alten Freyheit vergessen. Er sah Frankreich sich allmählig unter die eiserne Ruthe beugen, die er seinen Ministern in den Händen ließ. Die Hälfte seiner Unterthanen glaubte ihm, die Bastille wäre zum Besten des Staats und der Familien nothwendig; eben so wie die willkührlichen und geheimen Strafen zu eines jeden Besten aufgelegt würden. Seine Siegelbriefe nennte er königliche Gnadenbezeugungen, über welche sich niemand beklagen dürfte. Wagte er es auch nicht öffentlich zu erklären, daß er unbeschränkter Herr über alles Vermögen im Königreiche sey, so verfuhr er doch gänzlich nach diesem Grundsatze; denn beständig hatte er siegreiche Truppen gegen eben das Volk, das sie ernähren mußten, bereit.

Freye Wahl zu Stellen und Diensten und Würden zeugt von Freyheit des Volks: Stellenverkauf hingegen und erbliche Geburtsrechte sind die charakteristischen Merkmahle solcher Monarchien die zu altern anfangen, oder durch Länge der Zeit und Sittenverderbniß der willkührlichen Tyrannenmacht zum Raube geworden, oder auch in Unwissenheit versunken sind.

Jene Wahlfreyheit war dem König verhaßt, denn sie war, nach seiner Denkungsart, mit dem monarchischen Geiste unverträglich. Blos der König durfte die Gouverneurs in den Provinzen, die Generale und Officiere wählen; nur er konnte zur Bischoffswürde erheben. Oft überließ er den ebengenannten Personen die Wahl ihrer Subalternen, damit alle Stände im Reiche von Obern abhängen möchten, keine Stelle aber vom freyen Willen der Gleichheit; denn dadurch wären die Unterthanen von der Subordination oder vielmehr von der Knechtschaft unter den Großen abgeführt worden. Wurde in Deutschland ein bischöfflicher Sitz erobert, wo das Kapitel das Wahlrecht besaß, gleich maßte der König sich dieses Recht an; ein päbstliches Breve diente ihm zur Beschönigung, und ernennte denjenigen zum Bischoff, den er selbst dazu bestimmte. Auf solche Art entzog er Nonnenabteyen das Recht ihre Aebtissin zu wählen; verschlossen aber die Nonnen ihre Klöster um ihr Recht auszuüben, so wurden diese auf gut soldatisch aufgebrochen und entweyht, die Bewohnerinnen aber gefänglich eingezogen, oder in andere Klöster versetzt.

In den sogenannten pays d'état hatten die Provinzen das Recht erhalten ihre Beamten zu bestimmten Zeiten selbst zu wählen. Dem König gefiel es, diese Beamten auf immer in ihren Stellen zu lassen, aber so daß sie nicht unter den Landständen, sondern unmittelbar unter ihm stehen sollten. Auf einer andern Seite gab er die Erklärung von sich: der Pabst, der sich den Ausprüchen der Concilien eigenmächtig entzogen hätte, wäre diesen Ausprüchen der allgemeinen Kirchenversammlungen allerdings unterworfen. Sobald die päbstliche Macht der seinigen Eintracht that, denn sollte der Pabst selbst der übrigen Kirche unterworfen seyn.

Eben so gieng es den Municipalitäten in den Provinzen. Sonst hob sich der Bürger durch Patriotismus zu den öffentlichen Aemtern empor: jetzt machte der König die Stellen verkäuflich, und dadurch den Franzosen zum Sklaven einer erkauften Gewalt.

In Languedoc erhob er den Erzbischoff von Narbonne, den gebornen Präsidenten der Landstände dieser großen und betriebsamen Provinz, zu einem solchen Grade von Macht, daß er verschiedene Vorrechte genoß, die zum Theil mancher König nicht besitzt. Er erlaubte diesem Manne von Wichtigkeit das Volk ein wenig zu drücken, wenn er nur, durch seinen Einfluß in den Versammlungen der Landstände, die Subsidien erhielt, die Ludwig XIV verlangte. Es war die einzige Stelle, deren Besitzer nicht abgesetzt werden konnte. Dieses Vorrecht ließ er dem erzbischöfflichen Sitze, der damahls noch viel vermogte: aber den Besitzer fesselte er durch den Reitz von Pfründen und Würden, deren er sich durch seine unverzeyhliche Nachgiebigkeit würdig zu machen schien.

Eben durch diese Sucht alles selbst thun, durchgängig selbst oder durch Kommissionen regieren zu wollen, verloren die meisten Provinzen ihre hergebrachten Landstände. Dieser Zerstörungsplan war ein Nachlaß meines Großoheims, den es unerträglich fiel, daß der König, wegen der Verwilligung der Abgaben mit einer Provinz, mit den Städtebeamten, mit dem Adel, mit der Geistlichkeit sollte unterhandeln müssen. Auvergne, Normandie, Champagne, Dauphiné, Provence, Franche-Comté, verloren auf solche Art nach und nach ihre Ständeversammlungen, ihre Verfassung als pays d'état. Wenn Languedoc und Bretagne sie noch erhielten, so kam es blos daher, daß die Nachbarschaft feindlicher Mächte, die Unzufriedenheit dieser Provinzen, ihre Anhänglichkeit

an

an hergebrachte Vorrechte dem König nichtsweniger als gleichgültig waren. Blos die innern Provinzen wurden ohne Gefahr aufgeopfert; hier blieb der König unumschränkter Herr; diese überließ er der straflosen Raubsucht der Intendanten, und der willkührlichen Besteurung, dieser so schmachvollen Bedrückung eines freyen Volks.

Blos die Parlemente konnten noch gewissermaßen und in Form von „Etats au petit pied“, das französische Volk vorstellen, das vor Zeiten so oft als Gesetzgeber zusammengekommen war. Allein der König wußte mit der größten Sorgfalt zu verhüten, daß sie nichts von den Municipalangelegenheiten und nichts von der Staatsverwaltung erfuhren, die blos in den Versammlungen der Landstände verhandelt wurden. Ja, eben unter seiner ganz militärischen Regierung wurzelte jene traurige Erbitterung zwischen dem Hofadel und dem Robeadel immer tiefer ein. Hier zeigt sich auch zuerst die lächerliche Abneigung der Pairs gegen die Parlemente, der immerwährende Zwist der die Geistlichkeit von der Magistratur trennt. Ueber diese ganze mächtige Aristokratie, die unter sich so uneinig, so erbittert war, herrschte der König. Bat ihn die eine Partey um Schutz, so gab er ganz kalt zur Antwort: er überließe es ihnen völlig ihren Zwist nach Belieben beyzulegen, und that nicht eher einen Ausspruch, als wenn er gefährliche Folgen für seine Allmacht befürchtete.

Unter ihm vorzüglich vermehrten sich die Komissionen; die willkührlichen Schritte des Conseils; ihre ganz militärische Vollziehung, so sehr auch Buchstabe und Geist des Gesetzes dagegen sprachen; die Vernichtungen aller Parlementsschlüsse zum Besten der Freyheit des Volks und des Staats; denn nie durften die Parlementer etwas mehr seyn als Gerichtshöfe. Wer

weiß

weiß nicht jenen anstößigen Auftritt, da er, bald nach seinem Regierungsantritt, gestiefelt, mit der Peitsche in der Hand, ins Parlement gieng, und seine Befehle einzuzeichnen befahl? Ein ganzes Jahrhundert hat dieses rohe Ungestüm mit seinem Beyfall beehrt; aber es verdient auch dafür aus unsern Jahrbüchern ausgestrichen zu werden.

Dieses Parlement, das der Suldan mit der Peitsche in der Hand durch seine Drohungen erniedrigt hatte, war in der Folge furchtsam, wenn es auch nur in den Angelegenheiten einer Familie, die mit dem Hofe in Verbindung stand, sprechen sollte. Heldenthat war es, wenn man sich gegen einen Günstling des großen Monarchen als gerechten, unbescholtenen Richter zeigte. Liebe zur Wahrheit entlockt mir hier eine Anekdote aus meiner eigenen Familie, die Ludwig XIV besonders schützte, weil er sie als eine von den Stützen des Staats ansah.

Am neunzehnten November 1682 wurde wegen Entführung der Demoiselle von Mazarin, die sich im Kloster zu Chaillot befand, eine Klage beym Parlement eingereicht. Das Parlement und vorzüglich der königliche Prokurator wagten anfangs gar keine Verfügung: endlich aber trug doch der Letztere die Sache vor. Der Präsident de Mesmes ließ auch die Beamten von der Tournelle eintreten; und diese erklärten die förmliche Untersuchung für zulässig. Der älteste Rath von der großen Kammer begab sich nach Chaillot: die Superiorin, die Pförtnerin, u. a. wurden als Zeugen abgehört; und folgendes waren ihre Aussagen. Madame von Bellefond war zur Demoiselle von Mazarin zum Besuch gekommen; auf einem Spatziergange in der untern Allee des Gartens am Flusse, hatten sie die Superiorin

gebe-

gebeten, eine Thür öffnen zu lassen, die auf die Allee stößt, welche vom Kay nach dem Kloster führt, gewöhnlich aber verschlossen gehalten wurde. Kaum hatte die Pförtnerin, mit noch einer Schwester, die Thür aufgemacht, so drängte sich Mademoiselle von Mazarin hinaus, und fand eine Mannsperson, nach der Angabe der Zeugen, den Marquis von Richelieu: die Klosterschwestern hatten zwar die Frau von Bellefond gebeten, ihren Kutscher und ihre Bedienten nachsetzen zu lassen; aber sie hatte dieses entweder aus Erstaunen, oder weil sie von der Sache wußte, nicht thun wollen.

Am 22 December erfolgte der Verhaftbefehl gegen den Marquis und gegen seine Begleiter, ingleichen persönliche Vorladung des Kutschers, des Postillons und des Bedienten der Frau von Bellefond. Allein nun erfuhr es der König, und untersagte alles weitere Verfahren; das Parlement aber hatte weder Muth noch Ansehen genug in der Untersuchung fortzuschreiten. Auch dem Generalprokurator, dessen Pflicht es war, fehlte der Muth dazu. „Ich weiß nicht, schrieb er so„gar an den Minister, was der König in der Sache „beschlossen hat: der Beklagte läßt sich hier, der Gerechtigkeit zum Trotz, öffentlich sehn. Ich halt' es daher „für meine Schuldigkeit zu bitten mir die Willens„meynung des Königs bekannt zu machen, „damit ich, wenn es S. M. für gut finden, „meine Schuldigkeit erfülle, oder den Ge„horsam gegen seinen Befehl zu meiner „Rechtfertigung anführen könne." Der Marquis hatte gleich anfangs um eine öffentliche Erklärung seiner Unschuld nachgesucht; und der Hof scheute sich nicht einen Entwurf zu einer solchen Erklärung an das Parlement zu schicken, um zu wissen, was die Rechtsgelehrten davon meynten. Allein der Kanzler bekam zur

Ant-

Antwort: eine solche Erklärung wäre wider Ordnung und Gesetz. Erst jetzt ließ es sich der Angeklagte gefallen, daß sein Vergehen in dem Begnadigungsbriefe, um den er anhielt, namentlich ausgedrückt werden durfte; und er erhielt seine Begnadigungsurkunde, „noch vor einem förmlichen Urtheil."

Doch vorzüglich zeigte sich die Kleinlichkeit des Parlements in solchen Fällen die weder zu den bürgerlichen Sachen gehörten, noch Privatangelegenheiten betrafen. Die Freyheit der französischen Kirche beruht auf Untersuchung der päbstlichen Bullen und Breven, ehe sie eingezeichnet werden. Gleichwohl beschloß das Parlement, im J. 1699, in Fenelons Angelegenheit, im Namen des ganzen Gerichtshofs, dem König unterthänigst dafür danken zu lassen: daß er seinem Parlemente hätte vergönnen wollen zu untersuchen, ob in der päbstlichen Bulle gegen die Schrift des Herrn Bischoffs von Cambray nichts zum Nachtheil der Gerechtsame der Krone und der gallikanischen Kirche enthalten wäre. So sehr hatte der König das Parlement in seiner Gewalt!

In Rücksicht auf den Adel verfuhr er nach den Grundsätzen der tiefsten Staatskunst. Vor ihm empfahl man sich durch Tugend, Muth, Herkunft und Wissenschaft: er rechnet' es seinen Großen als Verdienst an, wenn sie besser als andere gekleidet waren, schöne Pferde und prächtige Equipagen hatten. Einfach gekleidet durfte niemand vor ihm erscheinen; wer nicht so erschien, wurde über die Achseln angesehen. Er sah es gern, wenn ihm die vornehmen Herrn von den Hostels sagten, die sie zu Fontainebleau oder Versailles bauen ließen; gewöhnlich bat man ihn um seine Erlaubniß

laubniß dazu. Zu Anfang des siebzehnten Jahrhunderts gab es in Paris noch keine funfzig Kutschen; man weiß, in welcher Verlegenheit sich Heinrich IV befand, als die seinige in der Arbeit war: gleichwohl gehört Heinrich IV zu den besten Königen, dessen Andenken der Nation ewig theuer bleibt. Sein Enkel, Ludwig XIV, trieb auch in diesem Stücke den Luxus so weit, daß man, wenn man zu Hof fuhr, eigene Kutschen und Pferde haben mußte. Maulesel wurden gar nicht mehr gebraucht: nur einige Parlementsräthe blieben bey dieser Sitte, gaben sie aber, gegen die Mitte seiner Regierung ebenfalls auf.

Auch das Spiel riß unter ihm am Hofe ein; denn er sah es gern, wenn man hoch und lauter Hazardspiele spielte. Die ehemahligen lärmenden Ergötzungen nahmen eine andere Gestalt: die Jagd, das Ballspiel und die Mailbahn waren die einzigen die er davon beybehielt. Lieber sah er die Karten, die Lotterien, die Würfel, kurz, jedes Spiel bey welchem man viel sitzt. Er hatte gern schüchterne, schmeichelnde, knechtische Höflinge um sich; am liebsten solche, denen er Vermögen, oder Dienste oder sonst eine Versorgung gegeben hatte. Die letztern hatte er ausserordentlich vervielfältigt; denn sein Adel sollte blos durch ihn sein Daseyn haben, und die Würden die er ihnt verlieh, sollten, vorzüglich vor allen andern Nationalwürden, käuflich oder erblich seyn.

Er hatte nun die Pairs ganz genau vom Parlemente abgesondert; und dieses Korps, das sonst in allen seinen Theilen nur ein Ganzes ausmachte, hatte nicht allein die Haltung zwischen diesen Theilen verloren, sondern es trennte sich sogar durch Eifersucht und Feindschaft, deren Ausbruch weiterhin unter der Regent-

schaft erfolgte. Jetzt fand es Ludwig XIV für gut, über die Pairswürde, die erblich ist wie die Krone, noch die Marschälle von Frankreich zu erheben, weil diese seine Kreaturen waren. Jede Stelle die er nicht selbst vergab, fiel ihm zur Last; und Erblichkeit konnt' er eben so wenig leiden, als freye Wahl. Das Korps der Pairsinsonderheit war noch ein Ueberrest von jener alten Pairsschaft, welcher unsere Könige nicht wenig Antheil an der Gesetzgebung, an der Besteurung, an der Staatsverwaltung überhaupt vergönnten. Sie war gleichsam ein Schatten von jenem alten wesentlichen Geheimenrathe unserer Könige, ohne welchen kein St. Louis, noch sonst einer der vorzüglichsten Regenten jener Zeit sich einen Schritt in irgend einer Sache von Wichtigkeit erlaubte. Ludwig XIV beschloß dieses unabhängige Korps zu demüthigen, und dagegen die Marschälle von Frankreich zu erheben. In dieser Absicht mußt' es aus dem Parlement, dem natürlichen Sitze der Pairschaft, entfernt werden; auch machte er die Verordnung, daß, wenn ein Marschall Duc und Pair zugleich wäre, der Marschallstitel vor dem letztern gesetzt werden sollte. Bis zu seiner Regierung hatte man gesagt: Herzog von Vivonne, Herzog von Noailles, wenn sie gleich Marschälle von Frankreich waren; nach seiner Verordnung mußte man nunmehr sagen: Marschall von Villars, Marschall von Villeroy, waren sie gleich Pairs. Er selbst nennte die Pairs von Frankreich, die er zu Marschällen gemacht hatte, nicht anders als Herr Marschall. Seit dem Tage der Ernennung schienen sie gar nicht mehr Pairs zu seyn; und der Gebrauch hat sich so sehr festgesetzt, daß kein Mensch seitdem anders gesagt hat, als der Marschall von Richelieu; der Marschall von Noailles u. s. w. Nur wenigen Personen mag es bekannt seyn, daß Ludwig XIV, um seine Absicht zu erreichen, dem Herzog von Duras, Marschall

schall von Frankreich, befohlen hat, die Pairswürde an seinen Sohn abzugeben, den Titel als Marschall von Frankreich fortzuführen, seinen Sohn aber Herzog von Duras nennen zu lassen. Beym Lever bestätigte er diese Einrichtung; wobey er denn geflissentlich den Vater, Marschall, den Sohn aber Duc nennte. Natürlich hielt seitdem jedermann die Benennung eines Pairs für geringer als den Marschallstitel.

So war denn nun die Nationalwürde eines Pairs von Frankreich vertilgt, und, in Rücksicht auf das Ceremoniel, unter die Stelle eines Marschalls von Frankreich erniedrigt. Jetzt machte Ludwig XIV den Versuch die gesetzmäßige Konstitution der Pairschaft überhaupt umzustoßen, das Korps derselben im Ganzen anzugreifen. Er nützte dazu einen Vorfall, wo zween Pairs, ohne ihrer Würde zu gedenken, sich einen Streit erlaubten, der ihres Rangs unwürdig war.

Der Herzog von Estrees und der Graf von Harcourt entzweyten sich über dem Abendessen bey der Herzogin von Albert. Der König erfuhr es, und befahl dem ältesten Marschall von Frankreich, durch einen Exempt von beyden Rechenschaft wegen ihres Betragens abfordern zu lassen. Ohne Zweifel war dieses ein offenbarer Eingriff in die Verfassung der Pairschaft; denn diese hat fast allein einen Ueberrest von unseren alten Vorrechten erhalten, nach welchen jeder Unterthan nur von seines Gleichen gerichtet werden durfte. Die beyden Herzoge konnten also blos von den übrigen Pairs, unter dem Vorsitz des Monarchen gerichtet werden. Sie weigerten sich auch eine neue Gerichtsbarkeit anzuerkennen. Ueber diese Weigerung entrüstete sich der König als über eingebildete Ansprüche, die man durch Worte, Privilegien und Titel

zu unterstützen suchte: beyde wurden durch Siegelbriefe in die Bastille gewiesen. Sie giengen auch; aber, wie sie sich ausdrücklich erklärten, auf besondern Befehl des Königs, nicht auf Befehl der Marschälle von Frankreich.

Endlich ergriff der König, weil er das ganze Korps der Pairs aufzureitzen besorgte, den Ausweg, daß er eine Kommission von Marschällen, wiewohl nicht in dieser Eigenschaft, sondern als königliche Kommissarien, zu Richtern ernennte. Diese Kommission bestand aus den Marschällen von Villeroy, d' Huxelles, von Tesse, die sämtlich dem König ganz ergeben waren, und nicht nach ihren Einsichten, sondern nach dem Gutbefinden des Monarchen sprechen sollten. D'Estrees und Harcourt wurden aus der Bastille in Villeroy's Hotel gebracht: die Kommissarien standen vor ihnen auf, und begegneten ihnen mit der größten Achtung. Villeroy, als Präsident, sagte zu ihnen: das Einverständniß das man zwischen ihnen wahrnähme, wär' ein Beweis, daß die Anklagen gegen sie Verläumdung seyn müßten. Um nun, setzte er hinzu, diesen Beweis vollständig zu machen, so umarmen Sie sich; wir wollen es dem König berichten.

Auser diesem machte der König noch einen Versuch die Pairschaft der Connetablie zu unterwerfen: aber dießmahl vertheidigte sich jene mit weniger schüchternen Schonung. Die Herzoge von Aumont und la Ferté bekamen Streit, und der König ließ wieder durch den ältesten Marschall einen Exempt an sie schicken. Allein dieser Exempt wurde sehr übel empfangen: er bekam, im Hotel de la Ferté einen solchen Fußtritt, daß er mit Lebensgefahr die große Treppe hinunter springen mußte. Noch schlimmer gieng es ihm im Hotel d'Aumont

mont: man drohte ihm gar mit dem Sturz aus dem Fenster. Die Connetablie fühlte wie viel in diesen ersten Schritten lag, der König fühlt' es noch mehr; und die Sache zog weiter keine Folgen nach sich.

Eben diese Verweisungen in die Bastille, diese strengen Befehle an die Pairs von Frankreich, an die ersten Männer im Staate, die nicht militärisch gerichtet seyn wollten, die vermöge ihres Standes auf Erhaltung ihrer Rechte sehen mußten, eben diese beweisen, welches Gewicht der König auf die ersten Titel im Reiche legte. Nach seiner Vorstellung mußte Frankreich ihm Dank wissen, daß er nicht so, wie sein Vorgänger, die wichtigsten Männer aufopferte; die Natur hätte ihn doch nicht blutdürstig gebildet, sagte er oft mit einer gewissen Selbstgefälligkeit. Gleichwohl hörte er nicht auf, meinem Oheim, mit dessen Grundsätzen' er sich genährt hatte, Lobreden zu halten, noch seiner Familie zu wiederhohlen, wie viel uns das Haus Bourbon zu danken hätte.

Und in der That, er behauptete sein ungeheures Ansehen blos durch Befolgung des Regierungsplans den der Kardinal hinterlassen hatte, ohne daran zu denken, daß man vielleicht in seiner eigenen Familie einst den Plan verwünschen würde, den er bey seiner Staatsverwaltung annahm. Ludwig XIV gieng in der Folge noch weiter als der Stifter seiner unumschränkten Macht; so weit, daß demjenigen, der seine Freyheit verlieren sollte, blos ein Befehl in die Bastille zu gehen, zugeschickt wurde. Man nahm dabey nicht die mindeste Vorsicht die im Fall des Ungehorsams nöthig gewesen wäre; ohngefähr wie im Orient, wo bey der Uebersendung des seidenen Strangs auf ohnfehlbare und unverzügliche Befolgung des Urtheils gerechnet wird. Verließ man

die Bastille, so verlangte, wenn man zu der Anzahl der Günstlinge gehörte, die Etikette, daß man sich bey dem König und den Ministern bedanken mußte. Der König pflegte dann zuerst durch ein etwas schalkhaftes Lächeln zu antworten; wollte er aber den entlassenen Gefangen vor andern auszeichnen, so befragte er ihn über das Innere der Bastille. Wer etwas übles davon gesagt hätte, würde bey ihm für einen gefährlichen Mißvergnügten gegolten haben, der es vielleicht verdienen möchte zum zweytenmahle dahin geschickt zu werden. War aber jemand wegen einer ernsthaftern Ursache eingesperrt gewesen, der wurde nachher auf sein Landhaus, oder ins Gebirge verwiesen. Jedesmahl aber wurde er fortgeschafft, ohne den König sehen zu dürfen; und die Gunst des Monarchen war unwiderbringlich verloren.

Um die Unterthanen zu schrecken, hatte Ludwig XIV in allen Provinzen mehrere Schlösser in eben so viele Bastillen verwandeln lassen. Es war keine Provinz, die nicht, nach Verhältniß ihres Umfangs, vier bis fünf dergleichen Festungen gehabt hätte. Er pflegte zu sagen: er kenne keine gelindere Strafe als ein Staatsgefängniß; dieses Mittel hielt er für das zweckmäßigste zu der Absicht die er dadurch erreichen wollte. Und in der That: eine vieljährige Gefangenschaft, die das furchtbare Beyspiel noch auf mehr als eine Generation fortpflanzte, mußte tiefen Eindruck machen. Fouquet blieb lange ein Schreckbild für seine Minister; und eben so mußte die auffallende Strafe des Kardinals von Bouillon auf alle Personen seines Standes würken. Da auch seine vertrautesten Höflinge, seine Verwandten, ja sogar die Prinzen vom Geblüt nicht verschont geblieben waren, so war es ihm lieb, wenn man ihm Vorstellungen machte, sich auf ihr Beyspiel berufen zu können; wobey er immer, wiewohl mit einer gewissen Würde,

über

über die Gelindigkeit der Bestrafung scherzte. Sollte jemand diese Schilderung übertrieben finden, dem gebe ich hier die Worte des Monarchen selbst.

„Die Könige, sagt er (in einer eigenhändigen „Handschrift die auf der königlichen Bibliothek aufbewahrt „wird), sind öfters genöthigt manches wider ihre Neigung und wider ihr gutes Herz zu thun. Sie sollen „gern Freude machen, und müssen doch oft strafen, und Leute ins Unglück stürzen, welchen sie wohl wollen, weil das Beste des Staats allem „andern vorgeht."

Voltaire hat so gut wie ich empfunden was Gefangenschaft ist; er hat die Strafe dafür getragen, daß er sich die Freude machte flüchtige Schriften voll Salz und Laune zu schreiben; eben so wie ich für die Verirrungen der Liebe bestraft worden bin. Und dennoch führt Voltaire jene Stelle als den Ausdruck besonderer Großmuth an. Ich muß gestehn, daß ich just das Gegentheil darin finde: mich dünkt, man ist eher Mensch als König; und der Monarch der das süße Gefühl jenes zu seyn verliert, ist kein guter König.

Eben jene Grundsätze brachten Ludwig XIV dahin, daß er zuletzt dem ganzen Königreich die Siegelbriefe als Wohlthat anpries, als ein königliches Vorrecht, wodurch größere Uebel verhütet werden könnten. Wollte auch ein Mißvergnügter strenger darüber urtheilen, so war es schon zum Wahn geworden, daß man ihre Nothwendigkeit und ihre Vortheile vertheidigte. Schon die einzige Rücksicht durch einen königlichen Befehl einen schimpflichen Proceß verhindert zu sehen, schien für ihre Nützlichkeit zu sprechen. Eben der Monarch der die Gesetze für die innere Sicherheit gab, übte ja dadurch das Vorrecht aus, nicht allein zu verzeyhen, sondern auch, wenn er

wollte, manchen der Ahndung der Gerechtigkeit zu entziehen. „Ich habe ihn, sagte er, zu seinem „Besten in die Bastille geschickt."

Sobald sich einmahl die Meynung festgesetzt hatte, der König könnte und müßte die ersten Männer Frankreichs einsperren lassen, brauchte Ludwig XIV diese Strafe, um die Hindernisse, die sich seinem Willen entgegen setzten, mit einemmahle hinwegzuräumen. Nur dann schlug ihm dieses Mittel fehl, wenn die Religion ins Spiel kam. Die Häupter der Protestanten und Jansenisten waren im Durchschnitt genommen, Menschen von wenig Redlichkeit und Religion, die stolz darauf eine große Faktion anzuführen, blos dem Drange der Energie in ihrem Charakter oder ihrem Ehrgeitze folgten. Nur die untern Klassen sowohl bey den Jansenisten, als bey den Protestanten, meynten es völlig so wie sie sagten. Sie glaubten fest auf dem rechten Heilswege zu seyn, und trugen seufzend die Fesseln die Ludwig XIV allen Akatholischen und allen Schwachköpfen anlegte, die sich weigerten die päbstlichen Bullen anzunehmen, die sich selbst mit dem Namen der Märtyrer beehrten, und ganz bescheiden sagten, sie vertheidigten das Wort Gottes. Gegen Leute dieser Art wurden über neuntausend Siegelbriefe, theils zur Verweisung, theils zur Verhaftung, ausgefertigt; wenn die Pfarrbücher treu sind, so hat der König mehr als 30000 Protestanten verwiesen oder einsperren lassen. Hierbey ist noch nicht die Rede von den Dragonern die er gegen sie nach den Cevennen abschickte, noch von den Abgaben die dort eingetrieben wurden, noch auch von denjenigen die das Königreich verließen.

Er hatte einmahl die Sucht jeden, der nicht so dachte wie er, oder auch solche, deren Gegenwart, Re-

den

den oder Schriften seinen Grillen oder Abscheulichkeiten widersprechen konnten, eine schwere Hand fühlen zu lassen. Diese Sucht gieng so weit, daß er den Mann der Gefährtin seiner Wohllust, den Marquis von Montespan, verwies, weil der Marquis seine Frau würklich liebte, weil er dem König seinen Raub nie verzeyhen konnte, und mit Freymüthigkeit sprach wie ein beleidigter Mann. Dieses Beyspiel des Königs von Verbannung der Männer derer Weiber man liebte, ward nicht vergessen. Unter seinem Nachfolger verwiesen nicht nur Minister sondern auch sogar kleine Commis, die Männer artiger Weibchen, wenn diese, des beständigen Zwangs müde, selbst darum baten.

Ferner wird die Nachwelt diesen Monarchen auch wegen seiner Anhänglichkeit an die Jesuiten tadeln. Diese lenkten ihn ganz; ihnen überließ er die Wahl bey der Vergebung der hohen Pfründen die von ihm abhieng. Vielleicht hat man Mühe zu glauben, wie viel sie dabey vermogten: aber man höre nur was der Marschall von Villars unterm 26 Aug. 1704, an den königlichen Beichtvater, den P. la Chaise, schreibt:

„Ich muß Ihnen sagen, m. s. e. V., daß Ehre „Terrier, Pfarrer zu Montpezat, wegen seiner untadel„haften Aufführung, wegen seines sehr nützlichen Eifers „für den Dienst des Königs, und wegen seiner richti„gen Einsichten Ihren Schutz verdient. Für die erste „Eigenschaft wird Ihnen der Herr Bischoff von Nimes „einstehen; die beyden andern rühme ich Ihnen selbst. „Ich dächte daher, ein kleines Priorat von 500 Tha„lern oder 2000 Livr. würde eine ganz billige Beloh„nung für seine Dienste seyn. Es sind nun über „zwanzig Jahre, daß ich Sie, ehrw. V., „gebeten habe, sich meiner Schwester zu

„erinnern, die in der Abtey Saint-An-„dré zu Vienne ist. Haben Sie die Gewogenheit „sich zu erkundigen, ob sie nicht Verstand und Tugend „genug besitzt um Vorsteherin einer wichtigen Abtey „seyn zu können. Ich würde Ihnen sehr verbunden „seyn, wenn Sie ihr eine verschaffen wollten, die sie „näher in die Nachbarschaft von Paris brächte, wo ich „die übrige Zeit meines Lebens, ausser dem Dienste des „Königs, zubringen will.

„Unsere Sachen gehen täglich besser. Die gänz-„liche Niederlage des Haufens unter Catinat, Rollands „Tod, die Hinrichtung derjenigen die mit ihm gefangen „worden sind, schrecken die übrige Partey, so daß sich „mehrere davon ergeben. Ich muß Ihnen sagen, daß „die Standhaftigkeit dieser Unglücklichen unter den läng-„sten und grausamsten Martern würklich Erstaunen er-„regt. Ein gewisser Maillé, der Lieutenant von Rol-„land, ein sehr hübscher junger Mann, behielt seine lä-„chelnde Miene von der Vorlesung seines Urtheils an, „während der Folter, bis zum letzten Augenblick. Ich „meines Orts, ich kehre nun die Strenge „der Gerechtigkeit gegen ihre Hartnäckig-„keit in der Empörung, nach dem Erbieten von „Gnade des Königs, der gern verzeyht, wenn er um „Gnade gebeten wird. Man muß ihnen das Ver-„dienstliche des vorgeblichen Märtyrerthums nehmen, „nach welchem sie alle mit vielem Muthe streben.“

Der Peter La Chaise war zwar nicht blutdürstig: aber man sieht doch hier, welche Mittel unsere Generale anwendeten, um sich in Gunst zu erhalten: sie schrieben den Jesuiten, dem Beichtvater eines frömmelnden, un-duldsamen Monarchen, die Nachrichten von Metzeleyen, Henken, Folter und Todesstrafen. So grausam die

Foltern

Foltern waren, so gefielen sie doch dem Hofe des bejahrten andächtig gewordenen Königs, der sich täglich sagen hörte: der künftige Geschichtschreiber würde ihn mit einem Konstantin oder Theodosius vergleichen, er würde, durch eine solche Vertheidigung der Religion, seine Jugendsünden abbüßen, u. s. w. Die allgemeine Stimme des Publikums hat sich endlich gegen dergleichen Abscheulichkeiten erhoben, und die Jesuiten aus Frankreich verbannt: sie wird auch einst die Protestanten zurückrufen, deren Vorfahren die Cevennen mit ihrem Blute benetzt haben.

X.

Schilderung Ludwigs XIV.

Nach der bisherigen Uebersicht der unrichtigen Grundsätze des Königs in Absicht auf die Staatsverwaltung, scheinen die natürliche Verknüpfung der Ideen, die Ordnung der Materien und die ehrwürdige Wahrheit der Geschichte zu fodern, daß wir nun auch die schöne Seite seiner Regierung darstellen. Wir wollen in dieser Absicht diejenigen selbst hören, die ihn zu einem Halbgott erhoben haben, die Jesuiten. Unter allen ihren Geschichtschreibern ist der Pater d'Avrigny der Liebling der Dichter, Künstler, Geistlichen und Militärpersonen, die aus Geschmack, aus herrschender Denkungsart ihres Standes oder aus Eigennutz, Ludwig XIV, der Klagen und Thränen seines Volks ohnerachtet,

zu einem großen König machen möchten. Ich brauche durchaus seine eigenen Worte.

„Kein König hat so lange regiert, als Ludwig XIV. „Frankreich hat nur wenig so glorreiche Regierungen ge„sehen, und vielleicht keinen König gehabt, der die un„gewöhnlichsten Gaben so vereinigt, der sein ganzes Le„ben hindurch den Zunamen des Großen so würdig be„hauptet hätte. Sein Wuchs, sein Anstand entsprachen „seiner Würde: wenn man ihn nur sah, errieth man „gleich wer er war; so viel Achtung, so viel Ehrfurcht „flößte seine Gegenwart ein. Und doch war dieses noch die „am wenigsten schätzbare Seite an ihm. Er sprach gut, und „drückte sich sehr richtig aus, wiewohl ohne Kunst und „ungesucht; weswegen man auch gesagt hat, er könne „eben so wenig ein Wort ausser der rechten Stelle, als „einen Soldaten ausser dem Gliede sehen. Er hatte „viel Verstand; aber Verstand von der Art, der sich „mehr durch schlichten natürlichen Sinn, „durch bündige Folge im Schließen, (1) „durch Größe in den Entwürfen und Wahl der schick„lichsten Mittel zur Ausführung verräth, als durch schim„mernde Gedanken, die auffallen und blenden. Ver„möge seiner Klugheit unternahm er nicht leicht eine „wichtige Sache die er nicht vorher sorgfältig überlegt „gehabt hätte; seine Verschwiegenheit machte seine Ent„würfe bis zum Augenblicke der Ausführung undurchdring„lich; seine Festigkeit erhielt ihn unerschütterlich bey sei„nen Entschlüssen, wenn er glaubte, daß sie zu seinem Ruhm

(1) Nicht doch! eben das fehlte ihm; denn grundfalsch war seine Vorstellung vom ächten Ruhm, den er in Prunk, in den Künsten, in Feldzügen suchte. Auch seine Staatswirthschaft war keineswegs eines großen Königs würdig: er nahm sie den Provinzial-Administrationen, und übergab sie Intendanten. Ist das Größe in Entwürfen?

„Ruhm und zum Besten des Reichs nöthig wären.
„Oft sah man ihn, persönlich tapfer, an der Spitze sei-
„ner Armeen, Mühseligkeiten und Gefahren mit seinen
„Truppen theilen. Er war fast immer glück-
„lich; so daß die entferntesten Staaten vor ihm zit-
„terten. Neidisch oder erschrocken verband sich Europa
„mit vereinten Kräften gegen ihn; und er allein hielt
„die Angriffe des Bundes aus. (2) Kein Fürst hat
„in den neuern Zeiten so viele Städte in Person einge-
„nommen, so viele Schlachten durch seine Generale ge-
„wonnen, so viele verschiedene Nationen besiegt. Als ein
„Freund von guter Ordnung und Rechtsverwaltung,
„hielt er so wachsam als irgend einer sei-
„ner Vorgänger über Beobachtung der
„Gesetze. Er gab auch selbst neue Verordnungen
„zur Abkürzung des gerichtlichen Verfahrens, zur Ab-
„schneidung der Schikane, zur Bestrafung der Blasphe-
„mie, und gegen die Zweykämpfe, die es ihm auch gänz-
„lich abzuschaffen gelang. (3) Immer blieb er Herr
„über sich selbst; kaum entfuhr ihm ein Wörtchen von
„Verdruß und Ungeduld; ohne das mindeste Merkmahl
„von Unruhe oder Bestürzung zu verrathen, behielt er
„sich, auch bey den widrigsten Vorfällen, immer in sei-
„ner Gewalt. Er war ernsthaft und kalt, ohne des-
„wegen den Abstand von ihm zu zwangvoll fühlen zu
„lassen. Zu jedermann der sich ihm nahte, (4) ließ er
sich

(2) Ja! vorzüglich zur Zeit der Unterhandlungen in Gertruydenberg!

(3) In einer Lobrede auf einen König sollte wenigstens keine Lüge vorkommen, keine Thatsache angegeben werden, von welcher das Gegentheil allgemein bekannt ist.

(4) Jeden Geschäftsmann, jeden Mann aus der Klasse der Magistratur, dessen Stelle nicht unmittelbar Ausfluß von ihm war, hielt er geflissentlich von sich entfernt.

„sich herab, ohne sich etwas zu vergeben: selbst gegen „diejenigen Herren am Hofe, die er vorzüglich mit sei„nem Zutrauen beehrte, ward er nie bis zu dem Grade „vertraut, (5) da der Unterthan sich unmerklich wie „der König vergißt. In seinen Pallästen, in seinem „Ameublement, bey seinen Lustbarkeiten war Pracht das „unterscheidende Merkmahl: alles erinnerte an „seine Macht, gab die höchste Meynung vom Mo„narchen (6); zahlreicher und glänzender war noch „nie ein Hof. Er war würklich fromm, und ein guter „Christ: man weiß den hohen Grad seiner Achtung für „alles Geweyhte, seiner Aufmerkamkeit beym Gebet, „seiner Bescheidenheit im Tempel des „Herrn, (7) seiner Anhänglichkeit an den Glauben „seiner Väter, seiner Ergebenheit gegen die Schlüsse der „Kirche, seines Eifers wider Irrthümer und Neuerun„gen, seines Hasses gegen alles was Laster heißt. Die „Ketzerey wurde aus dem Königreiche ver=

(5) Am wenigsten gegen die Wittwe Scarron, die er zu seiner Gemahlin machte, vor welcher sich alle Prinzessinen und selbst die Nation beugen sollten.

(6) Als er starb, war sein Ameublement noch nicht bezahlt. Sogar sein Silberzeug, ein Werk von Meisterhand, wurde verkauft, um nur etwas Geld daraus zu lösen. Er baute, sein ganzes Leben lang, prächtige Palläste, die ungeheure Summen kosteten, und Anleihen und Leibrentenversicherungen verursachten, die jetzt, 1787, noch nicht abgestoßen sind.

(7) Ja! Aber einmahl ließ doch seine kleinliche Ehrsucht den Gottesdienst unterbrechen, um die Eroberung einer Stadt zu verkündigen. Ein andermahl in der Vesper hörte man mit Verwunderung, daß er ganz zerstreut eine Opernarie zu seinem Lobe zwischen den Zähnen brummte.

„verbannt; (8) die Gottlosigkeit wagte sich nicht vor „seine Augen, oder erschien doch nicht anders als unter „der Hülle der Tugend: Heuchler konnte er machen, „Wüstlinge nicht; wollte man ihm gefallen, so muß„te man gut seyn, oder wenigstens so scheinen. Er war „ein guter Vater, ein guter Herr, ein guter Kö„nig, die Freude seiner Kinder, (9) der ge„liebte Herr seiner Dienerschaft, der Stolz und das „Muster seines Volks. Regierte er auch als unums„schränkter Monarch, so hatten doch Achtung, Ehrfurcht „und Bewunderung mehr Antheil an dem Gehorsam, „als die Furcht vor der Strafe. (10.) „Niemand galt in seinen Augen für strafbar, sobald er „weiter nichts als unglücklich war; niemand durfte dar„über klagen, daß er mehr für Fehler des Schicksals als „für seine eigenen büßen müßte. Ihm kann man nicht, „wie dem frommen Theodosius, ein solches Blutbad „wie zu Thessalonich vorwerfen; noch auch, wie Ludwig „dem Gerechten, so viele mörderische Hinrichtungen, wel„che die angesehnsten Häuser in Trauer versetzten. Wäh„rend seiner zwey und siebenzigjährigen Regierung hat er „nur einen vornehmen Herrn auf dem Blutgerüste hin„richten

(8) Damit gabler sich vergebliche Mühe; und fruchtlos blieben Dragonaden, Galeeren, Galgen, Räder, Edikte, Verfolgungen, und Landesverweisungen, wodurch er wenigstens an dieser Klasse seiner Unterthanen zum Tyrannen wurde.

(9) Ihr Schrecken war und blieb er; man zitterte vor ihm, wie vor dem Donner, und er freute sich, wenn man vor ihm zitterte.

(10) Was würde der P. d'Avrigny sagen, wenn er wüßte, daß Ludwig XIV, um die Intendanten, den Gerechtsamen der Provinzen zum Trutz, ruhig einführen zu können, seine Reuterey durch das ganze Königreich verlegt hat?

„richten lassen, der aber seines hohen Standes zu wenig „würdig gewesen war, als daß man seinem Andenken ei„niges Bedauern schuldig seyn sollte. (11)

„Ohnerachtet Ludwig durch seine Erziehung we„der Achtung für die schönen Künste, noch Kenntnisse „davon bekommen hatte, so blieb er doch lebenslang ihr „Beschützer. (12) Unter ihm schienen Italien und „Griechenland nach Frankreich übergegangen, seine Re„gierung die Herrschaft des guten Geschmacks und der „Delikatesse, sein Zeitalter die goldene Zeit der schönen „Künste zu seyn. Unter seinem Schutze blühten sie nicht „nur auf; sondern die meisten derselben erreichten auch „einen Grad von Vollkommenheit, den sie vorher nie „gehabt hatten. Da sie ihm ihr Entstehen oder ihr Wachs„thum schuldig waren, so strebten sie gleichsam um die „Wette seinen Namen zu verewigen. Die Dichtkunst „und die Beredsamkeit, die unter seinem Schutze so hoch empor-

(11) Zugegeben! Allein über 600000 Franzosen, sowohl Jansenisten, als Protestanten oder Soldaten, haben sich für seinen Ruhm in Gefängnissen, bey Belagerungen oder auf dem Schlachtfelde müssen aufopfern lassen.

(12) Er beschützte die Dichter, die Litteratoren und die Satyriker: aber er bestrafte die Geschichtschreiber; über die Rechte des Bürgers mußte man schweigen; Jahrgelder hingegen bekamen die Historiographen seiner Person, solche, die, wie Maimbourg, die Geschichte in Roman verwandelten, oder sie, wie Daniel, nach seinen Regierungsgrundsätzen modelten; wie Daniel, der von allen unehlichen Söhnen der Könige, seit Chlodowig bis auf unsere Zeiten handelt, und dadurch der Standeserhöhung des Herzogs von Maine und des Grafen von Toulouse das Wort zu reden, und übrigens eine militärische Geschichte von Frankreich schrieb. Das waren die Talente die Ludwig XIV in Schutz nahm!

„emporstiegen, (13) haben ihm jede ihrer Blumen ge„weyht. Bürgerliche und militärische, politische und „christliche Tugenden haben funfzig Jahre lang die ge„wöhnlichen Gegenstände der Lobreden auf ihn ausge„macht. Wer sich geschmeichelt hat denken und schrei„ben zu können, hat ihn zum Gegenstande gewählt. Aus„gust und Trajan, Konstantin und Theodosius sind we„der öfter noch würdiger lobgepriesen worden. (14) „Wie jene, hatte er Fehler, die vielleicht nach der Den„kungsart der Welt verzeyhlich seyn mögen, weil sie den „gekrönten Häuptern nur zu sehr eigen sind; die aber „die Schmeicheley verschönert, die sie zuweilen zu Tu„genden

(13) Nicht Ludwig XIV erhob die Dichtkunst zu ihrer wahren Größe: sondern Corneille, den Richelieu verfolgte, that es, gleichsam wider des Königs Willen. Die Fürsten schaffen nicht die Wissenschaften; diese im Gegentheil bilden die Fürsten.

(14) Aber für Geld! — Aedes a Deo datae: diese Inschrift, die ein Italiäner über seine Hausthür setzen ließ, enthielt eine öffentliche Bekanntmachung der einträglichen Einladung des Königs, der alle bekannte Autoren in Europa bezahlte. In Frankreich hatte er jeden Mann von einigem litterarischen Rufe in Sold genommen. Der treffliche La Fontaine, dessen Sentenzen eine verdeckte Kritik seiner königlichen Grundsätze waren, und Fenelon, der in seinem Telemach eine vollkommene Regierungsform entwarf, wurden vergessen, oder mit Ungnade bestraft. Ludwig XIV hatte Akademien gestiftet, und auch von denen, die nicht von ihm gestiftet waren, zum Beschützer erklärt. Durch solche Männer wurde er gelobt, beräuchert, panegyrisirt; und eben jene Männer hinterließen eine Nachkommenschaft, die lange Zeit in ihren Ton einstimmte. Aber laßt uns England, Holland und die Nordischen Staaten fragen, laßt uns einmahl in Frankreich Freyheit genießen: dann wird Ludwigs Werth genau bestimmt werden; dann wird jemand seine Geschichte liefern; bis jetzt haben wir nichts über ihn als Lobreden.

„genden erhoben hat; die hingegen die Geschichte weder „verschweigen noch entschuldigen darf. Die Satyre hat „auch ihn, wie Heinrich IV und Ludwig XIII, wegen „Geitzes angegriffen: allein ich sehe nicht, aus welchem „Grunde; denn kein Fürst hat je soviel von seinen Unter„thanen gezogen, und doch so wenig im Schatz gehabt. „So viele prächtige Gebäude, so viele Verschönerungen „der königlichen Häuser, so manche zum Besten des Pub„likums eingeführte oder fortgesetzte Einrichtungen, (15) „so viele Jahrgelder an Personen am Hof und in der „Stadt, an Officiere und Männer von der Robe, an „Einheimische und Ausländer, an Gelehrte, an Frauen„zimmer sogar, so viele aufgehäufte Schulden — sind „doch gewiß keine Würkung übertriebener Sparsamkeit „oder schmutziger Knickerey. Auch der freygebigste Mann „kann nicht immer geben, weil er nicht immer zu geben hat. „Aber zwo Leidenschaften haben in der That lange über „ihn geherrscht: Hang zum Frauenzimmer, und Neigung „zum Krieg; beydes zu seinem und seiner Unterthanen „Schaden. Schon in seiner frühsten Jugend liebte er „die Beauvais, eine Kammerfrau und Favoritin der „Königin. Nach ihr liebte er Marien von Mancini, „die er auch würde geheyrathet haben, wenn es der „Kardinal Mazarin zugegeben hätte. Sobald er sie „ausser dem Königreiche verheyrathet sah, wählte er sich „Mademoiselle de la Mothe Houdancourt, und denn „Olympia Mancini, Gräfin von Soissons. Bisher hat„te bey ihm die Leidenschaft blos in seinem Blick, auf „seinen Lippen und in seinem Herzen geherrscht: von je„nen vier Liebschaften war die eine durch ihr Alter, die „übrigen, vielleicht durch Ehrliebe vor andern Foderun-

gen

(15) Man sehe die sechste Anmerkung.

„gen geschützt worden. (16) Mademoiselle de la Va-
„liere, Hofdame der Herzogin von Orleans, war die
„erste, deren Schwäche sich auf eine gar nicht zweydeu-
„tige Art verrieth. Nach der Prinzessin von Monaco,
„die nur kurze Zeit den Schauplatz behauptete, betrat
„ihn 1667 die Frau von Montespan. Trauriges Bey-
„spiel der menschlichen Gebrechlichkeit! Alle acht Tage
„pflegte sie das Nachtmahl zu nehmen: ein Augenblick
„verwandelte sie in eine Bathseba. Dreyzehn bis vier-
„zehn Jahr blieb sie Alleinherrscherin, nachdem die Frau
„von Fontange im ersten Wochenbette gestorben war.
„Madame Scarron machte ihrer Gunst und ihrem straf-
„baren Umgang ein Ende. Diese Wittwe war die Er-
„zieherin des Herzogs von Maine und der andern Kin-
„der nach ihm. Sie wurde dadurch dem König be-
„kannt, erlangte durch ihre Vortrefflichkeit in kurzem
„ein groſses Ansehen, und nützte dieses Ansehen dazu,
„daß sie ihm seine unrechtmäßige Liebschaft vollends zu-
„wider machte. Sie dachte zu edel, um Beyschläferin
„zu seyn: aber sie war, wiewohl von väterlicher Seite
„aus einem guten Hause, doch nicht vornehm genug,
„um auf den Titel einer Königin Anspruch machen zu
„können: nur diesen bekam sie nicht; übrigens hatte
„sie alles. (17) Ludwig bezeigte ihr eben die Achtung,

(16) Unparteyisch! ehrwürdiger Vater! Sie sind doch nicht selbst Augenzeuge gewesen. Die alte einäugige Beauvais hatte doch würklich Eindruck auf ihn gemacht; sie bekam auch von ihm das Erstlingsopfer.

(17) Gewiß, der Vater spielt mit der Geschichte! Zuverläßig weiß er doch, wie viel die Wittwe Scarron that um von dem König die öffentliche Bekanntmachung ihrer Vermählung zu erhalten; er weiß auch, welche Prälaten gewonnen, welche dagegen ihrer Ehrsucht aufgeopfert wurden; welche Prinzen vom Geblüt deswegen die Gunst des Königs verloren, welche Bastarde dagegen zu Prinzen emporstiegen.

„als wenn sie den Thron mit ihm getheilt hätte; liebte „sie in eben dem Grade, oder noch mehr als irgend eine „ihrer Vorgängerinnen. (18) Sie ist es, die unter dem „Namen der Frau von Maintenon in ganz Europa be„kannt, und von ganz Frankreich ehrerbietig geachtet „war. Uebrigens, wenn auch Ludwig eben den Leiden„schaften fröhnte, wie König Salomo zu seinem Unglück „that, so verblendeten sie ihn doch nicht bis zu dem „Grade, daß er vom rechten Glauben abgewichen „wäre. Selbst zu den Zeiten seiner größten Ver„irrungen, behielt er einen Ueberrest von Gottesfurcht, „der die Würde der Religion erhöhte; er kennte seine „Schwächen, und seufzte darüber. Er war ein Ehe„brecher, aber kein Mörder; (19) ein Sün„der und ein Büßender, wie David: als solcher ver„wünschte er oft nachher mit Herzensaufrichtigkeit seine „Schwachheiten, und suchte das Aergerniß, das er durch „ein wohllüstiges Leben gegeben hatte, durch die Aus„übung ächter Tugend wieder gut zu machen.

„Nicht weniger heftig und anhaltend war seine „Neigung zum Kriege. Diese verzieh er sich um so leich-

ter,

(18) Es sollte heißen: er ließ sich von ihr, aus Gewohnheit aus Schwäche beherrschen; und tobte doch wieder gegen sie, wenn es ihm einfiel, daß sonst jedermann in seiner Gegenwart gebebt hatte. Jener traurige Ausruf: „als ich noch König war!" wird nicht so leicht vergessen werden. Richtiger kann man sagen: kurz vor dem Tode des Königs liebten sich beyde nicht mehr, waren sie sich zur Last.

(19) Ein großes Lob: er war ein Ehebrecher, aber kein Mörder! O nein! das war er nicht: aber er verbannte doch den Marquis von Montespan, dessen Frau ihm gefiel.

„ter, da die Fürsten schon gewohnt sind den Krieg als „den einzigen Weg zu betrachten, der zum Ruhme und „zum Namen eines Helden führt. Der Titel des Friedfertigen, der dadurch erlangt wird, daß man den Unterthanen den Genuß eines ruhigen Zustandes verschafft, „wird als das Antheil furchtsamer und schläfriger Menschen angesehn. Sich den Nachbaren furchtbar zu machen, findet man weit schöner als die Liebe der Unterthanen zu gewinnen; oder vielmehr, man glaubt „sich der Herzen der Letztern zu versichern, indem man „die Zuneigung von Jenen verliert. Städte einnehmen, Schlachten liefern, Provinzen erobern, darin „sucht der lebhafte, ehrgeitzige Fürst zum Theil das „Glück seines Reichs; als ob der Glanz der den Eroberer umgiebt, den Werkzeugen seiner Eroberungen gar „nichts kostete. Nach diesen Grundsätzen war Ludwig „erzogen: daher führte er fast beständig die Waffen in „der Hand. Zuweilen unternahm er, unter sehr unbedeutenden Vorwänden, langwierige Kriege, und machte „nicht eher Frieden, als wenn das erschöpfte Europa „sich ausser Stand sah, wegen empfangener Beleidigungen noch länger Rache zu suchen. (20) Nahm auch „Frankreichs Ruhm von aussen dadurch zu, so wurde

(20) Warum sich schämen, das zu gestehen, was ganz Europa weiß? Um der Wahrheit ganz treu zu bleiben, mußte unbewunden gesagt werden: der König schloß sein ganzes Leben hindurch Verträge, und brach sie wieder mit dem Schwerte in der Hand:

1. um Oestreich zu erniedrigen;
2. um England und Holland zu demüthigen;
3. um seine Macht zu vergrößern, und seine Unterthanen zu beschäfftigen, damit nicht etwa wieder eine Ligue oder Fronde entstünde; denn die Nation zeigte doch zuweilen noch ein mattes Streben, ihre alten Rechte, die er unaufhörlich niederdrückte, geltend zu machen.

„doch der Unterthan um nichts glücklicher. (21) Die „blühenden Künste welkten, die Manufakturen und der „Handel fielen, das Land wurde entvölkert, und das „Königreich eine Beute des habsüchtigen Finanzpachters; „eine Plage, die schrecklicher ist als alle Plagen „Egyptens. (22)

„So war Ludwig bis 1697; immer als der er„ste Monarch seiner Zeit betrachtet. (23) Bis dahin hatte „er kaum einige leichte Unglücksfälle erfahren. Er hör„te endlich auf glücklich und furchtbar, aber niemahls „hörte er auf groß zu seyn. Gott, der ihn bisher zu „einem Gegenstande des Neides und Schreckens der „benachbarten Nationen gemacht hatte, senkte seinen „Arm schwer auf ihn, und schickte ihm Anfechtungen auf „den empfindlichsten Seiten. Als Vater und als Kö„nig wurde er gleich stark geprüft. Um sich her sah er

(21) Frankreichs Ruhm gewann nicht; es zog sich vielmehr den Unwillen und die Eifersucht von ganz Europa zu, so daß es sogar wegen der Erbfolge die Waffen für Oestreich ergriff, welches doch sonst so tyrannisch geherrscht hatte.

(22) Endlich doch einige Zeilen Wahrheit, nach ganzen Seiten voll Lobrede oder Lügen!

(23) Von den Jesuiten; nicht von Europa. England hielt ihm keineswegs für einen großen König, sondern für einen großen Thoren. Als König Wilhelm das Irrenhaus zu Bedlam baute, nahm er den Riß dazu vom Louvre. Ludwig XIV ward darüber so aufgebracht, daß er, zur Wiedervergeltung, ein Gebäude Saint-James zu einer noch niedrigern Bestimmung aufführen ließ, Holland betrachtete ihn als einen der Freyheit von Europa gefährlichen Monarchen; der Kayser sah in ihm einen unrechtmäßigen Anmaßer der spanischen Krone, der im Stande wäre sein eigenes Reich unglücklich zu machen, nur damit er seinen Enkel auf Oestreichs Kosten erhöhe. So ward er beurtheilt!

„er eine Menge von Kindern, den Trost seines Al-
„ters, die Zierde des Hofs, die Hoffnung des Reichs;
„es schien, als würde Europa nicht Kronen genug ha-
„ben, um jedem von ihnen eine Krone zu geben: in we-
„niger als zehn Monaten blieb ihm weiter nichts als der
„Wunsch daß er nur einen Erben behalten mögte der
„seine Krone trüge. Umkränzt mit den Lorbeern die er
„während des Thronbesitzers eingesammelt hatte, zählte
„er seine Jahre nach Siegen: und plötzlich sah er seine
„sonst so furchtbare Macht ein Spiel des Glücks und
„einen Spott seiner Feinde werden. (24) Er, der ge-
„wohnt war andere anzugreifen, mußte nun die-
„jenigen, die ihn angegriffen hatten um Frieden
„bitten: er, der immer für unüberwindlich gegolten hat-
„te, mußte ihn nun bey seinen Ueberwindern suchen und
„erhielt ihn nicht. Kaum würdigte man ihn seine An-
„träge anzuhören; seine Anerbietungen wurden ver-
„worfen, seine Minister beleidigt: ihn selbst wollte der
„stolze Sieger an seinen Wagen fesseln. So wurde
„Ludwig gedemüthigt! Aber gebeugt, niedergedrückt,
„zerschmettert, ohne Zuflucht bey der Mäßigung des
„Siegers oder in den Armen der Ueberwundenen fand
„er sie in seiner Geduld, in seiner unbedingten Ergebung.
„(25) Das macht seinen Ruhm, einen Ruhm, den er

(24) So geht es endlich allen Verschwendern sie mögen Könige oder Unterthanen, Hausväter oder Kinder seyn.

(25) Daß er diese gehabt haben soll, ist ganz falsch. Kaum war der Erbfolgekrieg geendigt, kaum hatte er den Prätendenten aufgeben, Dünkirchen schleifen, und die Erbfolge der protestantischen Linie in England anerkennen müssen, so dachte er nicht etwa an Erleichterung für seine erschöpften Unterthanen, sondern an Wiedereinsetzung des Prätendenten und Angriff Englands, dem er doch seine Rettung zu danken hatte, und Mardyk sollte ihm das werden, was Dünkirchen gewesen war.

„mit keinem Menschen theilte. Empfinden mogte er ge„wiß: aber er hatte Herz und Blick genug in seiner „Gewalt, um es nicht zu verrathen. Die traurigsten „Nachrichten empfieng er mit ungetrübter Miene; ja, er „sprach sogar den bestürzten Ministern und Hofleuten „Muth ein. Jedermann der um ihn war, erstaunte „über seine Fassung in Widerwärtigkeiten. Als Ero„berer und als kinderreicher Vater hatte man ihn be„wundert: aber noch mehr bewunderte man ihn, als ge„beugten Vater in seiner Familie, als Eroberer der um „Frieden bitten mußte; denn kein Unglücksschlag beugte „an ihm jene Festigkeit, die den wahren Helden unter„scheidet. (26) Man hätte sagen mögen, der Himmel „schickte ihm nur deswegen so viele Prüfungen zu, „um der Welt das neue Schauspiel von einer Stand„haftigkeit zu geben, die alle Proben aushält, welchen „sie am ersten unterliegen mußte. (27)

„So war Ludwig im letzten Kriege, bis zu dem „Zeitpunkte, da seine Standhaftigkeit durch einen so „glänzenden Erfolg gekrönt wurde, der den Feinden des „Friedens blos die Reue übrig ließ, daß sie ihn nicht auf „die vorgeschlagenen Bedingungen angenommen hätten. „Soll ich es erwähnen, daß er im Tode noch größer sich

(26) Den Theaterhelden, versteht sich! denn der wahre Held macht das Glück der Ueberwundenen; Ludwig XIV hingegen machte, sein ganzes Leben hindurch, sowohl die Ueberwundenen, als seine alten Unterthanen, elend.

(27) Der heimliche Plan sich wegen der Erniedrigung, zu welcher ihn ganz Europa herunter gebracht hatte, zu rächen, zeugt eben nicht von großmüthiger Standhaftigkeit, von unerschütterlicher Geduld. Eher beweist er unersättliche Ehrsucht, unterdrückten Verdruß und Groll, der eben wieder auszubrechen im Begriff war, als ihn die Vorsehung von der Welt abrief.

„sich zeigte, als er im Leben gewesen war? (28) Die„se Gerechtigkeit haben ihm selbst diejenigen wiederfah„ren lassen, die am wenigsten gestimmt waren ihm zu „schmeicheln; die Lobredner haben in diesem Stücke „nichts gesagt, das nicht die Stimme des Publikums „bekräftigt hätte. Er betrübte sich nicht, wie Hiskias, „über die Annäherung des letzten Augenblicks, der ihn „dem geringsten Unterthan gleich machen würde. Er „sprach davon nicht anders als mit Ehrfurcht gegen „die Rathschlüsse der Vorsehung über ihn, als mit „Tröstungen an die Prinzen und Herren die in Thrä„nen zerflossen, als mit rührenden Ermahnungen an „sie über die Gebrechlichkeit und Eitelkeit aller mensch„lichen Dinge. Von lebhafter Reue über seine Fehler „durchdrungen, und zugleich voll Vertrauen auf die „göttliche Barmherzigkeit, verschied er als wahrer Held „(29) und ächter Christ.

„So war Ludwig in den letzten Augenblicken sei„nes Lebens. Aller Verläumdung und Bosheit zum „Trotz wird dennoch sein Name in unsern Jahrbüchern „fortleben, und die Nachwelt wird ihn neben Karl den „Großen und Chlodowig stellen. (30) Die Feinde sei„nes

(28) Kurz vor seinem Tode hintergieng er noch den Herzog von Orleans. Er ließ ihn eigens zu sich rufen, sprach mit ihm von seinen Rechten, sagte zu ihm er hätte sie ihm gewahrt. Und doch weiß man, daß er sie schon damahls vernichtet hatte. Kaum einige Augenblicke darauf ließ er seinen legitimirten Sohn rufen, und trug ihm auf sein Testament zu vollziehen.

(29) Mit dem Bewußtseyn, daß er sein Volk geplündert, und mit dem Bekenntniß, daß er Gott deswegen um Verzeihung gebeten hätte.

(30) Karl der Große und Ludwig XIV, welch eine Parallele! Jener suchte blos durch Ueberredung zu herrschen; dieser durch Gebie-

„nes Ruhms mögen sagen was sie wollen: viele Kö„nige werden seine Fehler, aber nur zu wenige seine „Tugenden besitzen. Diese Gerechtigkeit lassen ihm alle „Nationen wiederfahren; blos die Ketzer versagen sie ihm. „Wär' er weniger an den Mittelpunkt der Einheit an„hänglich, und weniger eifrig für den Glauben der „Kirche gewesen, so würde er Bewunderer unter seinen „Verläumdern, und Lobredner unter seinen Tadlern ge„funden haben. Nur deswegen hat man ihn nicht „mehr für groß! erkannt, weil er seine Macht dazu „brauchte die Reinigkeit des Glaubens zu erhalten, und „den Irrthum auszurotten. Ohngefähr auf ähnliche „Art sah vormahls Konstantin seinen Ruf in der „Meynung der Heyden sinken. So lang er an dem „Aberglauben seiner Väter hieng, hatte Rom keinen „bessern Fürsten gehabt als ihn: allein man fand an ihm „nur noch einen mittelmäßigen Mann, sobald er das „Heydenthum angriff, und sich als Christen bekennte." (31)

II. Finanz-

Gebieten und Drohen: Karl fragte die Franzosen; Ludwig folgte, statt jedes andern Staatsraths, blos seiner Willkühr: Karl hatte in allen Theilen des Reichs die Freyheit wieder hergestellt, rief immer die Nation zusammen; Ludwig haßte alle Provinzial- oder Nationalversammlung: Karl war in seinem Innern bescheiden, ein Feind von Pracht, und häuslich; Ludwig war in allem das Gegentheil.

(31) Endlich noch zum Schluß jesuitischer Fanatismus! Die Gesellschaft Jesu verstand die Kunst ihr Unterdrückungssystem, ihre besondere Moral, ihre Ordensdogmatik, ihre persönliche Religion, wenn ich so sagen darf, dadurch zu vertheidigen, daß sie ihre Schriften ihre Grundsätze, ihre Lehren, so zu sagen, mit den Lehren der Religion in Eins verwandelte; jeder

Angriff

II.

Finanzverwaltung unter Ludwig XIV.

Als Mazarin starb, betrugen die Abgaben neunzig Millionen: aber davon kamen keine vierzig in die königlichen Kassen. Selbst das reine Einkommen wurde auf zwey Jahre anticipirt: der Schatzmeister ließ sich die Auflage von den Einnehmern ein oder zwey Jahre zum voraus zahlen; und die Kassenbillets wurden denjenigen welche die Auszahlungen hatten, als baares Geld zugerechnet. Diese Unordnung nützte Fouquet zur Verschwendung der königlichen Gelder: er hielt nicht einmahl ordentliche Bücher über Einnahme und Ausgabe;

Angriff auf ihre Meynungen wurde für Angriff auf die Letztere erklärt.

Aus diesem seltsamen Grundsatz entstanden die Unruhen, welche diese ränkevolle Gesellschaft, während ihres ganzen Daseyns, in Europa erregte.

Das Resultat der iesuitischen Lobrede des P. d'Avrigny, der Wiederhall aller Jesuiten auf der Welt, ist dieses: Ludwig XIV war ein großer König, aber er war es für sich selbst; er war verschwiegen, aber für sich selbst; er liebte Pracht und Krieg, aber für sich selbst; er sog seine Unterthanen aus, aber für sich selbst.

Ein König ist für sein Volk gemacht; nicht dieses für ihn.

Was that Ludwig XIV für sein Volk, für sein Glück, für seine Freyheit, für die Erhaltung seiner Rechte und seines Eigenthums? Die Antwort auf diese Fragen liegt in der obigen Schilderung. Durch welche Mittel ward er groß und Beherrscher von Europa? Eine umständliche Zergliederung seines Finanzsystems, die wir jetzt anstellen wollen, wird uns darüber belehren.

gabe; von den Jahren 1656 bis 1660 hat niemals ordentliche Rechnung abgelegt werden können.

Colbert, sein Nachfolger, führte in allen Theilen des Finanzwesens von neuem Ordnung, Bestimmtheit und Billigkeit ein. Zugleich erklärte der König: er wolle die Direction dieses Zweigs der Staatsverwaltung allein übernehmen, und die Rechnungen alle Monate durchsehen, berichtigen und unterzeichnen.

Im J. 1661, betrugen die Pachtungen und Auflagen 84, 222, 096 Livr. und 1683. betrugen sie, 116, 873, 478. Livr.

Mithin hatte Colbert die königlichen Einkünfte mit 32, 651, 382 L. vermehrt; wie sich aus den Nachrechnungen der Brüder Paris ergab. Nach ihm hat beständig Unordnung in den Finanzen geherrscht.

Der König hatte von meinem Großoheim einen verhaßten Grundsatz angenommen, den er auch in seinem Testamente beybehalten hat. Da die Nation zu Empörungen gewöhnt war, so hatte man sich vorgenommen sie zu besänftigen und zur Ruhe zu bringen. Nur die Mittel die man dazu wählte, gehörten zu den Irrthümern jener Zeit; erst in der Folge hat man anerkannt, wie äusserst ungerecht sie waren.

„Alle Staatsmänner, heißt es dort, stimmen dar„in überein, daß, wenn die niedern Volksklassen sich zu „wohl befänden, es nicht mehr möglich seyn würde sie in „Schranken zu halten. Da sie weniger Kenntnisse als „die höhern Klassen besitzen, so würden sie schwerlich „die Vorschriften der Vernunft und der Gesetze befol„gen, wofern sie nicht durch eine andere Nothwendigkeit „gebunden würden. Es wäre vernunftwidrig, sie von „allen Abgaben frey sprechen zu wollen: denn verlören

sie

„sie in diesem Falle das Abzeichen ihrer Unterwürfigkeit, „so verlören sie auch zugleich die Erinnerung dessen was „sie sind; wären sie frey von Abgaben, so würden „sie glauben von allem Gehorsam frey zu seyn. Man „muß sie mit den Mauleseln vergleichen, die ans Tragen „gewöhnt sind, und eher durch lange Unthätigkeit, als „durch Arbeit verdorben werden."

Das war der Hauptgrundsatz aller Minister; und dieser hat sich nun zu fest erhalten, bis endlich eine neue Philosophie, gegen die Mitte unsers Jahrhunderts die Könige und ihre Minister darüber beschämt, und zuletzt das menschliche Geschlecht aus seiner Erniedrigung durch die königliche Gewalt wieder emporgehoben hat. Ludwig XIV, der auch in jenen elenden Grundsätzen genährt war, erdachte alle nur mögliche Auflagen. Alle Gegenden seines Reichs, alle Stände, alle Elemente, alle Produkte der Natur oder des Kunstfleißes, alle menschliche Handlungen wurden besteuert. Jede neue Erfindung von Auflagen war seiner Habsucht willkommen: Grundsteuer, Abzugsgeld, Kopfsteuer, Salzsteuer, Accise, Grundzins, Zoll, Quartiergeld, der Sou vom Livre, Einquartierung, Garnison, Marken von Gold, Silber oder Zinn, Stempelpapier, Controle, Tabaksimpost, Einkünfte von erledigten Pfründen, Freylehen, Ahnenproben, Forst- und Wasserabgaben, hohes und niederes Aufgebot, Nebengefälle, Tontinen, Anleihen, Renten, Münzveränderungen, Aemterverkauf, neue Stellen, Taxen auf die Finanzpächter, Zehnten, u. s. w. Zuletzt legte er noch eine neue Auflage auf jeden Kopf; und nun konnte er sagen, wie mein Großoheim: er belade den Franzosen wie einen Maulesel. Man hat berechnet, daß er von seinen Unterthanen mehr als irgend einer seiner Vorgänger erhoben hat. Das war nicht der Wunsch des guten Heinrichs, noch sein bekannter Spruch von der

Henne

Henne im Topf. Aber freylich hat Ludwig XIV auch Versailles gebaut; freylich wurde da seine Grösse durch Gold und Silber, durch Statuen, Springbrunnen, Wasserkünste, Marmor und prachtvolle Gebäude angekündigt.

Paris konnte Ludwig XIV nicht leiden; sein ganzes Leben hindurch dachte er mit geheimer Bitterkeit an die Empörung dieser Stadt während seiner Minderjährigkeit. Bey dieser Denkungsart konnt' er es freylich nicht so machen wie Heinrich IV, der sie durch Wohlthätigkeit entwaffnete, der sie gleichsam zwang ihren König zu lieben, der dort am liebsten wohnte, der den Gesandten seine Gärten zeigte, und sich innig freute, dort am Ende eine Stadt Paris zu sehn. Diese Gärten, diesen Pallast, fand der Enkel seiner nicht mehr werth: er liebte das Freye, und baute gern auf Anhöhen, deren jähen Abschuß er milderte. Alles Grosse gefiel ihm; es schmeichelte ihm die Natur hier zu übertreffen. Er haßte Paris, und entfernte sich vier Meilen davon nach Versailles.

Die militärische Regierung des Königs, seine Palläste, Gärten und Bildsäulen, seine Freygebigkeit gegen die Höflinge, die straflosen Ungerechtigkeiten seiner Minister, seine Ueppigkeit, sein Ankauf mehrerer Städte, alles dieses erzeugte das Bedürfniß neuer Hülfsmittel um alle diese ungestüme Foderungen zu befriedigen. Aus diesem Bedürfniß entstand eine Kunst, die man vor ihm nicht gekannt hatte, die Finanzkunst; und mit ihr eine neue Klasse von Menschen, die ebenfalls eine hierarchische Form annahm. Der erste Intendant machte seine Geschäffte mit den Finanzintendanten; dann kamen die Schatzmeister, die Pächter die Einnehmer. Ein ganzes Heer von Traitans, von Fermiers, von

Commis

Commis überschwemmte das Königreich; und dazu kamen noch Processe die kein Ende nahmen, oder immer wieder von neuem angiengen, und eine Fiskalinquisition.

Ludwig XIV verstand so wenig vom Finanzwesen, daß er einstmahl jeden Pächter, der auf neue Abgaben vorschösse, mit dem Leben bedrohte. Allein er fand bald genug von selbst, daß eine solche Verordnung nicht statt finden könnte; und ließ sich dennoch beträchtliche Summen von den Pächtern auszahlen, die es nicht wagten um ausdrückliche Abschaffung des Gesetzes zu bitten. Während seiner ganzen Regierung überließ er diesen Theil der Staatsverwaltung der unumschränkten Willkühr des Ministers. Es war kein Colbert mehr; der Hofluxus, der Aufwand in Gebäuden, die Kriegskosten nahmen täglich zu: jetzt fiel der König darauf, auch den Adel zu verkaufen. Dieses geschah in den Provinzen, die unter Intendants standen, mit voller Steuerfreyheit; und so kaufte man das Privilegium nicht so wie das Volk unter der Last der Abgaben seufzen zu dürfen. Unter ihm fiel man auch darauf die Schulden mit Papiere zu bezahlen; unter ihm erfand man billets de monnoye, billets d'ustensiles, billets de subsistance, die alle das Schicksal der Verschreibungen von jungen Leuten von üblem Ruf erfuhren. Auch der Rathstitel wurde verkauft; die Anzahl der Magistraturstellen vermehrt. Sein Staatsrath schuf durch seine Arrets alles; sogar Prinzen vom Geblüt zu seinen Nachfolgern.

Aus jener Verschwendung der Staatseinkünfte entstand für den König die traurige Nothwendigkeit der Anleihen; für die Nationen noch verderblicher als Auflagen, weil die Handgriffe der Finanziers so fein sind, daß die Gelder nicht anders als nach einer beträchtlichen Verminderung in die Kassen fließen. In dem

Kriege

Kriege 1672 brauchte man ausserordentliche Beyhülfe: aber das Volk war erschöpft. Louvois, der Geld haben wollte, gieng selbst zum Präsidenten Lamoignon, um ihn zu bereden, daß er das Parlement bewegen möchte ein Anlehn von einer Million zu fünf Procent zu eröffnen. Colbert, der die schädlichen Folgen davon vorhersah, bat dagegen den Präsidenten dringend eine solche Operation nicht zu begünstigen; auf ihn allein würde die Verantwortung vor Gott fallen; und zugleich stellte er ihm die nachtheiligen Folgen der Anleihen ernsthaft vor. Demohuerachtet wurde das Anlehn eröffnet und kam zu Stande; aber nach dem Kriege heilte Colbert die Wunde, das heißt, er zahlte baar.

Während seiner ganzen Regierung untersagte Ludwig XIV seinen Unterthanen auch den entferntesten Blick auf die Staatsverwaltung. Wie in Venedig, durfte man weder im Guten noch im Bösen davon sprechen. Vauban, dem doch der König seinen militärischen Ruf zum Theil schuldig war, verlor seinen Kredit dadurch, daß er tiefer in die Staatsangelegenheiten blicken wollte. Er hatte nehmlich auf seinen öftern Reisen die mancherley Bedrückungen gesehn, unter welchen die verschiedenen Auflagen eingetrieben wurden. Dieses brachte ihn und Boisguilbert auf den Gedanken von einem Königszehnten oder Territorialimpost, dem alle Grundstücke unterworfen seyn sollten. Der Adel und die Robe tobten über diesen abscheulichen Entwurf, der ihre Vorrechte vernichtet hätte; mit beyden verbanden sich die Pächter; der Finanzminister, die Finanzintendanten, ein ganzes Heer von Commis, die Intendanten in den Provinzen schrien laut. Vauban, dessen wichtige Dienste der König vergaß, fiel zwar nicht förmlich in Ungnade, aber er durfte sich doch nicht vor dem Monarchen

narchen sehen lassen, und an sein Buch vom dime royale wurde nicht weiter gedacht.

Strenger war die Ahndung die Boisguilbert erfuhr: er verlor die Stelle die ihm seinen Unterhalt gab, und wurde nach Auvergne verwiesen. La Brilliere (den Franzosen ein verhaßter Name, weil die Häupter dieses Hauses sich schon lange zu Werkzeugen der tyrannischen Befehle des Königs wider die Freyheit des Volks, haben brauchen lassen) selbst La Brilliere schämte sich dießmahl eine solche Strafe gegen einen Bürger der einen Vorschlag zum Besten des Staats gethan hatte, zu vollziehen. Durch seine Vermittelung beym König wurde der Sache die Wendung gegeben, daß Boisguilbert nur des Gehorsams wegen nach Auvergne reisen, und dann zurückkommen sollte. Zwey Monate dauerte dieses Spiel; dann kam Boisguilbert wieder: aber seine Stelle blieb verloren; und Entschädigung bekam er nicht, ausser dem lauten Zujauchzen des Volks bey seiner Wiederkunft. Wenn militärische Strafen Entsetzen und Schrecken verbreiten, dann sind die Tyrannen öfters von ihrer Wirksamkeit versichert: sobald aber das Volk denjenigen Bürger, den der König bestraft, durch freudigen Zuruf entschädigt, dann muß der Minister merken, daß hierin eine verdeckte Rache liegt, die sich das Volk gegen den Monarchen erlaubt. Hier ist schon die entfernte Vorbereitung zu einer Revolution, ein Wink für den Despoten sein Ansehn nicht aufs Spiel zu setzen. Nie wird es die Nachwelt dem König verzeihen, daß er in Vauban den freymüthigen Hofmann, den Volksschriftsteller verlor; und noch weniger wird sie es ihm vergeben, daß er den Staat der Raubsucht der Minister und Generale preisgab.

Doch ist dabey nicht zu läugnen, daß, da die Untersuchung gegen Fouquet alle hohe Staatsdiener unzu-

frieden gemacht und zu lautem Murren gereitzt hatte, der König es würklich zu bereuen schien. Eben wegen dieses Mißvergnügens derjenigen die um ihn waren, ließ er sich nicht mehr darauf ein, das Betragen seiner Minister und Höflinge umständlicher zu untersuchen: Nachrechnen hielt er für ein armseliges Geschäffte das unter seiner Würde wäre. Sagte man ihm, ein General, ein Intendant, ein Minister wucherten mit seinen Einkünften, mißbrauchten die Einkünfte des Staats, so gab er zur Antwort: „er macht meine Sachen; er muß „es wohl mit den seinigen auch thun.“ Dieser anti-patriotische Grundsatz, der sich eher für einen Suldan paßt als für einen König von Frankreich, setzte sich unmerklich fest. Alle Ehrsüchtigen meiner Zeit haben ihn im Munde geführt; und so lange Ludwig XV regierte, hat kein Mensch in Frankreich etwas dagegen erinnert, daß die Minister, der General, der Intendant, indem er die Sachen des Königs besorgt, auch die seinigen machen dürfe. Ich weiß nicht, was zuletzt aus dieser Sorglosigkeit der Könige werden wird, aus ihrem Vertrauen zu allen den Glückssöhnen, welchen nach dem Eintritt ins Ministerium lüstert, um ihre Sachen eben so gut wie ihre Vorgänger, und eben so straflos machen zu können. Allein ich müßte mich sehr irren, oder die königliche Gewalt zerfällt dereinst durch das Finanzdepartement, welches ich, mein ganzes Leben lang, schlecht verwaltet, mit alten Schulden belastet, und der Gierigkeit der Minister und Höflinge preisgegeben sah. Was wird aus unsern Königen werden, wenn das gedrückte Volk seine Kräfte wird verloren haben, wenn keine neue Auflagen mehr möglich, und der Staat mit Schulden überhäuft seyn wird? Die Minister denken nur daran, wie sie die stockende Maschine forttreiben können; sie laviren blos, suchen nur so gut als möglich den Abgrund zu vermeiden. Noch hat sich keiner, nicht einmahl

mahl im Geiste, zu einem neuen Plane aufgeschwungen. Kam jemand der Fähigkeit genug besaß dem König einige Reformen vorzuschlagen, gleich ward er von den Hofleuten gestürzt. Edles Land! blos das Fach der Finanzen wird dein Untergang seyn! Willst du dich wieder herstellen, willst du deine natürlichen Kräfte wieder erlangen, so kehre zurück zu den ursprünglichen Nationaleinrichtungen der Französischen Monarchie! so rufe jene glücklichen Zeiten vor unsern Mißbräuchen zurück!

XII.

Ludwig XIV und seine Minister — Beweisurkunden.

Ludwigs XIV Regierungsgrundsätze sind in diesen Denkwürdigkeiten so heftig angegriffen worden, auf der andern Seite hingegen findet seine Regierung so viel schmeichelnde Verehrer unter dem Militär, unter den Künstlern und Gelehrten, unter der Geistlichkeit und bey den Jesuiten, daß ich mich, nach den Gesetzen der Geschichte, verbunden sehe, die Beweisurkunden vorzulegen, die gleichsam das Original des Gemähldes sind.

Wollte ich den Monarchen blos im Unglück, blos im Alter darstellen, so würde man ohne Zweifel einwenden, ich hätte seine traurigsten Jahre nur deswegen gewählt, um eine Regierung zu schildern, die zu Schritten ungebundener Willkühr gezwungen gewesen wären, oder aus Schwäche des hinfälligen Alters verderbliche Grund-

sätze angenommen hätte. Nein! um den Monarchen mit der Unparteylichkeit, welche die Geschichte fodert, zu beurtheilen, muß ich ihn in seinen glänzendsten Jahren betrachten, vor dem Spanischen Erbfolgekrieg, dem eigentlichen Zeitpunkte seines Unglücks. Ich muß ihn zeigen, wie er blos mit seinen Ministern im Stillen arbeitet. Unter den Letztern muß ich sogar blos denjenigen wählen, der sich die Achtung der Nation erhalten, der auch die Achtung des Königs am längsten, und bis an seinen Tod genossen hat. Man wird sehen, was Colbert unaufhörlich zu thun fand, um den bösen Willen, die falschen Begriffe und verderblichen Grundsätze des Königs zu bekämpfen. Man wird sehen, mit welcher Behutsamkeit und Feinheit er schrieb, um nicht den Stolz des Monarchen zu beleidigen, um ihn zu Verbesserungen zu vermögen, um den Unterthanen Erleichterungen zu verschaffen, um der Verschwendung des Königs Einhalt zu thun. Wir wollen ihn selbst in einem Aufsatz an den König hören.

„Ew. Majestät kommen von Versailles zurück.
„Ich beschwöre Sie, geben Sie mir die Erlaubniß Ihnen
„hierüber ein Paar ernsthafte Worte sagen zu dürfen.
„Es sind Betrachtungen die ich öfters anstelle, und die
„Sie meinem Eifer gnädigst verzeihen werden.

„Jenes Schloß dient E. M. weit mehr zum Ver-
„gnügen und zur Lust als es Ihnen würklich Ehre macht.
„Da Sie es gegen jedermann merken lassen, daß sie es
„allen andern vorziehen, da auch hier blos Ihr Herz
„spricht, und man also, ohne Besorgniß Ihnen zu miß-
„fallen, mit E. M. frey reden darf: so würde ich die
„Treue, die ich Ihnen schuldig bin, zu verletzen glau-
„ben, wenn ich nicht meine Meynung ohne Zurückhal-
„tung sagte.

„Billig

„Billig ist es allerdings, daß Dieselben nach so „langer und heftiger Anstrengung bey Geschäfften, die „jedermann an Ihnen bewundert, auch etwas auf Ihr „Vergnügen wenden: nur darf es nicht auf Kosten Ih„res Ruhms geschehn. Nun aber suchen einmahl E. M. „in Versailles die Summe von mehr als 1500000 „Thalern, die seit zwey Jahren darauf verwendet wor„den sind; gewiß, Sie werden Mühe haben sie zu fin„den. E. M. werden bedenken, daß man in den Bau„rechnungen künftig finden wird, daß, während des gro„ßen Aufwands auf das Schloß in Versailles, Sie das „Louvre vernachläßigt haben, welches doch zuverläßig der „prächtigste Pallast auf der Welt, und Ihrer Größe am „würdigsten ist. Wolle der Himmel, daß so manche „Veranlassungen zu unvermeidlichen Kriegen Ihnen nicht „die Mittel entziehen mögen dieses große Gebäude zu „vollenden, daß Sie nicht lange nachher den Verdruß „empfinden mögen, Zeit und Gelegenheit versäumt „zu haben.

„E. M. ist bekannt, daß, in Ermangelung glän„zender Kriegsthaten, keine Sache mehr für die Größe „und den Geist der Fürsten beweist, als ihre Gebäude: „die ganze Nachwelt mißt sie nach dem Maasstabe der „prächtigen Gebäude die sie hinterlassen. O wie Schade „wär es nicht, wenn der größte König, ein Monarch „der die ächten Tugenden der größten Fürsten besitzt, „nach dem Maasstab von Versailles gemessen werden „sollte! und doch steht dieses Unglück zu befürchten. „Ich wenigstens muß E. M. freymüthig gestehn, daß ich, „ohnerachtet Ihrer Abneigung gegen mehrern Aufwand, „wenn ich hätte voraussehen können, daß er so hoch „ansteigen würde, lieber würde angerathen haben An„weisungen auf die Schatzkammer zu gebrauchen; so „hätte man wenigstens nichts davon erfahren.

„Ferner werden E. M. zu bemerken geruhen, daß „sie in den Händen von zwey Menschen sind, die Sie „fast nirgends anders kennen als in Versailles, das „heißt, unter Vergnügen und Lustbarkeiten, die aber gar „nicht wissen, welchen Reitz der Ruhm für Sie hat, von „welcher Seite er auch kommen mag. Nach dem Um„fang ihrer Einsichten, ihrem Stande und verschiede„nem Interesse gemäß, zufolge ihrer Absicht sich bey „E. M. recht einzuschmeicheln, und durch den Einfluß „den sie würklich schon haben, werden diese Menschen „E. M. von einem Entwurf zum andern verleiten, um „jene Unternehmungen, wofern Sie nicht auf Ihrer „Hut sind, ins Unendliche zu verlängern.

„Sollen diese Widersprüche, das heißt die Fode„rungen Ihres Ruhms mit Ihren Vergnügungen vereinigt „werden, so könnten Sie auf einmahl einen Abschnitt „mit dem Bau in Versailles machen, eine jährliche Sum„me dazu festsetzen, oder auch, welches vielleicht gut „seyn möchte, diese Summe von den übrigen Baukosten „gänzlich absondern, alsdenn sich mit allem Ernste auf „die Vollendung des Louvre wenden, und, wenn wir „noch lange Frieden behalten, öffentliche Gebäude auf„führen, die in diesem Stücke Ihren Ruhm und Ihre „Größe noch höher heben würden, als die Werke der „Römer."

Hierauf antwortet der König: „Sie wissen „meine Meynung in Absicht auf Versail„les. Colbert aber fährt in einem andern Aufsatze „fort sich über die Finanzverwaltung zu erklären.

„Unter den vielen Artikeln der Ausgabe finde ich, „immer mit Betrübniß, auch den für die Staatsgefäng„nisse. Ich bitte, Sire, erlauben Sie mir Ihnen vor„stellen zu dürfen, daß man ihre Anzahl vermindern,

daß

„daß man sie auf zwey bis drey im ganzen Königreiche „setzen, und nur für wichtige Verbrechen bestimmen könn„te, die man zuweilen mit Gefangenschaft bestrafen „muß. Sollten wohl Ihre Unterthanen einem schlecht„denkenden Minister, der ihr Richter seyn würde, über„lassen werden dürfen? Für gewisse Regierungen mögen „feste Schlösser nützlich seyn: sie waren es auch sonst in „Frankreich, um die Gemüther an Unterwürfigkeit zu „gewöhnen. Jetzt aber, da Paris und das ganze Kö„nigreich so warmen Antheil an dem Ruhm E. M. „nehmen, und jedermann nach Grundsätzen von Ehr„liebe handelt, jetzt mögt' es wohl rathsamer seyn, die „Gefängnisse zu vermindern, und auch diese genau unter„suchen zu lassen."

Am Rande steht von des Königs Hand geschrieben; „Ich will diesen Artikel noch beson„ders durchsehen; meine Autorität erfor„dert, daß man nichts aus den Augen „lasse, was sie aufrecht erhalten kann."

Und in der That, der König ließ auch nichts aus den Augen, was zur Erhaltung seines Despotismus dienen konnte. Einen sehr auffallenden Beweis davon gab er durch die Verbannung des Marquis von Montespan. Dieser war mit Recht über die Entführung seiner Frau aufgebracht, und hörte nicht auf sich darüber zu beschweren. Seine Klagen, die nur zu getreu wiedergesagt wurden, reitzten den Monarchen immer mehr. Um nicht verwiesen zu werden, führte Montespan einen Proceß, und suchte ihn so viel als möglich zu verlängern: der König hingegen betrieb die Abkürzung desselben durch Colbert, damit er den Marquis recht bald auf sein Landgut verweisen könnte. Colbert schrieb an ihn:

„Ich habe, nach E. M. Befehl mit dem Herrn „von Fieubet gesprochen. Er hat mir versichert, Herr „von Montespan hätte die Hände zu allem geboten; „das Verfahren wäre schon weit vorgerückt, und keine „Schwierigkeit mehr zu besorgen. So viel ich aus sei„nen Aeusserungen habe abnehmen können, werden die „gerichtlichen Verhandlungen in vierzehn Tagen vollen„det seyn; und so lange muß freylich der Herr von „Montespan noch in Paris bleiben. Vielleicht könnte „noch irgend eine Schwierigkeit den Ausgang der Sa„che verzögern, wiewohl der Herr von Fieubet mir nichts „davon gesagt hat. Da auch Ew. M. mir zu erkennen „gegeben haben, wie Sie nicht gern sehen, daß besagter „Herr von Montespan bey Ihrer Ankunft sich zu Fon„tainebleau befinde, so habe ich es für nöthig gehalten, „diesen Kurier eigens abzusenden, um Ew. M. eigent„liche Willensmeynung in Absicht dessen zu wissen, daß „der Herr von Montespan, um das Verfahren zu vol„lenden, noch vierzehn Tage hier bleiben muß."

Der König setzt an den Rand: „was die dem Sieur „von Fieubet übertragene Sache betrifft, so sagen „Sie ihm, er solle damit eilen, damit sie, wo mög„lich, noch in diesem Monat beendigt werden könne. „Wenn Sie nach Fontainebleau kommen, so wünsche „ich, daß Sie von der Lage derselben unterrichtet seyn „mögen, weil ich darnach meinen Entschluß in Absicht „auf den längern Aufenthalt des Herrn von Montes„pan fassen will: bis dahin fertigen Sie keinen wei„tern Befehl an ihn aus."

Einige Zeit darauf schrieb der König, aus dem Lager bey Deinse, 1678 an Colbert:

„Ich habe bey meiner Abreise Ihnen zu sagen „vergessen, daß, da der Herr von Montespan in Pa-

ris

„ris ist, es sehr rathsam seyn möchte ihn genau zu „beobachten; er ist ein wunderlicher Kopf, und der „ärgsten Tollheiten fähig. Ich wünsche daher, Sie „möchten genau Achtung geben lassen, was er macht, „wen er am meisten besucht, welche Reden er führt; „kurz, suchen sie alles was er vornimmt, so umständ„lich als möglich zu erfahren. Finden Sie dann et„was von Erheblichkeit, so melden Sie es mir."

Verweisung war das Ende dieser Untersuchung, mit welcher sich Colbert nicht hätte befassen sollen.

Er hörte indessen nicht auf, mit Vorstellungen und Bitten wegen des Zustandes der Finanzen in den König zu dringen. Auch war der Ton der Unterwürfigkeit der einzige Ton der auf das Herz des Königs würken konnte: Die Noth seiner Unterthanen machte keinen Eindruck auf ihn.

„Ew. M. eigener Befehl, Ihre edle Denkungs„art und mein Herz, voll Liebe und Eifers für die Per„son und den Ruhm Ew. Majestät, geben mir den „Muth zu reden. Sehr schwer ist allerdings dieses „Unternehmen: beynahe ein halbes Jahr habe ich mich „bedacht, ob ich die Wahrheiten sagen sollte, die ich „gestern Ew. M. gesagt habe, und Ihnen noch sagen „will. Ich versehe bey Ew. M. einen Dienst, der ge„wiß, ohne Vergleich der schwerste ist. Ich muß mich „dabey nothwendig auf die Gnade Ew. M. verlassen, „auf Ihre edle Art zu denken, auf Ihren so oft wieder„hohlten Befehl Sie aufmerksam zu machen, wenn Sie „etwa zu rasch fortschreiten wollten, und auf die Er„laubniß die Sie mir oft gegeben haben Ihnen meine „Meynung sagen zu dürfen."

„Ew. M. sagten mir gestern, vielleicht wäre mein „Gedanke die Truppen zu verabschieden. Nichts we-

„niger, Sire! Ew. M. können versichert seyn, daß ich „in allem, was von mir abhängt, schneller fortschreiten „werde, als sonst jemand, sobald es auf Ihren wah„ren Ruhm ankömmt.

„Sie haben jetzt einen vierfachen Aufwand zu ma„chen. Der erste ist der Seekrieg; der zweyte die „auswärtigen Angelegenheiten; der dritte, „der Krieg zu Lande; der vierte, der Auf„wand im Innern des Reichs, die Ver„gnügungen und Lustbarkeiten Ew. Ma„jestät.

„Nach meiner Ueberzeugung müssen die beyden „ersten Klassen, ohne alle Schwierigkeit gleichen Schritt „halten; mit Ausschluß der beyden andern, die nur „gleichsam von dem was jene übrig lassen, bestritten „werden dürfen. Die dritte muß freylich bleiben, wenn „es irgend möglich ist; allein, da sie ihre Zeit haben „muß, so verträgt sie allerdings eine Verminderung in „einem Zeitpunkte, wo sie nicht nothwendig ist. Die „vierte Klasse hingegen muß mit aller Strenge einge„schränkt werden; denn hier gilt der schöne Satz: „man muß bey unnöthigen Dingen Sous „ersparen, aber Millionen sind nicht zu „viel wenn es auf Ihren Ruhm ankömmt. „Ich für meine Person erkläre hierdurch Ew. Majestät, „daß ein vergebliches Abendessen, das tausend Thaler „kostet, mir sehr empfindlich fällt; sollten aber für Poh„len Millionen verlangt werden, dann würde ich alles „verkaufen, dann würde ich Weib und Kinder verpfän„den, dann würde ich, wenn es nöthig wäre, Zeitlebens „zu Fuß zu gehn mich entschließen. Ew. M. werden „mir diese kleine Aufwallung verzeyhen.

„Man muß jetzt nur zusehen, ob sich in dieser „vierten Klasse hinreichende Einschränkungen machen lassen.

„lassen. Sollte dieses aber nicht möglich seyn, so muß „man ferner zusehn, was etwa in der dritten ausfallen „könnte, um die beyden ersten zu verstärken. Hier nun „werden Ew. M. erlauben, daß ich mit voller Freyheit „reden dürfe.

„Sie haben ihre Vergnügungen in den Aufwand „für den Landkrieg so genau verwebt, daß es sehr „schwer ist sie zu trennen. Wollten nun Ew. M. um„ständlich untersuchen, wie manchen unnützen Aufwand „Sie gemacht haben, so würden Sie wohl einsehen, daß „Einschränkung dieses Aufwands Ihnen gewiß aus Ih„rer jetzigen Verlegenheit helfen würde.

„Ich höre, daß die 800000 Livres, welche in den „Provinzen, zu eben der Zeit, da die Truppen regelmä„ßig bezahlt wurden, für die Etapes geliefert worden „sind, schon ausgegeben seyn sollen. Ist es nun nicht „ausgemachte Sache, daß, hätte man die Truppen in „ihren Quartieren gelassen, hätte man ihnen nicht un„aufhörliche Märsche gemacht, jene Summe zu Staats„bedürfnissen angewendet werden könnte? Ich höre wei„ter, daß die Ueberschüsse vom vorigen und von diesem „Jahre auf Musterungen, auf Quartiergeld u. d. für die „Truppen, welche Ew. M. zusammengezogen haben, ver„wendet worden sind. Diese letztern Ueberschüsse haben „sich auf 400000 bis 500000 Livr. jährlich belaufen. „Ich glaube aber nicht ohne Grund annehmen zu kön„nen, daß beyde Summen für die Bedürfnisse der lau„fenden Monate zureichen würden: gleichwohl ist alles „schon verbraucht."

„Wüßten ferner Ew. M. recht genau, wie viel „Unordnungen diese beständigen Märsche der Trup„pen in den Provinzen anrichten, wie überdrüßig ihrer „die Unterthanen, wie viele Landleute an den Grenzen

schon

„schon ausgewandert sind, oder noch auswandern wol-
„len; so würden Sie sehen, wie wichtig es ist einem so
„großen Uebel abzuhelfen.

„Ausser diesen beyden beträchtlichen Zweigen von
„Aufwand, müssen Ew. M. noch bedenken, daß Sie jetzt
„auf Ihren Stall dreymahl mehr als sonst wenden;
„wiewohl unter dem Vorwand, sobald der Krieg entste-
„hen sollte, ihn wieder auf den vorigen Fuß zu setzen.
„Untersuchen ihn Ew. M. genau, so werden Sie fin-
„den daß er an Vermehrung der Livreen, an Nahrung
„für Menschen und Pferde, an Zukauf, an Besoldungen,
„jährlich über 200000 Livr. beträgt.

„Erwägen Ew. M. ferner Ihr Spiel, das Spiel
„der Königin, alle Feten, große Tafeln, und ausserordentliche
„Lustbarkeiten, so werden Sie finden daß dieser Arti-
„kel mehr als 300000 Livr. ausmacht, daß die Köni-
„ge, ihre Vorfahren, diesen Aufwand nie gemacht ha-
„ben, daß er auch ganz unnöthig ist.

„So sehr Ew. M. sich im Aufwande mit Mö-
„beln einschränken, so steigt er dennoch immer unmerk-
„lich zu beträchtlichen Summen an. Ferner verwenden
„Ew. M. sehr viel auf Pensionen und Gratifikationen,
„die weiter nichts zu ihrem Ruhme beytragen können.
„Ihre M. hatten den Aufwand für Ihre Gardes
„du Corps kompagnienweise auf 64000 Livres er-
„höht, und diese Erhöhung sollte blos auf Friedenszeit
„eingeschränkt seyn; allein sie dauert noch fort. Ew. M.
„haben jede Kompagnie von den Gendarmen und Che-
„vaux-legers vom Dauphin, Königin, Ecossois u. a.
„auf 100000 Livr. jährlichen Sold gesetzt; dieses ist
„ein übermäßiger Aufwand, der vorher nie gewesen ist.
„Es hat Ew. M. bisher beliebt, öfters einzelne Korps
„von Truppen im Königreiche zusammenzuziehen, und

Muste-

„Musterungen damit anzustellen; es hat Ihnen beliebt „Ihre Haustruppen ansehnlich zu vermehren, und zu „verlangen, daß sie ausserordentlich gut und tapfer seyn „sollten; es hat Ihnen beliebt zu verordnen, die Officie„re sollten einen Theil des Soldes einziehen, um da„von die Kleidung der Soldaten zu bestreiten u. s. w. „Ew. M. geruhen sich jetzt einige Gründe dagegen vor„legen zu lassen, und sie zu prüfen.

„Ueberhaupt sind alles dieses Vermehrungen und „Kosten, eine Last welche der Staat nicht ertragen kann. „Was die Märsche der Truppen im Königreiche und „das Zusammenziehen einzelner Korps betrifft, so will „ich nur so viel anführen, daß mancher Etapenort binnen „einem halben Jahre hundert verschiedener Einquartie„rungen, diejenigen aber, welche noch am meisten ge„schont worden sind, dennoch über funfzig gehabt ha„ben. Alle diese Truppen leben, beym Einmarsch und „Ausmarsch, nach Willkühr. Die vier Generalitäten „Paris, Amiens, Soissons und Chalons, haben seit „sechs Monaten mehr Einquartierungen auszustehen ge„habt, als in den letztern sechs Kriegsjahren. Mehr „braucht es nicht um klärlich einzusehen, „daß diese Generalitäten, noch ehe der „Krieg angeht, mehr werden zu Grunde „gerichtet seyn, als sie es im vorigen „Kriege fünf und zwanzig Jahre lang ge„worden sind.

„Jeder große König hat immer das Lob gern ge„hört, seine Armee blos in Feindesland, niemahls in das „Land seiner Unterthanen geführt zu haben.

„Was die Schönheit der Haustruppen betrifft, „so wird eben der große Unterschied zwischen ihnen und „denen von der Armee die Officiere und Soldaten der

„Letztern niederschlagen. . . . Des Königs Vortheil be-
„steht nicht eben darin, daß er ein Korps von ausser-
„ordentlich guten Truppen habe; wohin ein solches
„Korps kömmt, da schlägt es und wird geschlagen.
„Aber darin besteht sein wahrer Vortheil, daß seine
„Truppen gleich stark sind, daß sie überall gleich starken
„Widerstand leisten. Dieser zu sehr ausgezeichnete Vor-
„zug der in allen Stücken vom königlichen Hause herge-
„nommen wird, erschlafft den Eifer der übrigen Unter-
„thanen. Die größten Monarchen haben von jeher den
„geringsten und von ihnen am entferntesten Bürger
„so gut wie den nächsten am Throne geschätzt. Unsere
„großen Fürsten, Franz I und Heinrich IV haben nie
„dergleichen Unterschiede gemacht. Der Letztere hat sich
„öffters von allen alten Korps bewachen lassen: von
„seiner Zeit an bis auf Ludwig XIII hat das Regiment
„Picardie der Garde beständig den Rang streitig gemacht.

„Ludwig XIII führte zuerst den Unterschied von
„Haustruppen ein: er hatte aber auch weiter nichts
„als seine Kompagnie von Gendarmen und Chevaux-legers.

„In Absicht auf die Zurückhaltung eines gewis-
„sen Theils von der Löhnung der gemeinen Soldaten,
„hatten Franz I und Heinreich IV die Todesstrafe gegen
„die Officiere, die sie vornehmen würden, als gegen öf-
„fentliche Diebe, erkannt. Ew. M. haben gleichwohl
„das Gegentheil genehmigt; ohnerachtet das Vergnügen
„einen Soldaten etwas besser gekleidet zu sehen, nicht so
„viel werth ist, daß jene so weise festgesetzten Grundsä-
„tze umgestoßen werden müßten.

„Ew. M. könnten mir vielleicht einen doppelten
„Vorwurf machen: einmahl, in Absicht auf die Muste-
„rungen und Märsche, daß ich selbst am meisten Ew.
„M. vermogt habe die verschiedenen Korps zusammen-
zuziehen

„zuziehen und Musterungen anzustellen; sodann aber, „warum ich meine Meynung über diese Gegenstände „nicht eher gesagt habe, da ich doch immer mit Ihnen „unter vier Augen frey reden dürfen.

„Was den ersten Vorwurf betrifft, so ist es al„lerdings wahr, daß ich mit Ew. M. von den häufigen „Zusammenziehungen und Musterungen durch Ew. M. „selbst gesagt habe: allein ich hatte nicht geglaubt, daß „eine so wichtige Sache einem jungen Manne würde an„vertraut werden, der erst vier und zwanzig Jahr alt, „noch unerfahren, äusserst hitzig ist, und der Meynung „ist, es gehöre mit zu der Würde seines Amtes das Kö„nigreich zu Grund zu richten, der auch noch darauf „ausgeht, weil ich es zu retten suche.

„Ich hatte sonst bemerkt, daß derjenige dem die„ser Theil des königlichen Ansehens anvertraut war, „mit dem Staatssekretär vom Kriegsdepartement und „dem Finanzminister gemeinschaftlich die Mittel aufsuch„te alle Bedrückung des Volks zu vermeiden. Man „gab den Abgeordneten der Städte Gehör, wenn sie „Klagen anbrachten, und verschaffte ihnen gegen die „Officiere und Soldaten strenge Genugthuung. Jetzt „hat niemand mehr das Herz sich zu be„schweren; denn wer bisher gekommen ist, „den hat man als einen Schurken, als „einen Aufrührer behandelt; und das „Volk hat diese Schmähungen erfahren, „die aus dem Munde des Mannes kamen, „der im Namen Ew. Majestät spricht.

„Auch in Ansehungen der Musterungen ist es wahr, „daß ich mit Ew. M. davon gesprochen habe: aber „nie fiel mir ein, daß Ew. M. die Truppen zu Ihnen „entbieten würden, noch auch daß die Märsche

und

„und Zusammenziehungen der Truppen „im Innern des Reichs, dem sie so schäd„lich sind, ein Damenzeitvertreib werden „könnten. .... Wollen Ew. M. sich noch zurück„erinnern, so werden Sie finden (vielleicht liegt auch „noch ein Aufsatz von mir unter Ihren Papieren) daß „ich damahls den Vorschlag that, Ew. M. könn„ten, den Winter über, zwo bis drey Reisen nach den „Grenzen vornehmen, drey bis vier Garnisonen visitiren „und mustern; nachher aber einige Stabsofficiere dahin „schicken, um sie zu überraschen, um sie in beständiger „Aufmerksamkeit zu erhalten: im Frühjahr könnten Ew. „M. nach Compiegne gehen, wo Sie dann, von jedem „Quartier ohngefähr acht bis zehn Meilen entfernt, ent„weder selbst, oder durch Herrn von Turenne oder ei„nen andern General unvermuthet alle besehen und vi„sitiren könnten .... Die Musterungen die Ew. M. „anstellen, sind keine würklichen Musterungen, weil die „Officiere acht oder vierzehn Tage vorher Nachricht da„von bekommen, und wissen, daß sie vor Ew. M. er„scheinen sollen.

„In Absicht auf den zweyten Vorwurf kann ich „nicht in Abrede seyn, daß Ew. M. mir frey zu reden „erlaubt haben. Sie haben es sogar mir und Herrn „Le Tellier, im verwichenen Jahre zu Saint-Germain, „befohlen; Sie haben mit Ungeduld wissen wollen, was „ich Ihnen zu sagen hätte.

„Allein, Sire, Zeit und Gelegenheit kommen nicht „immer. Ich weiche ihnen sogar aus; und das aus „Gründen die Ew. M. bekannt sind. Aus„ser diesen haben mich noch drey Rücksichten davon „abgehalten.

„Die erste ist: weil ich gegen das reden mußte, „was Ew. M. das Liebste ist.

„Die

„Die zwote: weil Ew. M. zwar dasjenige, was „ich Ihnen über die Verweisungen, Zurückberufungen „und Verhaftungen Ihrer Unterthanen sagte, ganz gut „aufnahmen, aber doch, so viel ich sehe, keinen weitern „Bedacht darauf genommen haben. Ich wurde daher „ungewiß, ob nicht die Freyheit, die ich mir erlaubt hat„te, Ew. M. könnte mißfällig gewesen seyn.

„Die dritte besteht darin, daß es mir vorgekom„men ist, als ob Ew. M. anfiengen Ihre Vergnügungen „und Lustbarkeiten allem andern vorzuziehen. Diese „meine Vermuthung hat einen doppelten Grund.

„Ich hatte nehmlich zu Saint-Germain bewie„sen, daß Ew. M. Ihre Seemacht verstärken müßten: „Ew. M. erwiederten darauf, man müßte sich den Bis„sen aus dem Munde nehmen um die Kosten dazu auf„zubringen. Allein noch in eben dem Augenblick ver„thun Ew. M. 200000 Livr. baares Geld auf einer „Reise nach Versailles; nehmlich dreyzehntausend Pisto„len eigene und der Königin Spielgelder, und funfzig „tausend Livr. an ausserordentlichen großen Tafeln! „Mein zweyter Grund ist folgender. Ohnerachtet „Ew. M. jetzt ihre Finanzen, durch über„mäßigen Aufwand aller Art, im äus„sersten Verfall sehen, der eine Menge von „Unordnungen zur Folge hat: so verwenden doch Ew. „M. zu eben der Zeit auf jede Kompagnie der Mous„quetaires, hunderttausend Livres. Wenn ein Mous„quetaire, der gewöhnlichen Gehalt bekömmt, seinen „jährlichen Sold von 360 Livr. auf zwecklosen Schmuck „verwendet hat, wovon soll er nun das Jahr über le„ben? Mit Güte oder mit Gewalt muß er sich auf „Kosten seines Wirths nähren: die Orte, wo sie „liegen, bezahlen keine Steuer mehr, und

„alles geräth in Verwirrung. Mögten doch „Ew. M. diese Materie einmahl gründlich untersuchen! „Sie würden finden, daß Ihr Ruhm unter diesen un„nützen Zierrathen leidet, deren Kosten überdieß die Offi„ciere und gemeinen Ritter arm machen. Der wahre „Ruhm Ew. M. würde gewinnen, wenn alle diese Ue„berflüssigkeiten abgeschnitten würden, wenn Sie Ihrer „Kavallerie Küraſſe, gutes Gewehr gäben, und jedem „Reiter ein Kollet von Büffelleder, einen Regenhut „und einen dichten Mantel hinten aufs Pferd; alles „Uebrige hat keinen Nutzen und hindert nur . . . . Man „wendet ein, die Reuter könnten keine Küraſſe tragen. Allein „das kömmt daher, daß sie immer schöne Kleidung lieber „werden haben wollen, als die Küraſſe aus den alten „Zeiten. Ich habe doch auch gesehn, daß so lange der „Marschall von Gassion Mestre-de-Camp von der leich„ten Reuterey war, oder die Armeen kommandirte, kein „Reuter ohne Küraß vor ihm zu erscheinen gewagt hat: „und doch hat es nie eine so gute Reuterey wie jene „gegeben.

„Es ist rathsam, Ew. M. von zwey Vorfällen „zu benachrichtigen. In Paris ist eine Schmähschrift „angeschlagen worden, die den Titel führt: Ludwig „XIV wird in der Ebene Moret große „Marionetten geben. Ausserdem ist noch eine, „die in den Häuser umhergetragen wird, unter dem Titel „erschienen: Parallele der Belagerungen „von la Rochelle und Moret, von Ludwig XIII „und Ludwig XIV unternommen. Ich weiß, Sire, daß „Schriften dieser Art keinen Einfluß auf die Ent„schlüsse der Fürsten haben dürfen: aber bey Hand„lungen, welche öffentlichen Beyfall er„fodern, müssen sie allerdings in Betracht „kommen."

In

In seiner Antwort spricht zwar der König von verschiedenen Verbesserungen: allein in der Folge stellte er doch alle Mißbräuche wieder her. Seine Dragoner wurden nach wie vor um die Unterthanen zu schrecken, aufs Land verlegt, die Intendanten wurden auf den vorigen Fuß gesetzt; nur heißt es in Colberts Handschriften, leitete der König diese Wiederherstellung ganz von weitem und allmählig ein.

Wir wollen weiter hören, mit welcher edlen Freymüthigkeit Colbert, in einem Memoire vom 22 Oct. 1664, mit dem König spricht:

„Mein Eifer für den Ruhm Ew. Majestät wird „mir, wie ich hoffe, zur Entschuldigung bey Ihnen dienen, wenn ich zuweilen meine Meynung ohne Zurückhaltung sage. Sie haben binnen einem Jahre fünf „Dispensationen wegen zu geringen Alters ertheilt, dem „Herrn von Champlatreux, dem Herrn Kanzler, Seguin und Herrn von Bezons. Ich erdreiste mich zu „sagen, daß dergleichen Dispensationen den großen „und durchaus ausserordentlichen Dingen „die Ew. M. während Ihrer Regirung vornehmen wollen, im höchsten Grade nachtheilig sind. Zwar würden Ew. M., wenn Sie auch deren mehr ertheilten, „dennoch der beste und größte König bleiben, „von allen die jetzt sind und vielleicht jemahls waren. „Allein, wenn Sie durchgängig Ihren großen Geist befriedigen, wenn Sie ein Gegenstand der Bewunderung „und Ehrfurcht für ganz Europa werden wollen, wenn „Ihnen daran liegt Ihren Ruf so weit auszubreiten, als „man es nur denken kann, so müssen Sie so handeln, daß ein „richtiges Verhältniß zu solchen weiten Aussichten entsteht. Um sich diesem Endzweck zu nähern, müssen „Sie, nach Möglichkeit, die Gewerbe und Beschäfftigungen der Unterthanen auf solche einschränken, die

„Ihren großen Entwürfen nützlich seyn können; ich mey-
„ne auf Ackerbau, Handel und Krieg zu Lande
„und zur See. Können Sie den Unterthanen blos
„diese Beschäfftigungen geben, so läßt es sich behaup-
„ten, daß Sie Herr der Welt seyn werden. Zugleich
„arbeiten Sie unmerklich und leise an Verminderung
„der geistlichen Orden beydes Geschlechts, die hier auf
„dieser Welt meistens nur unnütze Geschöpfe und einst
„in jener manchen Teufel machen. Es giebt zwo Klas-
„sen von Gewerben welchen sich über 200000 Ihrer
„Unterthanen ohne allen Nutzen und ohne Beytrag
„zu Ihrem Ruhme widmen, ich meyne die Finanz und
„Justiz ... Diese legt, unter dem Schutze Ihres Na-
„mens, den Unterthanen ein drückendes, tyrannisches
„Joch auf: über eine Million anderer beschäfftigt sie
„mit Schikanen, und macht sie so arm, daß sie le-
„benslang an kein anderes Gewerbe denken kann. Be-
„denken doch Ew. M. wie viel ihr Ruhm gewinnen
„würde, wenn so viele Menschen dazu beytrügen; und
„das können Sie auch, wenn nicht in einem, wenn
„nicht in zwey, doch in zehn, funfzehn, zwanzig Jah-
„ren. In dieser Absicht müssen Sie gleich von jetzt
„an planmäßig und gleichförmig handeln, ohne daß
„jemand deswegen Ihren Plan merken dürfe. Ver-
„schwiegenheit ist unumgänglich nöthig, um Hindernissen
„auszuweichen, die, wenn man ihn merkte, beträchtlich
„und unübersteiglich seyn würden. Dadurch werden
„Sie sich den Ruf des größten und Geistvollsten Für-
„sten erwerben."

In einem andern Aufsatz an den König sagt Colbert:

„Die königlichen Ordonnancen in Absicht auf die
„Reform des Adels, der Geistlichkeit, und der Ma-
gistra-

„gistratur, (die zusammenhalten, wenn es ihr Vortheil „bey den Abgabenbewilligungen erfordert, aber sich „scheiden, wenn es auf Ehrenvorzüge und Gerichtsbar„keit ankömmt,) werden nie zur Vollziehung kommen. „Eben die Rechtsverwandten, die sie vollziehen sollen, „werden durch Rücksichten auf ihren Vortheil und auf „das Interesse ihres Standes davon abgehalten. Es „bleibt ausgemacht: so lange Ew. M. der Geistlichkeit „und den Rechtsverwandten selbst ihre Reform über„lassen, so lang erfolgt keine Reform. Der wahre „Grund davon liegt darin, daß Privatinteresse immer „mehr vermag als das Interesse Ew. M. und des „Staats; darin, daß immer ebendieselben Personen „nehmlich Ihre Minister, die Parlemente, die Geistlich„keit und der Adel jede Sache in Vorschlag, zur Un„tersuchung und auch zur Vollziehung bringen; mit„hin immer die Freyheit behalten, nichts vorzuschlagen, „oder nichts zu vollziehen, was gegen sie selbst ist.“

Der König machte sich diese wichtige Warnung nie zu Nutzen: er überließ, wie wir oben gesehen haben, Vauban seinen Feinden die ihm seine Grundsätze zugezogen hatten. Und so wollte denn der König niemahls verhindern, daß sein Volk dem Adel und der hohen Geistlichkeit zum Raube würde.

Vorstellungen konnte er nicht leiden; nicht einmahl von seinen Ministern insgeheim, ohnerachtet er befohlen hatte, daß man ihm Winke geben sollte. In einer Stunde, wo es ihm ärgerlich war daß man ihn zu genau kennte, schrieb er, zu Nancy am 19 September 1673, auf eine sehr innige Vorstellung von Colbert folgende Antwort:

„Ich weiß wie meine Sachen stehen, „und was nöthig ist: ich befehle, und

„Sie vollziehen; mehr verlange ich nicht. „Ich hoffe, künftig soll es immer besser „gehen; und bin versichert, Sie werden „es an Ihrem Theile nicht fehlen lassen.

„Am zwölften desselben Monats hatte Colbert an den König geschrieben:

„Die Zahlungen für den vielen unnöthigen Auf„wand bleiben immer aus und schwellen an. Es wird „immer schwerer so viel aufzubringen, als die wichtigsten „und dringendsten Bedürfnisse erfodern. Ich habe, „seit vier Wochen, auf die Stadt Paris beynahe 1500000 „Livr. zu sechs vom Hundert aufnehmen lassen.

„Ew. M. wissen, daß die Ausgabe des künfti„gen Jahres die Einnahme mit fünf und zwanzig Millio„nen Livr. übersteigt; dieser Ausfall muß durch auser„ordentliche Mittel gedeckt werden. Es ist genug, wenn „Ew. M. nur wissen, daß Ihre Gegenwart nothwendig „ist, um sich Vortrag davon thun zu lassen, darauf „zu beschließen und zu vollziehen."

Auf dieses schrieb der König an den Rand:

„Das Nöthigste geht vor; im Uebri„gen wollen wir uns mit der Zeit helfen. „Wenn ich finden werde, daß meine Ge„genwart im Felde nicht mehr nöthig sey, „dann werde ich zurückkommen: allein „jetzt sehe ich noch etwas zu thun. Was „dieses sey, davon urtheilen Sie daher „daß ich Kugeln von Ihnen verlangt „habe."

Ludwig XIV und Colbert scheuten und schon„ten sich wechelsweise. Jener sprach, wenn der Mini„ster seine Lieblingsleidenschaft angriff, als furchtbarer Gebieter: der Minister hingegen schmeichelte ihr zuwei„len

len, um wieder Einfluß zu gewinnen. So schrieb er z. B., als Ludwig XIV in der Belagerung von Mastricht war an 20 Jun. 1673:

„Die Finanzangelegenheiten sind nicht so wich„tig, daß sie Ew. M. in Ihrem großen und rühmlichen „Unternehmen stören dürften. Mögten Sie es doch „bald und zu Ihrer völligen Zufriedenheit beendigen! „Aber, Sire, jedermann zittert, wenn man bedenkt, „daß Ew. M. Ihr Leben wagen. Die Ehr„furcht verschließt mir hierüber den Mund; und ich „bitte Ew. Majestät um Verzeihung, daß auch nur „diese wenigen Worte meiner Feder entfuhren."

Hier ist noch ein Memoire von Colbert, welches den König höchlich beleidigte, weil es so ganz Wahrheit sprach, und das Ungemach der Unterthanen, selbst unter der Administration eines solchen Ministers aufdeckte.

„Ich beschwöre Ew. M. diese wenigen Zeilen „mit einigem Nachdenken zu lesen.

„Ich kann nicht läugnen, daß, als Sie neulich „von dem Zustand Ihrer Finanzen mit mir zu sprechen „geruhten, die Ehrfurcht, mein immer gleiches Bestreben „Ihnen zu gefallen, Ihnen nach Ihrem Wunsch ohne Zwang „und Verdruß zu dienen, und noch mehr Ihre natürliche „Beredsamkeit, die so leicht von dem überredet wovon „Sie überreden wollen, daß alles dieses es mir unmög„lich machte, von dem Zustand Ihrer Finanzen ein we„nig länger und mit mehr Nachdruck zu reden. Allein „ich habe seitdem über dasjenige was Ew. M. damahls „sagten, ernsthaft nachgedacht und befunden, daß nur „die Bestimmung und die Art des Aufwandes sich ge„ändert hat. Nunmehr würde ich meine Pflicht und „die Treue die ich Ihnen schuldig bin, zu verletzen glau-

„ben, wenn ich Ihnen nicht noch einmahl eben jenen „Zustand getreulich vor Augen legte. Geruhen Sie alsdenn so viel als Ihnen nöthig scheinen wird, darüber „nachzudenken, und hernach den Entschluß zu fassen, „der Ihnen am vortheilhaftesten vorkommen wird.

„Nach einem Kriege von acht oder neun Jahren und einem jährlichen Aufwand von 110 bis 120 „Millionen, hatten Ew. M. auf die nächstfolgenden „Jahre nicht mehr als 22 Millionen zum voraus verzehrt.

„Im J. 1680 übersteigt die Ausgabe die Einnahme „um 20 Millionen, und ausserdem haben Ew. M. noch „mancherley zu zahlen: für Lebensmittel vier Millionen; „an Etapen eine Million; für Silber, Stall, Gebäude, Festungswerke, Gnadenabgaben, und andere Ausgaben, zusammen 12 bis 13 Millionen Livres.

„Ich gebe zu, daß ein großer Theil dieser Zahlungen sich aufschieben läßt; aber es ist auch eben so „gewiß, daß die längste Frist ein Jahr, höchstens zwey „Jahre seyn kann.

„So sind denn 54 bis 55 Millionen auf 1681 „schon verbraucht.

„Die Einkünfte Ew. M. belaufen sich jetzt, wegen der vielen Erlasse an die Unterthanen nur auf 65 „bis 66 Millionen Livres: ich nehme jedoch 70 Millionen an. Werden nun davon 6 bis 7 aufschiebliche „Schulden abgezogen, so bleibt von den Einkünften „für die Ausgaben des Jahrs 1681 nicht mehr als „22 bis 23 Millionen. Man wird daher schon im „künftigen März oder April auf das Jahr 1682 zum „voraus erheben müssen.

„Sonst war der königliche Kredit, bey mehr „als 20 Millionen auf fünf Procent festgesetzt und bes„hauptet worden: durch die übermäßigen Anleihen ist

„er jetzt auf zehn Procent gesunken. Man muß daher „wieder 8 bis 9 Millionen abrechnen, um für 1681 „einen Vorschuß von 82 zu erhalten. Geht das so fort, „so ist zu besorgen, daß man vielleicht wieder, wie sonst, „funfzehn vom Hundert werde geben müssen.

„Ich habe bisher, um nur den Kredit aufrecht „zu erhalten, alles dieses sorgfältig verhehlt, und der „Sache den Schein von einem großen Ueberfluß gege„ben: dadurch haben wir denn, vermöge der Anleih„Casse, 15 bis 16 Millionen Livr. aufgetrieben.

„Diese Kasse ist auf die Kontrakte aller Fermiers „gegründet, deren Zahlungen von Quartal zu Quartal „fällig sind; so daß zu Ende dieses Monats die Zah„lung im Ganzen von ihnen gefodert werden kann.

„Die Verminderung des Kredits auf zehn Pro„cent fängt schon an es merklich zu machen, daß kein „solcher Ueberfluß vorhanden ist, als ich habe überreden „wollen. Es müssen noch vier Millionen für den Sep„tember aufgenommen werden.

„Es ist schwer, vielleicht gar unmöglich, daß nicht „die Verminderung des Kredits manchen veranlassen „sollte, sein Kapital ganz oder zum Theil aus der An„lehn-Kasse zurückzunehmen. Da nun, in diesem Fall, „Ew. M. nicht würden abhelfen können, die Zahlungen „aber die Kräfte der Zahlenden übersteigen möchten, so „dürfte wohl fast ein allgemeiner Bankerutt entstehen, „dessen Folgen sehr unangenehm seyn, und die Einkünf„te Ew. M. sehr vermindern würde.

„Ich weiß sehr wohl, daß ich hier nur die Krank„heit erkläre, daß es aber darauf ankömmt Heilmittel zu „finden. Nur weiß ich nicht, ob es nicht Ew. M. „für sachdienlich halten möchten, jene Krankheit und „den Zustand wie ich sie eben erklärt habe, gewissen von

„Ihnen zu ernennenden Kommissarien, oder auch dem „Staatsrath in Ihrer Gegenwart vorzulegen. Vielleicht fänden die Herren einige Auswege, oder könnten Vorschläge thun, deren Ausführung dem Uebel „abhelfen und Ew. M. befriedigen könnten.

„Mir für meinen Theil scheint alles was sich „darüber denken läßt, darauf hinauszulaufen, daß die „Einnahme vermehrt, die Ausgabe vermindert werde.

„In Absicht auf jenes muß ich freylich Ew. M. „gestehen, daß zu befürchten ist, ich möge zu weit gehn, „und die ungeheure Pachterhöhung den Unterthanen „äusserst zur Last fallen.

„Dieses ist die einzige Angelegenheit die meiner „Sorgfalt anvertrauet ist, da Ew. M. selbst die Steuer„verfassung bestimmt haben.

„Ausserordentliche Gefälle giebt es nicht mehr: „was in den neueroberten Provinzen etwas einbringen „konnte, darüber haben Ew. M. schon Verfügung ge„troffen.

„Durch den Kredit sind bisher über 40 Millio„nen Livr. baares Geld eingekommen; weiter kann er „schwerlich gehen.

„Renten werden nicht mehr gesucht; und wür„den noch weniger gesucht werden, wenn man sie her„untersetzte.

„Ohnerachtet die Auszahlung mein Geschäffte „nicht ist, bitte ich dennoch Ew. M. nur so viel sagen „zu dürfen, daß Dieselben so wohl im Kriege als im „Frieden bey Ihren Ausgaben niemahls Ihre Einkünfte zu Rath gezogen haben, welches so ausserordentlich „ist, daß es gewiß kein ähnliches Beyspiel giebt.

„Wollten Sie sich eine Vorstellung und Vergleichung der vorigen Zeiten seit zwanzig Jahren, die ich

„Denselben zu dienen die Ehre habe, gefallen lassen,
„so würden Sie finden, daß, ohnerachtet die Einnahme
„weit beträchtlicher geworden, die Ausgabe dennoch weit
„stärker angewachsen ist. Vielleicht würde dieses Ew.
„M. bewegen, den übermäßigen Aufwand einzuschrän-
„ken und abzuschneiden, und dadurch etwas mehr Ver-
„hältniß zwischen die Einnahme und Abgabe zu brin-
„gen.

„Ich weiß wohl, Sire, daß ich hier eine Rolle
„übernehme die nichs weniger als reitzend ist: allein
„in Ew. M. Dienste sind nun eimahl die Geschäffte ver-
„schieden. Die einen sind blos angenehm, weil sie die
„Auszahlung allein zum Gegenstande haben: dasjenige
„hingegen womit ich beehrt bin, ist unglücklicherweise
„so beschaffen, daß es schwerlich einige Annehmlichkeit
„haben kann, weil die Foderungen der Ausgabe grenzen-
„los sind. Doch man muß sich zu fassen, und immer
„seine Pflicht zu erfüllen suchen.

„Ich bitte Ew. M. nochmals, über alles was
„ich Denselben eben vorgestellt habe, ernsthaft nachzu-
„denken."

Dieser niederschlagende Aufsatz machte so wenig Eindruck auf den König, der einige Jahre nachher den Minister verloren, daß er sich vielmehr seinem Hang zur Pracht und zu Aufwand jeder Art ohne Zurückhaltung überließ.

Was es ihm kostete das Parlement nach seinem Willen zu lenken, und wie das Parlement von Paris sich gewinnen ließ die neuen Auflagen einzuzeichnen, sieht man aus Folgendem.

„Ich weiß nicht, schrieb Colbert 1672, ob etwa
„Ew. M. zuträglich für Ihren Dienst finden möchten,
„den Referenten der Edikte die eingezeichnet werden, ei-
„nigen der ältesten Räthe und denjenigen die am besten

gedient

„gedient haben eine Gratification, eine Art von Zulage,
„zu geben. Vielleicht würden 12 bis 15000 Livr. an
„jeden vertheilt, bey der Beförderung der künftigen An-
„gelegenheiten, gute Würkung thun.....“

Hierauf antwortet der König: Sehen Sie sich nur vor, daß man sich nicht künftig darauf berufen möge.“

Immer zeigte sich der König freundlich und dankbar, wenn es dem Minister gelang ihm Geld zu schaffen. „Ich bin, schrieb er, unterm 1 Januar 1673, „an Colbert, auf eine angenehme Art durch den Brief „überrascht worden, worin Sie mir melden, daß meine „Einkünfte zunehmen. Ich muß gestehn, daß ich es „nicht erwartet hatte: allein von Ihrer Geschicklichkeit „und von Ihrem Eifer darf ich mir alles versprechen. „Ich versichere Sie, daß Sie mir den Antritt des „Jahrs fröhlich gemacht haben; ich hoffe, es werde „eben so glücklich als das vorhergehende seyn. Wenigstens wird die Schuld vom Gegentheil nicht an Ihnen „liegen; davon bin ich versichert. Morgen sollen Sie „mir umständlichern Bericht von allem abstatten: unterdessen glauben Sie, daß, da Sie mir die erste Freude im Jahre gemacht haben, ich Ihnen das ganze Jahr „über zeigen werde, wie sehr ich mit Ihren Diensten „und mit Ihnen selbst zufrieden bin.“

Murrten aber oder empörten sich die Unterthanen wegen der Auflagen, so sprach er von Truppen und Gewalt.“ „Ohne Zweifel, schrieb Colbert an ihn, „wird Herr von Louvois Rechenschaft von dem ablegen, was „in Roussillon vorgefallen ist; so wie der Herr von Chateauneuf von dem Aufruhr in Vivarais wegen der jährlichen Abgabe von den Wirthshäusern, die bey den „Untergerichten in Languedoc eingezeichnet worden, und „deren Ertrag zu den Kosten des Kommunikationskanals

„nals bestimmt ist. Es ist höchst nöthig diesen An„fang von Aufruhr mit Nachdruck zu unter„drücken."

Der König antwortet: „ich weiß was vor„gegangen ist; ich habe befohlen, daß die „Truppen marschieren, und die Ordres „des Herrn von Castres befolgen sollen. „Louvois wird Sie noch genauer von mei„ner Willensmeynung unterrichten." Und in einem Handschreiben vom 30 Dec. 1670 sagt er: „ich habe gelesen, was Sie mir vom Anfang eines Auf„standes in den Provinzen melden; man wird sehen, „was darauf zu thun seyn mag. Es ist mir lieb, daß „ich Ihre Meynung zum voraus weiß: ich sage Ihnen, „daß ich entschlossen bin, nicht das Mindeste gegen mein „Ansehen unbestraft geschehn zu lassen." ... Nun aber wurde sein Ansehen so weit getrieben, daß die Unterthanen alle willkührliche Abgaben, die er ihnen, seines Ruhms wegen, aufzulegen für gut fand, ohne Murren tragen sollten. Dieser feste Willen des Monarchen gieng so weit, daß er öfters die geheimsten Vorstellungen der Minister übel aufnahm.

„Glauben Sie nicht, schrieb er aus Lian„court, am 26 Apr. 1671, an Colbert, daß ich we„niger Ihr Freund sey; dieses ist, so lange Sie mir „dienen, unmöglich. Allein Sie müssen mir so die„nen, wie ich es wünsche, und glauben, daß meine „Anordnungen unverbesserlich sind. Keine Besorgniß „von Vorzug den ich Andern gäbe, darf Sie beunru„higen: ich suche blos Ungerechtigkeiten zu vermeiden, „und für das Beste meines Dienstes zu sorgen; und „das werde ich thun, wenn ihr alle um mich seyn „werdet. Glauben Sie unterdessen, daß ich nicht

verändert

„verändert gegen Sie bin, daß ich noch so denke, wie „Sie es wünschen können."

Ferner schrieb er:

„Ich war vorgestern (am 2ten Apr. 1671) Herr „genug über mich selbst, um Ihnen zu verbergen, wie „unangenehm es mir war, einen Mann, den ich, so „wie Sie, mit Wohlthaten überhäuft habe, so mit „mir reden zu hören, wie Sie sprachen. Ich habe „viel Freundschaft für Sie gehabt; das zeigt die Er„fahrung. Ich habe sie auch noch; und einen be„trächtlichen Beweis davon glaube ich Ihnen dadurch „zu geben, daß ich Ihnen sage, daß ich mich Ihnen „zu gefallen einen Augenblick gezwungen, und Ihnen „nichts weiter habe antworten mögen, damit Sie nicht „etwa Veranlassung bekämen mir noch mehr zu miß„fallen. Die Erinnerung an die Dienste welche Sie „mir geleistet haben, und meine Freundschaft flößen „mir diese Gesinnung ein. Nützen Sie diese Gesin„nung, und wagen es nicht mich noch mehr aufzubringen: „denn, habe ich erst Ihre Gründe und die Gründe Ih„rer Kollegen angehört und auf alle Ihre Foderun„gen meine Willensmeynung eröffnet, so will ich nie „wieder etwas davon hören. Sehn Sie zu, ob die „Marine Ihnen nicht ansteht, ob sie nicht nach Ih„rem Sinne ist, ob Sie lieber etwas anders möchten: „reden Sie frey. Aber habe ich einmahl einen Aus„spruch gethan, dann leide ich nicht mehr den gering„sten Widerspruch."

Es ist unangenehm, daß dieses Handschreiben keine Aufschrift hat: wir haben es nach dem Original unter Colberts Papieren abgeschrieben.

Erklä-

Erklärungen solcher Art schreckten selbst seine redlichsten Minister, so daß sie nicht anders sprachen, als mit Ausdrücken wie man mit Gott spricht.

Nun noch eine Stelle aus einem Briefe von Colbert, zum Schluß der Beweisurkunden zur Regierungsgeschichte des Königs und der ruhmvollen Staatsverwaltung dieses Ministers.

„Es ist überflüssig, hatte ihm der König geschrieben, daß Sie mir Ihren Sohn empfehlen. Sie wissen, was ich Ihnen bey meiner Abreise gesagt habe; ich werde mein Wort halten, und gewiß recht gut für ihn sorgen. Er wird nichts unrechtes thun; sollte das aber geschehen, so würd' ich es ihm nicht so ungeahndet hingehen lassen."

Voll Entzücken antwortet Colbert:

„Mir fehlen Worte, um Ew. M. zu sagen, wie sehr ich von der Güte die Sie meinem Sohne bezeigen, durchdrungen bin. Sie begnügen sich nicht damit daß sie der Schöpfer seines Glücks geworden sind: Sie wollen auch, um Ihr Werk zu krönen, gleichsam der Schöpfer seines Geistes werden. Wohl ihm, wenn er diesen großen Vortheil recht zu nutzen versteht! Auch die Fehler die er begehen wird, werden glückliche Fehler seyn, weil sie von dem besten Herrn, von dem aufgeklärtesten Manne, von dem größten und mächtigsten Monarchen der jemahls auf dem Throne saß, werden berichtigt und verbessert werden."

In diesem Style reden sonst nur Weßire zu den Potentaten in Asien. Sieht man nun, daß selbst ein Colbert in diesem Style spricht, daß er die Fehler seines Sohnes glücklich preißt, so kann man sagen, daß Ludwig die Kunst zu despotisiren im höchsten Grade verstand.

Hier

Hier laßt uns inne halten! Es möchte uns sonst noch einfallen den Tyrannen zu schildern, wie er von seinen legitimirten Kindern, von einer schlauen Heuchlerin, von einem P. Le Tellier und von den Jesuiten gelenkt wird. Bisher haben wir ihn allein und in seinem Verhältnisse mit Colbert beobachtet: seine Briefe und die Antworten sind hinreichend ihn vollkommen kennen zu lernen. Aus diesem geheimen Briefwechsel sieht man augenscheinlich: seine Eitelkeit, seine Geringschätzung der Unterthanen, seine thörichte Eroberungssucht, sein militärisches Gebieten, sein Prunk, sein tiefangelegter, durchdachter immer gleich behaupteter Despotismus, seine Unwissenheit in Regierungssachen, sein Widerwille gegen alle Vorstellung, die Unterjochung der Nation, der Geistlichkeit, der Parlemente, die Schüchternheit seiner Minister, kurz, seine ganze Regierung, die so hart, so langwierig, so verschwenderisch, und blos durch äussern Schimmer blendend war, alles dieses mußte zuletzt das Königreich in den Zustand von Kraftlosigkeit versenken, worin er es im J. 1715 verließ.

XIII.

Umstände bey dem Tode Ludwigs XIV.

Als Ludwig XIV dem Tode näher kam, duldeten die Franzosen zum Theil das allgemeine Elend des Staats mit Ergebenheit; andere sahen, bey dem hohen Alter des Königs, einer neuen Regierungsweise mit Verlan-

Verlangen entgegen; alle aber hatten sich gewöhnt, als ohnmächtige Sklaven, umringt von den Schreckbildern die von der bewaffneten Gewalt ihrem Mißvergnügen, ihrem Murren, ihrem Widersprechen entgegengesetzt wurden, das Joch geduldig zu tragen.

Am Ziel einer solchen Regierung die durch Drohungen stumm macht, mitten unter Andächtlerinnen, Beichtvätern, Bastarden die Prinzen geworden waren, an einem Hofe, der die Hülle des Ceremoniels und der Etikette über seine Greuel warf, starb endlich Ludwig der Große. Immer mag Voltaire sich Mühe geben, ihn bis auf dem Sterbebette als einen großen Fürsten zu schildern; immer mag er sich Mühe geben, in diesem Theile seiner Lobrede die schauervollen Bemerkungen die sich am Krankenlager des Monarchen darbieten, zu unterdrücken oder zu verschönern: die Zeit ist gekommen, wo man es sagen darf wie er starb. Man sieht dabey zugleich den Charakter seiner Favoritinnen, Prinzen und Großen die ihn umringt hielten; ihre Selbstsucht, ihre Falschheit, unverstellt vor den Augen eines Sterbenden, von dem sie nichts mehr zu fürchten oder zu erwarten hatten.

Ich will hier nicht die letzten Reden des Königs wiederhohlen, die man in den meisten Denkwürdigkeiten jener Zeit antrifft: ich will lieber der Nachwelt solche Anekdoten aufbewahren die man mit Stillschweigen übergangen hat, und solche Reden des Königs die man damahls nicht bekannt machen durfte. Wir haben allerdings eine recht schöne Anrede von dem Monarchen an Ludwig XV, allein er hat eine kürzere und nachdrucksvollere an die Frau von Maintenon gehalten. Diese sagte damahls niemand nach, weil die Großen fanden, daß sie dem Volke zu günstig wäre, und sie selbst Mitschuldige an den Bedrückungen des Staates waren:

ein König auf dem Sterbebette aber sieht alle seine Unterthanen, Bürger, Adel und Geistlichkeit, ohne Unterschied.

„Ich habe immer gehört, sagte er zur „Frau von Maintenon, es wäre schwer sich zum „Sterben zu entschließen. Ich nähere „mich jetzt dem Augenblick der allen Men„schen furchtbar ist, und finde nicht, daß „dieser Entschluß so viel Anstrengung „kostet." — „Allerdings, erwiederte die Frau von „Maintenon, fällt er schwer, wenn man am Irrdischen „hängt, Haß im Herzen hegt, und Schadensersetzungen „zu leisten hat." — „Ach! unterbrach sie der König, „wenn es auf Schadensersetzungen an„kömmt, die bin ich keinem Menschen ins„besondere schuldig: aber in Ansehung „derjenigen die ich dem Königreiche „schuldig bin, verlasse ich mich blos auf „Gottes Barmherzigkeit."

Diese ganze Nacht war er sehr unruhig; alle Augenblicke faltete er die Hände und betete, schlug dazu an die Brust, und flehte um Vergebung daß er sein Volk so sehr getäuscht hätte.

Nach einem solchen Bekenntnisse befremdet mit Recht die Unwahrheit die er dem Herzog von Orleans sagte. Auf dem Todtenbette darf kein König mehr betrügen: gleichwohl ließ ihn Ludwig zu sich rufen blos um seiner zu spotten, um die Maaßregeln zu vereiteln die er hätte nehmen können, sich der Regentschaft, die ihm gebührte, zu versichern; er wollte blos ihn irre führen, und in Absicht auf die Verfügungen in seinem Testamente sicher machen. „Ich habe Ihnen, „sagt' erzu ihm, alle die Rechte vorbehal„ten, die Ihnen Ihre Geburt giebt:" und „dennoch hatte er schon die meisten Vorrechte der Re„gentschaft dem Herzog von Maine zugetheilt, und ihm

einen

„einen Staatsrath nach der Mehrheit der Stimmen „zugeordnet. Dieser Verfügungen ohnerachtet that er „seinem Neffen freundlich, empfahl ihm seinen Nachfol„ger, den er durch sein Testament dem Todfeinde des „Herzogs von Orleans überließ, empfahl ihm auch die „Frau von Maintenon. Eine solche Affektation läßt „sich nicht anders erklären, als wenn man sie der Leh„re Eskobars zuschreibt, die sein Beichtvater Le Tellier „öffentlich und mit Erfolg in Ausübung brachte. Lud„wig XIV selbst war ein ehrlicher Mann; und Klugheit „herrschte bey ihm mehr als Verstellung solcher Art."

Was den Jesuiten Le Tellier betrifft, so hatte dieser, nachdem er seinem Kranken die Beichte abgenommen und es umsonst versucht ihm einige Pfründenernennungen abzulocken, ihn endlich verlassen, um seinen Handel mit der Regentschaft zu treiben. Durch seine Ränke ward es verhindert, daß der Kardinal von Noailles, der dem sterbenden König hätte beystehen sollen, ihn doch nicht besuchen durfte. In den letzten Tagen der Krankheit des Königs lief er von einem Hotel zum andern, um die Vollziehung des Testaments zum Nachtheil des Herzogs von Orleans vorzubereiten. Dreymahl ließ ihn der König rufen, und dreymahl versagte ihm der Jesuit seinen Beystand, in diesen letzten Augenblicken, wo ein andächtiger Fürst keine andere Hülfe weiß als seinen Beichtvater.

Und nun die Vielgeliebte des Königs, die Frau von Maintenon, diese verschwand vier Tage vor dem Tode des Königs, das heißt, als sie sah, daß für den kranken Monarchen keine Rettung mehr übrig war. Voll Vertrauen auf sie allein hatte er sie aus dem Nichts hervorgezogen, und sie zu seiner Gemahlin erhoben. Sie aber, die doch ihren krüppelhaften Ehemann bis zum letzten Augenblick verpflegt hatte, sie empfand viel zu fein, als daß sie den Anblick eines sterbenden Königs

hätte ertragen können. Nein! sie eilte nach Saint-Cyr um da die Arme gen Himmel auszubreiten und sich ihrem neuen Hofe zum Schauspiel zu geben.

Der Duc du Maine endlich hatte zu viel mit der Anordnung des Lit de Justice zu thun: er konnte seine Freude über seine künftige Größe gar nicht verbergen. Die übrigen Hofleute, nur wenige wahre Freunde Ludwigs XIV ausgenommen, verließen ihn, und schlossen sich an den Herzog von Orleans an. Zeigten sich aber Merkmahle von Besserung, so kehrte alles wieder zu ihm zurück.

Bey seiner langwierigen Schwäche konnte der König alle diese Treulosigkeiten bemerken: denn von Zeit zu Zeit erhohlte er sich ganz unvermuthet. Alsdenn sprach er mit mehr Nachdruck, als er je bey voller Gesundheit und vollem Genuß seiner Sinnen gethan hatte. So verlangte er einstmahl, im Tone des Gebieters, die Frau von Maintenon: sie kam auch auf einen Augenblick, eilte aber gleich nach Saint-Cyr zurück. Auf solche Art erfuhr er noch auf seinem Sterbelager den Flattersinn der Höflinge, die Gleichgültigkeit seines Sohns, die Undankbarkeit seiner Favoritin, die aufrichtige Ergebenheit einiger Bedienten. So mögen sich denn die Fürsten denjenigen überlassen, die sich an sie drängen! so mögen sie ihre Unterthanen plündern, um Mätressen und Höflinge zu bereichern! Ich zeige ihnen wie Ludwig XIV starb, und was das Volk nach seinem Tode empfand.

Dieses gefühlvolle, wahrheitliebende Volk rächte sich in der That wegen der drückenden Regierung des Königs mit Bitterkeit. Es strömte nach Saint-Denys, und erlaubte sich da Freudensbezeigungen aller Art. Man nannte diese Freudensbezeigungen skandalös: als ob nicht der Tod eines Unterdrückers ein öffentliches Fest wäre! Von der Vorstadt bis zur

Abtey

Abtey Saint-Denys war Bal, Musik, Koncert, wilder Tanz und lärmender Gesang. Verwünschungen wurden gegen den Verstorbenen ausgestoßen; man nennte ihn nicht anders als den bösen König. Als der Leichenzug vorbeyzog, versah man sich, aus einem benachbarten Kohlgarten, mit Zwiebeln, und theilte sie aus; denn, hieß es, da man nicht von selbst weinen könnte, so müßte man sich die Augen reiben, um ihm doch die letzte Ehre zu erzeigen. Ganz anders hatte das Volk nach dem Tode des guten Heinrichs verfahren: denn kaum war Ravaillac geviertheilt, so wurde das noch zitternde Fleisch von vielen mit den Zähnen zerrissen, von andern sogar verschlungen, um die Ermordung des geliebten Königs zu rächen.

Ich weiß wohl, daß der Höfling, der an Hofschleicherey gewöhnt ist, die rauhe Sprache, den raschen Tritt des Volks nicht leiden kann. Allein ich weiß auch, daß kein Fürst den Zustand seines Landes kennen lernt, wofern er nicht auf den Ausdruck des Volkssinnes merkt. Von dem Höfling wird das Volk immer unrichtig geschildert.

Ich schließe das Leben dieses Königs der den Franzosen so furchtbar gewesen ist, mit dem Zusatz, daß man genöthigt war, das königliche Leichenbegängniß gegen die Verspottungen des Pariser Volks in Sicherheit zu bringen. Man führte den Zug über das Feld und auf unbekannten Wegen, weil d'Argenson die Warnung gegeben hatte: man müßte alles von einem Volke befürchten, welches sich so anstößigen Freudensbezeigungen überließe.

Ende des ersten Bandes.

Anmerkungen des französischen Herausgebers zum ersten Bande. S. 69.

Ueber die Liebschaft zwischen der Herzogin von Burgund und dem Herzog von Fronsac.

Ich habe mir, während des Abdrucks dieses Bandes, Vorwürfe darüber gemacht, daß ich in Absicht auf diesen Punkt nicht alles gesagt habe,, was ich frey hätte sagen können und sollen: ich muß mir jetzt Luft vom Herzen machen.

Ich habe mit dem Herrn Marschal eine viertelstündige Unterredung über diese delikate Materie gehabt; und, um Wahrheit von ihm zu erhalten, ihn dringend gebeten, sein schönstes Abentheuer der Nachwelt nicht zu verhehlen. Seine Antwort war: „Bey meinen Lebzeiten läßt sich das nicht sagen." Als ich ihm darauf versprach, es bis nach seinem Tode zu verschweigen, gab er weiter zur Antwort: „die Sache ist sehr delikat; reden Sie blos von Kinderspiel, und weichen nicht von dem buchstäblichen Sinne dieses Wortes ab."

Ich zeigte ihm darauf, aus einem Brief vom Hof, eine Anekdote, wie alles geschehen seyn sollte: allein er fieng an zu lachen, und setzte hinzu: „so ist es nicht ganz, nicht ganz, aber doch ohngefähr.

Hier ist der erwähnte Artikel. Der König hält sich für beleidigt; indessen, da er äusserst viel Nachsicht gegen die Prinzessin hegt, so hat er eben keinen heftigen Unwillen verrathen. Die Frau von Maintenon stellt Berathschlagungen an, was zu thun sey, um Aufsehen zu vermeiden, und allem Gerede und der Veranlassung dazu ein Ende zu machen. Der kleine Duc hat eine Dreistigkeit, eine Unbesonnenheit, die ausserordentlich ist. Er spricht frey, berühmt sich, sagt was er thut, wenn es geschieht, und der ganze Hof weiß und glaubt es. Blos die Prinzessin lacht darüber; und der Dauphin ist in Absicht auf seine Gemahlin, völlig unbesorgt.

Ein leichtes, schalkhaftes Lächeln war die ganze Antwort des Herrn Marschals auf diesen Artikel, der ihn doch so sehr interessiren mußte: nur bat er mich, das nicht drucken zu lassen. — „Aber, versetzte ich, wenn nun ein Anderer als

Sie

Sie selbst diese Thatsachen bekannt macht, so wird man sagen, Sie hätten die Wahrheit unterdrückt. Ich befinde mich jetzt in eben dem Falle wie jener Geschichtschreiber, dem ein gewisser Prinz bey Strafe verbot, eine gewisse ärgerliche Anekdote nicht bekannt zu machen. So will ich denn, erwiederte der Historiker, statt dessen schreiben: der Prinz hat mir untersagt diese Anekdote von ihm selbst ins Publikum zu bringen."

Der Marschal fieng an zu lachen, und sagte dabey, das sey allerdings die Pflicht eines Geschichtschreibers.

Schreiben der Frau von Maintenon an den Herzog von Richelieu v. 5 März 1711.

Eben verläßt mich der Herzog von Fronsac, mit Betrübniß über dasjenige was er gethan, und darüber daß er Sie beleidigt hat. Er wagt es nicht sich vor Ihnen sehen zu lassen: morgen wird er Ihnen schreiben, und Sie zum Erlaubniß dazu bitten; er wünscht, daß Sie meinen Brief eher als den seinigen erhalten mögen. Nach seiner Versicherung hat er nicht mehr als einmahl auf Wort gespielt, und nur eine Reise gemacht, welche tausend Louisd'or kostet. Dabey hat er mir sein Wort gegeben, niemahls anders als mit baarem Gelde und niedrig zu spielen. Er hat so vernünftig als möglich gesprochen, und Gesinnungen gezeigt, die, wenn sie aufrichtig sind, alles von ihm hoffen lassen. Er begreift, wie traurig es für ihn ist, alle Achtung die er sich erworben hatte, in einem Augenblicke verloren zu haben. Ich habe ihm dagegen versichert: wenn er nur nicht wieder zurückfiele, so würde man seinem Alter eine Thorheit gern zu gut halten, und er würde sich bald wieder im vorigen Rufe sehn. Ich habe ihm dabey gesagt: ich würde dem König melden, daß ich sein Wort habe, und daß, wenn er es nicht hält, er sich vollends zu Grunde richten wird. Ich habe ihm erklärt, daß man ihn in seinem funfzehnten Jahre nicht verlassen würde; daß Sie es auf alle Art versuchen würden ihn zu bessern; daß der König sich darein mischen, und daß er noch manches Jahr sehr unglücklich seyn würde. Auf alles dieses hat er mit Gelassenheit, Verstand, Artigkeit und mit viel Zärtlichkeit für Sie geantwortet. Sehn Sie, lieber Duc, das ist alles was ich habe ausrichten können: thun Sie nun das Uebrige; vorzüglich aber, grämen Sie sich so wenig als möglich.

Von

Von Ebenderselben an die Herzogin von Richelieu, d. 18 Aug. 1712, nach der Entlassung des Herzogs von Fronsac aus der Bastille, und seiner Ankunft im Lager, bey dem Marschal von Villars.

Es thut mir sehr leid, Madame, daß eine Unpäßlichkeit den Herzog von Richelieu hieher zu kommen hindert. Sonst weiß ich ihn lieber in seiner Ruhe als an irgend einem andern Orte, und verspreche mir Besserung für ihn, sobald die Hitze nachläßt. Allerdings ist er dem König vielen Dank schuldig. Ich habe noch kein Beyspiel, daß dieser so viel für jemand gethan hätte, als für den Herzog von Fronsac. Dieser würde auch sehr zu beklagen und sehr zu tadeln seyn, wenn er nicht eine so ausgezeichnete Gunst und das allgemeine Wohlwollen gegen ihn benutzte. Der Marschal von Villars schreibt mir, er habe ihm sein Haus angeboten; allein der Herzog habe die Wohnung bey dem Prinzen von Epinoy, von welchem man viel gutes sagt, vorgezogen. Ich nehme ganz vorzüglichen Antheil an Ihrem Tochtermann, der ein wahres Wunder ist. Eben deswegen habe ich mir die Freyheit genommen ganz frey mit ihm zu sprechen: er hat es auch mit aller Artigkeit und Dankbarkeit aufgenommen. An dem Herrn von Cavoye hat er einen wahren Freund.

Ende der Anmerkungen und Urkunden.

Bayerische Staatsbibliothek München

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Richelieu, Louis François Armand DuPlessis de, 1696-1788

Memoiren des Marschals Herzogs von Richelieu, Pairs von Frankreich und Ober-Kammerherrn des Königs als Enthüllung der Geschichte des Französischen Hofes unter Ludwig XIV., der Regentschaft des Herzogs von Orleans, Ludwig XV., und der vierzehn ersten Jahre der Regierung Ludwigs XVI., Königs der Franzosen, und des Wiederbringers der Freyheit; in der Bibliothek
Bd.: Erster Theil

Jena 1790

40.379-1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10701840-0
VD18 90774655